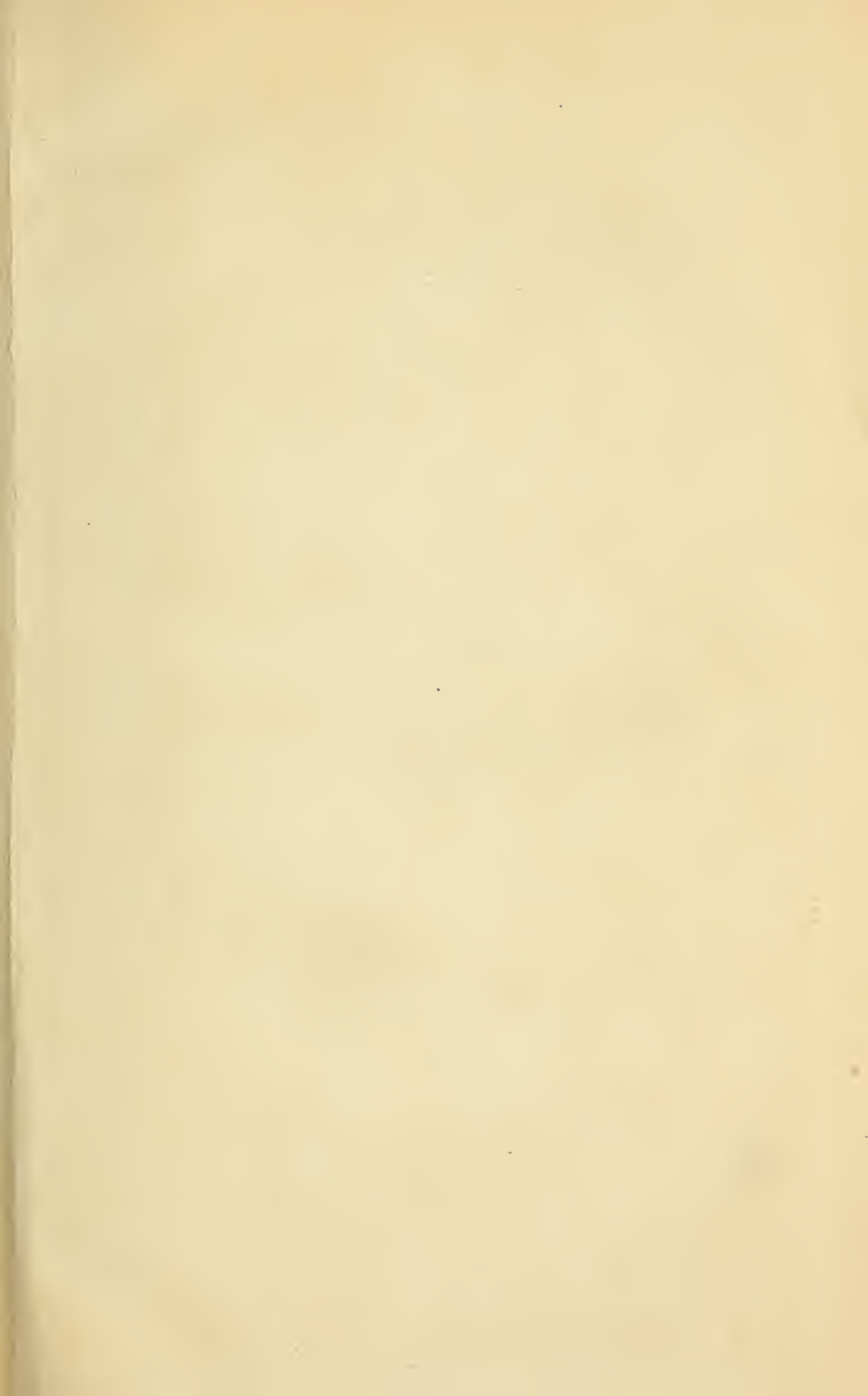
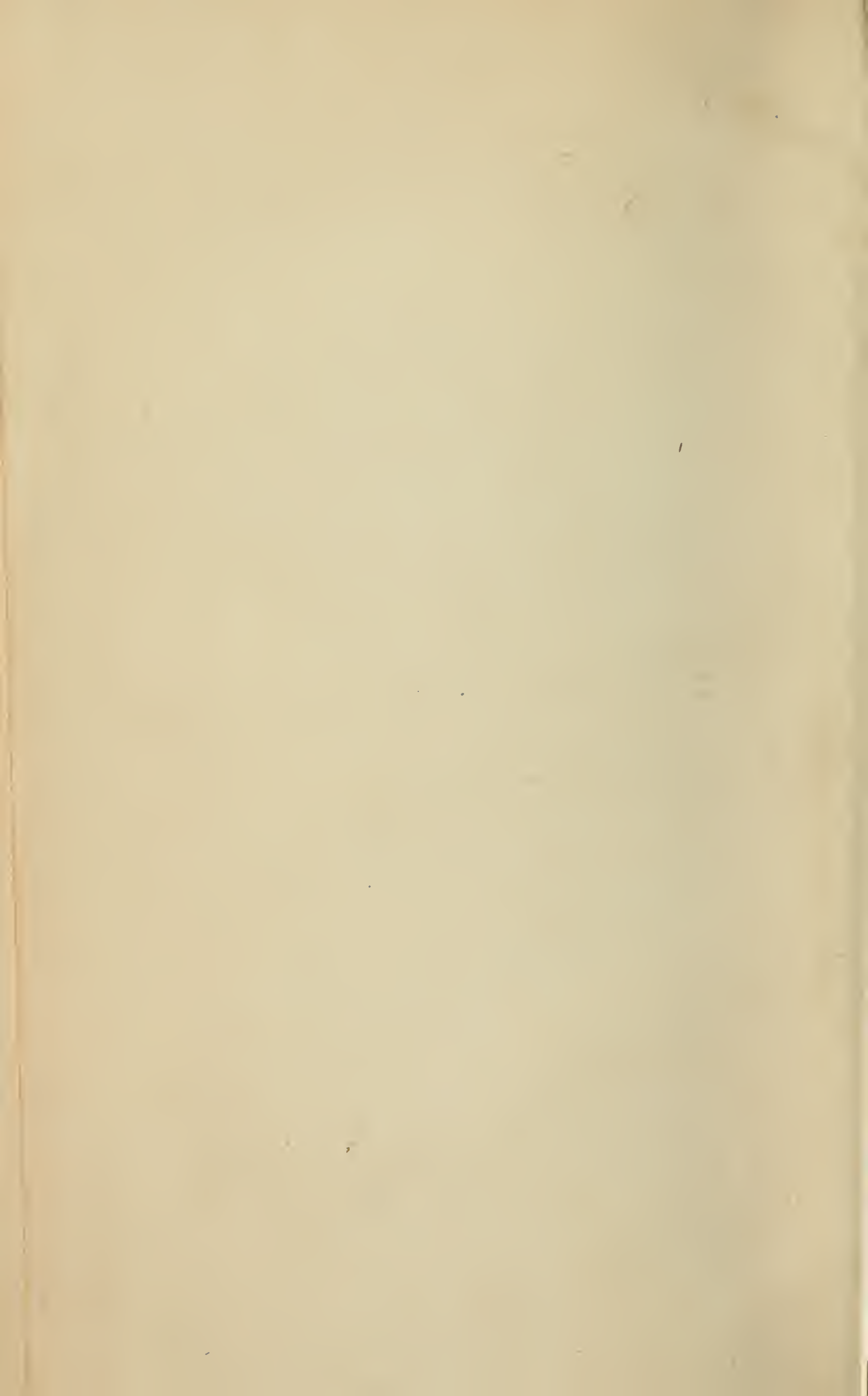


UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

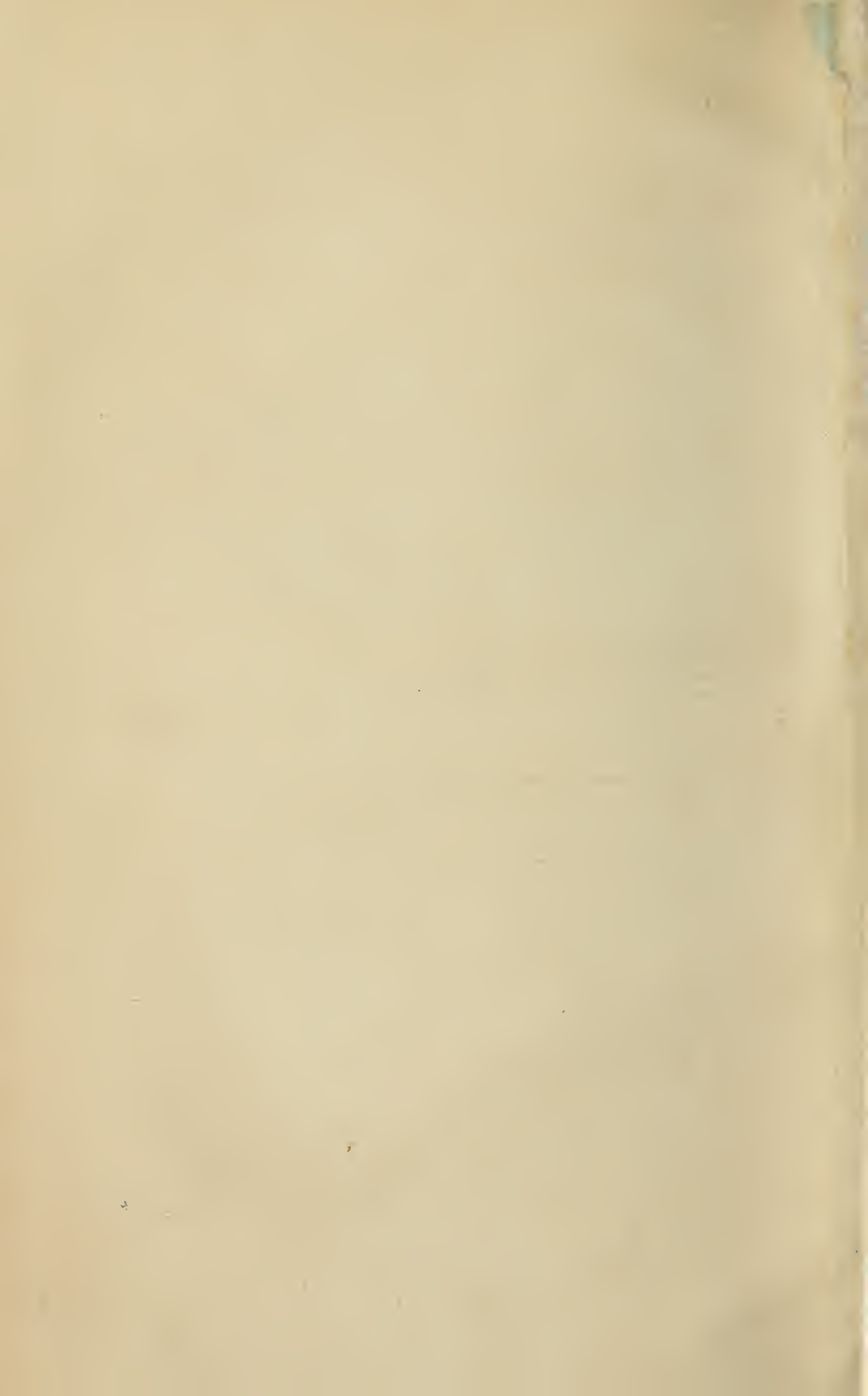






Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kleineschrifte3v4prok



LG
P9647k

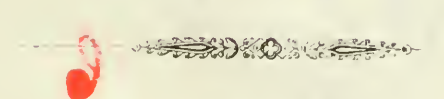
Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

Dritter Band.



Stuttgart
1842
Hallberger'sche Verlagshandlung.

4415
21/4/90

Militärisches.

III.

I.

Der Feldzug in den Niederlanden.

1793.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Was man im dreißigjährigen Kriege Wallenstein als Absicht zutraute und weßhalb er fiel, sehen wir im Feldzuge von 1793 durch Dümouriez wirklich versucht, nämlich das Heer dem Feinde zuzuführen und mit diesem vereinigt gegen die bestehende Gewalt in seinem Vaterlande zu gebrauchen. Die Vorgänge, mit welchen der Dichter seinen Gegenstand bekleidete, sind in vielen Einzelnheiten gerade dieselben, welche bei dem Versuche des französischen Oberfeldherrn stattfanden, so daß man zur Voraussetzung eingeladen wird, es habe Schiller seine Dichtung zum Theile nach der Geschichte der Tage, in denen Dümouriez sich zu Grunde richtete, gebildet. Dieser Umstand sowohl, als das Anziehende eines so merkwürdigen Ereignisses haben mich zur Bearbeitung des Feldzuges von 1793 bewogen und machen mich

hoffen, daß diese Darstellung, wenn sie dem Militär nicht ohne Interesse seyn wird, auch dem Leser aus anderen Ständen Stoff für Unterhaltung und Nachdenken geben wird.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Stärke und Stellung der gegenseitigen Heere am Schlusse des Feldzuges 1792. — Gründe für die Fortsetzung des Krieges. — Aufgebot der Mittel zu diesem Behufe. — Entwürfe und Verhandlungen über die zweckmäßigste Verwendung dieser Mittel. — Trennung des französischen Feldherrn von der Sache der Republik. — Feldzugsplan desselben als Vorbereitung zum gewaffneten Angriff auf sein Vaterland. — Stärke und Stellung der Verbündeten und Franzosen am Tage der Eröffnung des Feldzuges.

Der Feldzug im Jahre 1792 hatte alle Erwartungen der gegen Frankreich verbündeten Mächte getäuscht und vielleicht alle Erwartungen Frankreichs übertroffen. Am Schlusse desselben finden wir die gegenseitigen Heere in folgender Stärke und Stellung:

Dumouriez hielt seine Hauptkraft, die drei vereinigten Armeen von Belgien (18,000), der Ardennen (15,000) und des Nordens (18,000 Mann), befehligt von den Generalen La Noue, Valence und Miranda bei Lüttich und Herve auf der Straße nach Aachen versammelt. Dampière mit 12 Bataillons (nicht über 4000 Mann) besetzte Aachen selbst und hatte vor sich die Brigade Stengel an der Roer, zur Linken die Brigade Miaczinski an der Foron (Worms); zur Rechten die Brigade Fregeville bei der Abtei Kornelis-Münster und bei Eupten. Sechs Bataillons, 6 Schwadronen lagen in

Verviers, Limburg, Spaa, Malmedy und Stavelot. Allen diesen Truppen war Aachen als Vereinigungspunkt angewiesen. Namur hatte französische Besatzung eingenommen; dort stand Harville mit etwa 10,000 Mann und hatte seine Posten in Liney, Marche und Rochefort. — Zu Antwerpen waren 5 schwache Bataillons, die mit der batavischen Legion an 4000 Mann ausmachten. In den Niederlanden lagen außerdem noch einige Nationalbataillons, alle schwach und kaum ausgerüstet. Der General Lamorlière war mit einer Brigade nach Kleve und Geldern entsendet.

Die Stärke sämmtlicher unter Dumouriez stehenden Truppen betrug 60,000 Mann. *)

Custine, mit ungefähr 30,000 Mann, hielt Mainz besetzt und die Umgegend. Depris-Crassier mit etwa 15,000 Mann deckte Elsaß.

In zweiter Linie befand sich die Moselarmee unter Beurnonville in der Umgegend von Saarlouis. Ihre Stärke überstieg nicht 12,000 Mann.

Diesen feindlichen Streitkräften entgegen standen: unter Clerfait an der Erft 14,200 Mann Fußvolk, 5100 Mann Reiterei, österreichische Truppen. Sie hatten die Mitte bei Bergheim. Die Vorposten waren gegen Düren und Jülich, wo pfälzische Besatzung lag, vorgeschoben.

Quer durch die feindliche Aufstellungslinie ging die zweier österreichischer Corps unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und dem Baron Beaulieu, wovon das erste (12,000 Mann) bei Trier, das andere

---

*) Jomini II. p. 63.

(13,000 Mann) in der Umgegend von Arlon stand. Luxemburg war von Oesterreichern besetzt.

Die Hauptkraft der Preußen, unter dem Herzog von Braunschweig, etwa 40,000 Mann, hielt sich bei Frankfurt a. M. Ihr rechter Flügel umschloß Königsstein, besetzte Koblenz, und hatte eine Brigade am rechten Moselufer. Ihr linker Flügel reichte bis Geresheim. Von diesem Orte bis an die Waldstädte standen längs dem Rhein 30 Compagnien Fußvolk, 4 Corps Reiter schwäbischer Truppen und unter dem Feldmarschall-Lieutenant Wallis 10 Bataillons und 12 Schwadronen Oesterreicher.

Das Jahr 1792 hatte dem einen der kriegführenden Theile viel zu bedeutende Früchte getragen und für den andern zu viele, jedoch ersetzbare Nachtheile gebracht, als daß nicht beide die Fortsetzung des Krieges eifrigst wünschen sollten.

Zu den Gründen, welche Oesterreich und Preußen bestimmt hatten, den Krieg überhaupt zu beginnen, kamen am Schlusse des Jahres 1792 eben deßhalb neue und mächtige: nämlich die erlittenen Verluste wieder einzubringen und eine Sache durchzuführen, welche durch die Unfälle im eben geendigten Jahre und durch die Rückwirkung auf den Feind, die davon eine nothwendige Folge war, nicht wenig an Wichtigkeit gewonnen hatte. Frankreich, im Bewußtseyn, daß dieser Krieg gänzlich politischer Natur, und bei dem Gegensatze der Systeme, welche die streitenden Theile vertheidigten, nie aufrichtig beizulegen sey, hatte durch die errungenen Vortheile einen Aufschwung erhalten, der dessen Regierung auffordern mußte, mit aller Thätigkeit die Feindseligkeiten fortzuführen, damit das Jahr 1793, wo möglich in demselben Verhältnisse als

das frühere, Frankreich dem Ziele näher bringe, sich unbeengt im Innern zu ordnen. Während die Verbündeten für die Aufrechthaltung der Monarchie zu fechten bereit waren, waren es die Franzosen für die der Republik. Gegensatz ruft den Gegensatz hervor, und Meinungskriege enden nur mit der Unterdrückung der einen Lehre. Die Wahrheit dieses Satzes ist uns, die wir den Ausgang dieses damals noch in seiner ersten Entwicklung begriffenen Kampfes erlebt haben, neuerdings bestätigt. Beide Theile wandten sich mit ihrer Sache an das Gericht der öffentlichen Meinung; beide versprachen der Welt Ruhe, Ordnung und Glück; beide behaupteten, dies sey der letzte Zweck des Krieges, und ließe sich durchaus nicht anders als durch die Verwirklichung ihrer Ansichten finden; beide beriefen sich auf Erfahrung, auf göttliche und weltliche Gesetze; beide stützten sich endlich auf die Geschichte des vergangenen Jahrtausends, indem die einen daraus das Glück, die andern den Jammer der Völker bewiesen. So ist die Geschichte aller Zeiten jenem Zauberspiegel vergleichbar, in welchem Jeder nur das Bild seines Wahnes sieht.

Um sich den Kampf zu erleichtern, versuchte Frankreich zunächst die Verbündeten zu trennen, indem es durch den jüngern Custine Preußen insgeheim Anträge machen ließ. Dies Mittel schlug fehl, da der König mit bestimmten Ausdrücken diese Anträge zurückwies. Frankreich schien jedoch selbst keine großen Erwartungen von diesem Versuche gehegt zu haben, und die Regierung that ihn vielleicht nur, um die entschiedenen Schritte, die es gegen die Könige zu unternehmen Willens war, bei den Völkern zu rechtfertigen.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Jänner) brach auf immer jede Annäherung zwischen der französischen Republik und den verbündeten Monarchen.

Klar darüber, wessen sich Frankreich von England zu versehen habe, erklärte der Convent diesem Reiche sowohl als den Generalstaaten, die unter englischem und österreichischem Einfluß standen, den Krieg (1. Febr.). Um dieser entschiedenen Stellung Stütze und jener Erklärung Gewicht zu verschaffen, befahl er zugleich das Heer auf 475,000 Mann, darunter 55,000 Reiter, zu bringen. Dies war der Entwurf des Staatsbenehmens im Großen und Ganzen; wir werden später sehen, wie er im Kleinen und Einzelnen sich verwirklichte.

Je weniger Früchte den Verbündeten die politischen Mittel trugen, welche sie im Innern Frankreichs in Anwendung brachten, desto höher mußten sie ihre Streitkräfte heben. Gesicherter in der Aufbringung derselben als das zerrüttete Frankreich, fanden sie nicht nothwendig, ihren Heeren für den bevorstehenden Feldzug eine größere Stärke als die von 200,000 Mann ausrückenden Standes, abgerechnet die Besatzungen der verschiedenen festen Punkte, zu geben. Die Unterhandlungen mit England und Holland waren mit Anfang Jänner noch nicht zu Ende gelangt, daher der Zuschuß an Kräften, der von diesen beiden Reichen zu erwarten war, damals noch unbekannt.

Für die Art der Verwendung der gegenseitigen Kräfte bestanden auf beiden Seiten verschiedene Meinungen. Darin kamen alle überein, sowohl die Franzosen als die Verbündeten, daß man angriffsweise zu Werke gehen müsse.

Was insbesondere die Verbündeten betrifft, so war die Wiedereroberung der verlorenen Länder militärisch das Hauptziel. Schon im December 1792 berief der Herzog von Braunschweig den im preußischen Hauptquartier als kaiserlichen Bevollmächtigten angestellten

Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wartensleben zu einer vorläufigen Verhandlung über den zweckmäßigsten Plan des künftigen Feldzugs nach Frankfurt, und in Gegenwart des Königs wurde man am 30. December dort über folgende Punkte einig:

1) Die Wiedereroberung der Niederlande sey der erste und wichtigste Gegenstand des gemeinsamen Vortheils; es sollen sich deßhalb 70 bis 75,000 Mann kais. Truppen zwischen Bonn und Köln sammeln.

2) Wenn es nöthig würde, das Corps des Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe nach den genannten Punkten zu ziehen, so müßte, die Verbindung auf der Mosel und des Luxemburgischen zu sichern, Taverne und Pillingen durch 8 Bataillons und mit verstärkter Artillerie besetzt und gut vertheidigt werden.

3) Da der Ehrenbreitstein hinlängliche Besatzung habe, so würden zur Vertheidigung von Koblenz selbst nur etwa 2 Bataillons und 1 Compagnie Jäger kais. Truppen in der Verschanzung an der Karthause nothwendig werden.

4) 18 Bataillons und 36 Schwadronen unter den Feldmarschall-Lieutenants Staader und Wallis würden einstweilen den Oberrhein, von Heidelberg bis in's Breisgau, zu beobachten haben. Zu diesen kaiserlichen Truppen hätten noch die schwäbischen, fränkischen und oberrheinischen Kreistruppen zu stoßen. Der Hauptzweck dieser Truppenkraft sey, die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen, bei dem glücklichen Erfolge des preußischen Hauptheeres ebenfalls thätig zu werden, und gegen die eine oder andere feindliche Festung etwas zu unternehmen; auf jeden Fall aber so zu handeln, daß der im Elsaß stehende Feind nie seine ganze Kraft gegen das preußische Heer wenden könne.

5) Dieses mit den sächsischen und hessischen Truppen würde, ober oder unter Mainz, über den Rhein gehen,

sowohl Elsaß als die Saar bedrohen, versuchen, das eine oder andere feindliche Heer anzugreifen, und nach glücklicher Schlacht irgend eine Belagerung vornehmen. In jedem Falle würden in Frankfurt 3000 Mann Besatzung und in der Stellung von Spickert zur Deckung des rechten Mainufers 14,000 Mann zurückgelassen werden, so daß das preußische Hauptheer noch 55,000 Mann stark über den Rhein gehen könnte.

6) Preußen werde in und um Wesel 12 Bataillons und 15 Schwadronen aufstellen. Zu diesen hätten die kölnischen und hannöverischen Truppen (4 bis 5000 Mann) zu stoßen; dieses Corps sey bestimmt, nach Zurücklassung einer Besatzung in Wesel, in Verbindung mit dem kais. Hauptheere, gegen die Maas und gegen die Niederlande verwendet zu werden. Sollte jedoch der Feldzug nicht den Gang nehmen, den man erwartet, so behalte der König sich dies Corps zur Deckung seiner westphälischen Länder vor. Endlich

7) Preußen verpflichte sich, an Belagerungsgeschütz 20 Stück 24Pfünder, dann eben so viel 12Pfünder und Mörser aufzubringen.

Der Herzog von Braunschweig sprach am 31. December als Zusatz noch den Wunsch aus, daß, im Falle die in Breisgau gesammelten kais. Truppen über den Rhein gehen sollten, das linke Mainufer durch eine Abtheilung von etwa 6000 Mann, wo möglich hungarischer leichter Truppen, gedeckt bleibe.

Diese vorläufigen Bestimmungen wurden den Verhandlungen über den Feldzugsplan zu Grunde gelegt, welche am 6. Februar unter dem Vorsitze des Königs von Preußen, in Gegenwart des Herzogs von Braunschweig, des zum Oberbefehlshaber ernannten k. k.

Feldmarschalls Prinzen Koburg, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Wartensleben, der k. k. Obersten von Mack und von Fischer, und der königl. preußischen Obersten von Mannstein und von Gravert eröffnet wurden.

Der Herzog von Braunschweig suchte zunächst seine Ueberzeugung durchzuführen, um wie viel wichtiger der Angriff auf die Niederlande als jener auf Mainz sey. „Gelingt die Wiedereroberung der Niederlande," sprach er, „und würde der Feind durch die über ihn errungenen Vortheile zum Frieden gezwungen, so ist die Zurückgabe von Mainz hievon eine nothwendige Folge. Nicht aber umgekehrt; denn die Einnahme von Mainz, so wichtig sie auch immer für das deutsche Reich bleibt, wird nie so entscheidend auf Frankreich wirken, als die Eroberung der Niederlande, auf welche sie gar keinen Bezug hat! Längs dem ganzen Rhein stößt der Angreifende immer auf Festungen, und muß daher schon bei Eröffnung des Feldzugs auf Belagerungen eingerichtet seyn, und dies um so mehr, da Mainz in Feindes Hand ist." — Ob nun eine solche Unternehmung in einem Lande, das wenige gute Straßen hat, wo die Ungewißheit der Witterung, die Feuchtigkeit des Bodens, die Unmöglichkeit, grünes Futter zu sammeln, eine Kette von Schwierigkeiten herbeiführen, im Anfange des Frühjahrs räthlich sey, bezweifelte Braunschweig. Ganz anders schienen ihm die Verhältnisse für eine Unternehmung auf die Niederlande. Bis an die Maas war kein bedeutender Widerstand zu besorgen, und eben so wenig Mühe schien der Marsch über diesen Fluß in Anspruch zu nehmen, da außer den neutralen Plätzen Mastricht und Greve von Lüttich abwärts kein haltbarer Punkt war. Erst in der Gegend von Namur könne — so meinte Braunschweig — der Feind sich setzen. Die Vorrückung

über die Maas sichere zugleich beide Ufer des Rheins, was schon um der Verpflegung willen höchst wichtig sey. Dagegen würde eine frühere Vorrückung am Mittelrhein den Feind nach diesem Strome ziehen und die feindlichen Stellungen an der Queich, so wie bei Homburg und Kaiserslautern müßten hier die Bewegungen der Verbündeten sehr beengen.

Aus diesen Ansichten folgerte der Herzog, daß, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen und seine Entschlüsse zu beirren, sämmtliche Heere der Verbündeten und zwar zu gleicher Zeit in's Feld rücken sollten, und auch gleichzeitig der Marsch über den Rhein und über die Maas zu geschehen habe; jedoch dürfte zu einer Belagerung von Mainz nicht früher geschritten werden, bis irgend ein glücklicher Schlag den Weg hiezu gebahnt und das kais. Heer in den Niederlanden Fortschritte gemacht habe. Der Erfolg dieser Belagerung hänge von der völligen Sicherheit der Verbindung mit dem Niederrhein ab; sie ohne diese zu unternehmen, würde unverantwortlich seyn. Ueberhaupt müsse die äußerste Vorsicht alle Handlungen leiten; es seyen daher auch 69,000, die er dermalen führe, für die Belagerung von Mainz nicht hinlänglich. Er könne nicht anrathen, in diesem zweiten Feldzug abermals durch Unzulänglichkeit der Mittel den Ausgang auf das Spiel zu setzen, und durch unzeitige Sparsucht späterhin einen Aufwand an Kosten nothwendig zu machen, der denjenigen weit übersteigen würde, welchen man jetzt zur Aufstellung einer genügenden Kraft benöthige.

Nachdem Braunschweig seine Meinung auseinander gesetzt hatte, wurde das schriftliche Gutachten des Fürsten von Hohenlohe in Erwägung gezogen. Der Fürst eröffnete dasselbe mit der Betrachtung, wie sehr die Natur dieses

Krieges von jener aller jemals geführten Kriege sich unterscheide, welch geringe Anwendung von den seither üblichen militärischen und politischen Grundsätzen daher dießmal zu machen sey. Das französische Volk habe sich durch lange vorbereitete Mittel von der alten Regierung losgerissen und in eine Republik umgestaltet, die von sogenannten Volksvertretern durch die verführerische Vorspiegelung von Freiheit und Gleichheit geleitet werde. In den vergangenen Jahren hatten einige Mächte geglaubt, daß durch Anwendung sehr geringer Truppenkräfte die alte Ordnung wieder hergestellt werden könnte; sie hatten sich sogar bereden lassen, damit den Marsch nach Paris zu versuchen, um den König Ludwig wieder auf den Thron zu setzen. Nicht genug, daß man hiebei Mittel angewendet, welche — so fährt er fort — das französische Volk auf das Aeußerste gegen die königliche Familie erbittern mußten: es schlugen diese Unternehmungen auch noch fehl. Das auf dem Wege nach Paris befindliche Heer mußte, nachdem es ganz zu Grunde gerichtet war, umkehren, und selbst die durch Einverständniß genommenen Festungen wieder herausgeben. Custine habe indessen Mainz und Frankfurt genommen, Dumouriez die Niederlande erobert und stehe an der Roer. Diese Wendung der Dinge sey es, was den Franzosen den Muth gegeben, öffentlich die Abschaffung aller Könige und allen Völkern die Befreiung von ihren Tyrannen zu verkünden. Auch hatten sie durch die Enthauptung Ludwigs XVI. und durch die Kriegserklärung an England und Holland die Entschiedenheit ihrer Absicht hinlänglich beglaubigt und allen übelgesinnten Völkern ein gefährliches Beispiel gegeben. Die Sache werde nun offenbar jene aller Könige gegen die Anmaßungen der Völker. Die Könige boten ihre

Kräfte in diesem Kampfe auf; der National-Convent setzte ihnen 25 Millionen Menschen in einer Stimmung entgegen, durch welche Alles Soldat werde, da Jeder für Freiheit und Gleichheit zu streiten meine. Hiezu komme eine mit dreifacher Festungsreihe versehene Grenze, die Erfindung des Papiergeldes u. s. w.

Aus dieser Vergleichung traten für ihn nun folgende Verhältnisse hervor:

Die Franzosen:	Die Verbündeten:
1. Haben 300,000 Mann im Felde.	Nicht 200,000 Mann.
2. Diese sind von einer Nation.	Von verschiedenen.
3. Haben ein Interesse.	Haben verschiedenes.
4. Sind in ihrem Lande.	Kommen 200 bis 300 Meilen weit her.
5. Können ihre Verluste schnell und sicher ersetzen.	Brauchen hiezu 6 Monate und bringen die Mannschaft nicht auf.
6. Jeder Soldat streitet, wenigstens der Einbildung nach, für sich.	Die Soldaten können sich von allen Gefahren und Beschwerlichkeiten nichts versprechen.
7. Haben drei Reihen Festungen an der Grenze.	Müssen deren erst erobern und haben keine einzige hinter sich.
8. Gewinnen durch Verzögerung.	Wollen alles übereilen.
9. Glauben sich entschädigt, wenn sie ihren republikanischen Zustand aufrecht halten.	Wollen jeder nach seinem Theil entschädigt seyn; die Cabinette beschäftigen sich bloß mit Abmessung dieser Entschädigungen.
10. Können durch die vielen Mittel, die ein Ganzes hat, durch Papiergeld und Gewalt noch lange aushalten.	Können jetzt schon kaum ausreichen, und dürfen keine Gewalt brauchen, damit die innere Ruhe nicht gestört werde.
11. Im schlimmsten Falle rufen sie einen König aus, geben ihm keine Gewalt, machen Frieden und entschädigen Niemand.	Wenn das französische Volk nicht ausgerottet und vernichtet wird, ist kein König auf seinem Throne sicher.

Bei diesen Mißverhältnissen kommen jedoch zu Gunsten der Verbündeten die schlechte Beschaffenheit des franz.

Heeres in Betrachtung, das, ohne Generale und Offiziere, ohne Ordnung und Gehorsam, aus einer zusammengelaufenen Menge bestehend, leicht geschlagen werden könne.

Aus diesem und mehrerem schloß der Fürst, daß man sich zuerst bestreben solle, das Verlorene wieder zu gewinnen, aber dabei nicht stehen bleiben dürfe, sondern Frankreich ganz bezwingen müsse. Um diese Aufgabe zu lösen, wäre nun vor allem nöthig:

1) daß die Verbündeten Angriffsweise vorgehen;

2) daß alle Mächte Europa's ernstlich Theil am Kriege nehme, keine sich davon ausschließe;

3) daß die Kriegsunternehmungen genau verbunden und nach einem sichern und richtigen Gange geführt werden.

Die Festung Mainz sey das erste Hinderniß, welches sich den Verbündeten entgegen stelle.

Um dieses wegzuräumen, müsse man:

a. das rechte Rheinufer so verwahren, daß nirgends ein feindlicher Uebergang geschehen könne.
b. Mainz belagern.
c. Bei Mannheim eine Truppenmasse über den Rhein gehen lassen, stark genug, um jedem zum Entsatz anrückenden feindlichen Heere Widerstand zu leisten.
d. Trier auf das Aeußerste behaupten, und
e. festen Fuß im Luxemburgischen halten, damit der Feind nicht etwa auf den Einfall komme, Luxemburg zu belagern und dadurch die Belagerung von Mainz rückgängig zu machen. Endlich müßte
f. zur Behauptung von Trier ein Zwischencorps auf dem Hundsrücken, etwa bei Kirchberg, aufgestellt werden.

Nähmen England und Holland ernstlichen Antheil am Kriege, so würden sie den Rückzug des Heeres unter

Dumouriez veranlassen können und den Vormarsch des verbündeten Hauptheeres möglich machen. Gelingt es diesem, den Feind zu schlagen, so habe man nicht zu besorgen, daß Antwerpen und Namur lange Widerstand leisten, und die Niederlande würde dann den Verbündeten zufallen.

Wäre nun dies alles ausgeführt, dann erst, und nicht früher, dürfe man an Unternehmungen in Feindesland denken. Den Gang derselben zeichne die Lage der Dinge bestimmt vor; man müsse nämlich an der Saar und Mosel aufwärts rücken. Die Belagerung von Landau, Saarlouis und Thionville würde hiedurch nothwendig, und man könne nicht erwarten, in diesem Jahre damit fertig zu werden.

Da die Gefahr, die allen Fürsten und auch allen redlichen Menschen drohe, die Ursache dieses Krieges sey, so könne nicht eher Friede werden, bis diese Gefahr nicht abgewendet sey. Man müsse daher Eroberungen machen, aber ihre Grenze sey genau zu bestimmen, und dürfe nicht zu weit hinaus gesetzt werden. Ueberhaupt müsse man zuerst die entgegenstehenden Kräfte schwächen und dann von der Gesammtheit der eigenen Gebrauch machen.

So weit der Fürst Hohenlohe. Noch wurden mehrere Vorschläge von franz. Ausgewanderten vorgenommen, die jedoch in ihren Angaben zu unbestimmt, in ihren Forderungen zu übertrieben und überhaupt zu leidenschaftlicher Natur waren, als daß sie der Kriegsrath nicht einstimmig verwerfen hätte müssen.

Es ist dennoch nicht überflüssig, hier Einiges über den Charakter und die Ansichten dieser Ausgewanderten zu sagen, da ihr Einfluß auf die verbündeten Höfe, Völker und Heere, obwohl bereits sehr gesunken, doch auch in diesem Jahre noch von Gewicht war.

Vom Unglücke nicht versöhnt, feindselig gegen einander gewendet, schieden sich die Ausgewanderten in zwei sehr ungleiche Theile. Die größere Zahl derselben, die Prinzen des Hauses an ihrer Spitze, verlangte die Herstellung der unumschränkten Gewalt; der bei weitem kleinere Theil suchte das Heil von Frankreich zwar in monarchischer Verfassung, jedoch in beschränkter. Beide Theile zerfielen in eine Menge untergeordneter Parteien, die jede ihr Haupt und ihre besonderen Wege hatte. Die Höfe erklärten sich für den ersten; dagegen gewannen die Wortführer einer Verfassung bei den Völkern und selbst bei den Heeren bedeutenden Anhang.

Nur im Wunsche des Krieges gegen ihr Vaterland und in dem Wahlspruche: „Frankreich ist in Koblenz!" einig, widersprachen sich diese Ausgewanderten in allem Uebrigen. Es ist der Geschichte nützlich, bei Gelegenheit der von ihnen vorgelegten Feldzugspläne überhaupt, die Wünsche und Meinungen dieser beiden Parteien zu hören. Wir wollen hier einige Beiträge liefern, damit die Nachwelt auch auf diesen Blättern richtige Vordersätze für richtige Schlüsse finde.

Alle Parteien der ersten dieser beiden Hauptklassen der Ausgewanderten waren auch jetzt noch des Glaubens, daß der Umsturz der franz. Republik das Werk geringer Kräfte und weniger Wochen seyn könne. Der Marsch nach Paris schien ihnen keiner großen Schwierigkeit zu unterliegen; mit dem Falle von Paris aber die Republik gestürzt. Nach ihrer Ansicht hatte Braunschweig im Jahr 1792 eine Rolle gehabt, wie deren keine seit Agamemnon einem Feldherrn zu Theil geworden sey. *)

*) Schreiben des Grafen Walsh-Sérent an Feldmarschall Lacy. Salzburg, am 22. Januar 1793.

Aber des Herzogs Schwanken im einmal festgesetzten Plane; — die Aufgebung der Hauptangriffs-Punkte im Ober-Elsaß und zwischen der Sambre und Maas; — das Streben, die Generale, welchen jene Punkte anvertraut gewesen waren, den Fürsten Hohenlohe und Graf Clerfait, so unter den Händen zu halten, daß beiden kein Antheil an der Ehre des Erfolgs bleibe; — der Fehler, die Kräfte und die Aufmerksamkeit des Feindes dadurch nur auf einen einzigen, und zwar auf den eigentlichen Angriffspunkt gewendet zu halten; — der größere Fehler, die Verbindung Dumouriez mit Kellermann nicht gehindert zu haben, da jener doch erst zu einer Zeit den Oberbefehl nahm, als man schon Meister von Longwy war, und dieser erst drei Tage nach dem Falle von Verdun, von Metz aufbrach; — die Nachläßigkeit in den Verpflegungsanstalten; — das ängstliche Bemühen endlich, einen schwach begründeten Ruf aufrecht zu erhalten, und der panische Schrecken vor dem Gedanken, ihn fallen zu sehen. Diese Umstände wurden als die erklärenden Ursachen der unglücklichen Ereignisse in der Champagne angegeben.

Die Kraft des Widerstandes, den Frankreich leisten konnte, schien dieser Klasse von Ausgewanderten hauptsächlich deßhalb nicht von Bedeutung, weil sie alle Räder der neu eingerichteten Regierungsmaschine nur durch den Auswurf der Menschheit geleitet, nur durch Verbrechen, rohen Zwang und mit gänzlicher Unfähigkeit gehandhabt, voraussetzte. Diese Klasse, aus dem hohen Adel oder aus denen bestehend, welche sonst die höchsten oder einträglichsten Stellen bei Hofe, in der Finanz- und Gerichtsverwaltung, im Heere und in der Kirche besessen hatten, glaubte dem Range ihrer Glieder die Voraussetzung schuldig, daß sie allein es seyen, welche den Staat zu regieren verstehen,

mit ihnen aber diese Fähigkeit aus dem Lande gezogen sey. Sie behauptete auch noch immer, die öffentliche Meinung sey gegen die Revolution, und das Volk das Spielzeug einer wenig gehaltreichen, in ganz Frankreich gehaßten Partei. Sie schloß daraus, daß die bis jetzt erzwungenen unnatürlichen Anstrengungen nicht lange mehr dauern könnten, und hielt nicht für unwürdig, zu bekennen, daß wenn wirklich in einigen Franzosen Begeisterung herrsche, die Natur des Volks für deren baldige Verflüchtigung bürge. — „Jeder Aufschwung des Franzosen," schreibt der Graf Walsh-Sérent, „ist vorübergehend; alles nützt sich bei ihm „mit reißender Schnelligkeit ab, und man darf dies auch von „den Gewaltmitteln erwarten, durch welche die Republik „schon die ersten Augenblicke ihres Bestehens bezeichnet." —

Im oftmaligen Wechsel der Generale und Minister sah diese Klasse die Beurkundung der Erbärmlichkeit dieser aus dem untersten Stande kommenden Leute. Die Unfähigkeit derselben für die ersten Stellen des Staates, die nur dem Adel gebühren, schien ihr nun abermals dargethan, und der innere Verfall der Republik eben deßhalb gewiß, weil sie von dem Adel verlassen sey. Unter die vielen nothwendigen Folgen der Volksregierung zählte sie auch eine mangelhafte und unvollendete Ausbildung der Streitkraft. Ein Zweig dieses Hauptastes der Ausgewanderten nahm daher die Stärke des französischen Heeres jetzt, am Anfange des Jahres 1793, nicht höher an, als sie mit Ende des Feldzuges von 1792 war; denn er behauptete, daß die Zahl der aus Unzufriedenheit und gestillter Raubsucht Entwichenen jene der während des Winters nachgerückten Verstärkungen aufwiege.*) Dagegen

*) Walsh-Sérent u. s. w.

verfiel ein anderer Zweig in den Glauben, den Untergang der Republik aus dem Gegensatze, nämlich aus der Stärke ihrer Streitmacht voraus zu sagen, indem er dieselbe auf nicht weniger als 1,500,000 Mann setzte. *) Beide Theile versöhnten sich wieder in der Meinung, daß es militärisch ziemlich gleichgültig sey, ob diese Rebellen und Räuberhorden das Einfache oder das Zehnfache der Zahl betragen, da nur Dummheit sie führe und Feigheit sie beseele. Sie würden nicht den Muth haben, den wohlabgerichteten Heeren der Verbündeten zu stehen und mehr durch Verheerung, als durch Waffengewalt, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen suchen. Für gute Magazine zu sorgen, darauf beruhe die Hauptsache. Uebrigens sey auch zu erwarten, daß die Schweiz, die in den edelsten ihrer Söhne beschimpft wurde, für die Verbündeten sich erkläre; dasselbe werde Belgien thun, indem es das Joch der Republikaner satt habe, welche gekommen wären, ihm sein Glück und seine Privilegien zu rauben.

Ueber die Aufstellung der Heere, über den Punkt des Einbruches in Frankreich waren die Meinungen der Ausgewanderten verschieden, und es gab beinahe für jede Strecke der Gränze irgend einen Vorschlag. Sich so wenig als möglich an den Festungen aufzuhalten: dieser Rath war allgemein. Wie man im letzten Kriege Frankreichs gegen Spanien gesagt habe, man müsse Gibraltar in Jamaika wegnehmen, so könne man jetzt sagen, man müsse Mainz und die Niederlande in Frankreich und dieses in Paris erobern. Das Vorspiel des Einbruchs sollte zwar durch die Wegnahme von ein paar Plätzen gegeben werden, und

*) Mémoire sur les opérations etc. par M. de Frecheville. Sar de Gand le 19 Janvier 1793.

nach Verschiedenheit der Angriffsrichtung konnte hiezu entweder St. Omer und Aire, oder Maubeuge und Philippeville, oder Landrecy und Lequesnoy, oder Mainz, Longwy und Montmedy gewählt werden, die Hauptsache aber bleibe der Marsch nach Paris.

Daß aber die Rebellen nicht allein durch Waffengewalt, sondern auch durch Zwietracht und Verrath bekämpft würden, darauf hatte diese Klasse von Ausgewanderten vorzüglich Bedacht. Sie schlug einen von Katharina II. in Polen mit großem Erfolge gebrauchten Kunstgriff zur Verbreitung des Bürgerkrieges vor, nämlich Regierung der Regierung, Versammlung der Versammlung entgegen zu setzen.

Auf diesem Wege hoffte man das Volk zu dem Königthume zurück zu führen, den Gutgesinnten einen Anhaltpunkt, und den Ausgewanderten wieder die gebührende Stellung zu geben. — So lange man keinen Stein im ganzen Lande besaß, fehlte der Behauptung: daß die Revolution nichts als die Ausgeburt einiger Hochverräther sey, so wie der Versicherung von den zahllosen Anhängern der väterlichen Regierung der Bourbone die nöthige Beglaubigung. Sobald man aber nur einmal Herr von ein Paar Plätzen seyn würde, dann könnte man einen Pairshof zusammenrufen, und durch diesen einen Regenten ernennen lassen, wie sich ein ähnlicher Fall unter König Johann ergeben habe. — Dieser Regent werde im Namen des Königs Alles für ungültig erklären und aufheben, was die Revolution hervorgebracht. Jedoch beziehe sich seine Gewalt nur auf die Rechtsverhältnisse im Innern, nicht aber käme ihm zu, die fremden Heere in ihrer Unternehmung auf irgend eine Weise einzuschränken, zu beirren oder aufzuhalten.

In dem Benehmen, welches man nach der Einnahme von Paris zu beobachten hätte, überhaupt in der Ansicht von dem letzten Zweck des Krieges that sich die bedeutendste Trennung in dieser einen Klasse der Ausgewanderten kund. Sie gaben sich, obwohl des Glaubens voll, Europa habe nur für sie, für ihre Einsetzung in die einstigen Würden und Güter die Waffen ergriffen, sämmtlich die Mühe, den Königen zu beweisen, daß dies Ziel gleichbedeutend mit der Erhaltung ihrer Throne sey, und sie kündigten ihnen den Umsturz derselben als unvermeidlich an, wenn nicht die Revolution vertilgt, wenn nicht jene giftige Lehre der Freiheit und der Philosophie, welche nichts als ein System der Lasterhaftigkeit sey, gänzlich ausgerottet würde. — Aber in den Mitteln hiezu lag die Verschiedenheit. Während die Einen durch eine sehr thätige und rücksichtslose Criminal-Justiz, aufrecht gehalten durch die Bajonette der Verbündeten, ganz Frankreich zu säubern vorschlugen, und durch diese Aderöffnung allen bösen Stoff in dem Grade abzuleiten hofften, daß der Zustand, in welchem Frankreich sich vor der Revolution befand, ohne irgend eine Aenderung wieder zurückgeführt, und die Nation dahin gebracht werden könne, nicht allein vor den Bourbonen, sondern vor allen Königen Europa's knieend Verzeihung zu erflehen: *) gingen die Andern, die man die Schreckenspartei nennen möchte, noch weiter. Diese, der Zahl nach gering, hatten die Kraft, selbst ihren Eigennutz zu überwinden, und als Rächer des Frevels der Völker gegen Königthum überhaupt und gegen Aristokratie aufzutreten. Das Vaterland, und selbst die Familie der Bourbone mußte vor der Idee der Heiligkeit und Unan-

*) Frecheville etc.

tastbarkeit der ererbten Gewalt weichen. Schärfer in der Beurtheilung der Volksthümlichkeit der Revolution, fragten sie: „Wenn auch zweihundert Bajonette hinreichen, um durch den Schrecken allein jene Millionen von feigen Schwachköpfen, die sich unter die dreifarbige Fahne stellen, zu zerstäuben, wo ist die Kraft vermögend, vergiftete Gemüther zu reinigen, und die Zukunft vor den Verheerungen der Revolution sicher zu stellen?" *)

Sie riethen den Verbündeten, sich mit dem Geschäfte, Frankreich zur Vernunft zurück zu führen, gar nicht zu befassen, sondern diesen Staat, ihr Vaterland, zum abschreckenden Beispiel für alle Zeiten und Völker, zu zertrümmern, und unter sich zu theilen. Sie wünschten den Monarchen Glück zu dieser Gelegenheit, auch das Gleichgewicht in Europa nach genauer Abwägung ausfindig machen und verwirklichen zu können. Da sie aber für möglich hielten, daß die Monarchen diesen Vertilgungsgedanken nicht auffassen würden, so bestanden sie darauf, daß Frankreich zum wenigsten in die engsten Gränzen zurückgeworfen werde, und sie unterlegten die Theilungsvorschläge für die ihm abzunehmenden Länder.

Dies sey, so sagten sie, eine billige Strafe für die wahnwitzigen Forderungen von zwanzig Millionen Verbrechern, welche den Glauben aufgegeben, und sich der Philosophie in die Arme geworfen, welche das Glück, die Sittlichkeit und die Gerechtigkeit auf der ganzen Erde untergraben, und die Menschheit entehren.

Um aber die Welt vor Rückfällen zu bewahren, rieth eben diese Partei den Monarchen, nach der Zertrümmerung

*) Observations sur le moyens de restaurer la Monarchie française etc. (Manuscrit.)

oder Unterjochung Frankreichs einen Bund unter sich gegen die Anmaßungen der Völker zu schließen; dieser müsse sich mit Einführung eines militärischen Regierungssystems in allen Reihen befassen, indem nur ein solches System eine Schutzwehr gegen Volksgewalt gebe. Dieser Bund müsse auch den Frieden unter den Cabinetten sichern, denn nur dadurch blieben sie im Stande, gemeinschaftlich ihre Kräfte gegen jedes Volk zu wenden, das, die Geldverlegenheiten seiner Regierung, die früher oder später eintreten dürften, benützend, sich herausnähme, Rechnung zu verlangen, und auf die Verweigerung derselben seine Unzufriedenheit zu gründen.

Diese Anhänger der Schreckenspartei, welche, die Fackel des Bürgerkrieges in der Hand, und die Vernichtung des Vaterlandes im Herzen, als Rächer der Könige sich vor die Heere der Verbündeten drängten, wichen auch im Feldzugsplane in so ferne von den übrigen Ausgewanderten ab, als sie sicherer zu gehen, und den Krieg in zwei Feldzüge einzutheilen riethen.

Die Eroberung der Niederlande schien auch ihnen die nächste Aufgabe; dann sollte die Wegnahme von Maubeuge und Landrecy folgen, endlich der Marsch an die Somme; damit schließe der erste Feldzug. Die Festsetzung an diesem Flusse müsse schon darum ein Hauptaugenmerk seyn, weil zum wenigsten die Linie von Luxemburg nach der Maas, Oise und Somme bis St. Valery die Nordgränze Frankreichs werden müsse, wenn man das Reich noch länger bestehen lassen wolle. Im zweiten Feldzuge hätte man nur nach Paris zu marschiren, dort Gericht zu halten, und Urtheil zu sprechen.*)

*) Mémoire sur les places fortes des provinces françaises, voisines des possessions de l'Empereur etc. (Manuscrit.)

Verschieden von dieser war die Sprache, welche der andere Hauptheil der Ausgewanderten, die Vertreter einer verfassungsmäßigen beschränkten Monarchie führten. Sie huldigten dem Grundsatze, daß alles Recht der Regierung vom Volke ausgehe, die Gleichheit vor dem Gesetze schien ihnen gerecht und verlangenswerth, aber sie beschuldigten die Franzosen, die von der Vernunft gesetzten Gränzen überschritten, die Wahrheit verkannt oder mißbraucht zu haben, und dadurch in eine moralische Krankheit verfallen zu seyn, die, wenn nicht Vorkehrungen getroffen werden, ganz Europa mit Ansteckung bedrohe. Sie konnten, gleich jener Schreckenspartei, nicht laut mit ihren Vorschlägen hervortreten, und suchten daher im Geheimen für ihre Ansichten zu wirken. Sie wandten sich hauptsächlich an Oesterreich, und zu diesem sprachen sie folgendermaßen:

„Zwei Zeiträume gibt es, zwei Zeiträume der Revolution, welche wohl zu unterscheiden sind. Der erste zeigt eine gesetzgebende Versammlung, aus den brauchbarsten Köpfen des Reiches gewählt, welche das Wohl des Vaterlandes berathet, mitten im heftigsten Streite der Meinungen dasselbe nie aus dem Auge läßt, und endlich den Entwurf einer Verfassung liefert, der künftigen gemäßigteren Versammlungen als Grundlage des allgemein gewünschten Rechtszustandes dienen könnte.“

„Der große, aus der menschlichen Natur geschöpfte Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze mußte gegen die alte Ordnung stoßen, weil diese auf Ungleichheit vor dem Gesetze beruhte, er mußte vor allem die bevorrechteten Stände angreifen. Diese erhoben sich alsbald gegen den Grundsatz. Die Folge hievon war, daß der dritte Stand in der Auslegung desselben zu weit, und weiter ging, als

er ursprünglich wollte. Dadurch war der Bürgerkrieg vorbereitet, und er wurde offen durch die Flucht der königlichen Prinzen erklärt, welche den Adel und alle Bevorrechtigten aufriefen, das Land zu verlassen, um mit gewaffneter Hand wieder in dasselbe zurückzukehren."

„Diese Auflehnung der Prinzen und des Adels gegen das Volk, welches auf seiner Seite das Recht und die vom Könige beschworene Verfassung hatte, führte zum zweiten Zeitraume, zu dem der rohen Gewalt, der Verschwörungen und der Verbrechen. Der unglückliche König, unentschlossen von Natur aus, und den Einflüsterungen der verschiedenen Parteien hingegeben, verfiel in Fehler, die verziehen worden wären, wenn damals noch gesunde Vernunft und Menschlichkeit das Volk geleitet hätten. Er floh, und die Erklärung, die er zurückließ, widerrief seine gegebene Beistimmung zur Verfassung. Die Art, mit welcher er in Paris behandelt wurde, nachdem man ihn dahin zurückgebracht, ehrt die Nationalversammlung; denn diese bewies dabei einen eben so edeln als durchgreifenden Charakter."

„Der König, wieder eingesetzt, schien die Verfassung achten zu wollen. Vielleicht würde er die Vortheile erkannt haben, die sie ihm gibt, vielleicht säße er noch auf dem Throne, wenn nicht eben damals die Sekte der Jakobiner das Uebergewicht gewonnen hätte."

„Diese Sekte führte die Republik im Schilde, und brachte die Anarchie herbei. Der König warf sich aus den Armen der einen Partei in die der andern, so kam er in Verachtung bei allen."

„Der 10. August entschied endlich das Schicksal Frankreichs durch eine Schlacht."

„Nun wurden die heftigsten Gegner zu Vertretern des Volkes gewählt, der Thron stürzte zusammen, die

Herrschaft der Verbrechen begann. Frankreich kann die Rache von ganz Europa nur dadurch von sich abwenden, daß es diese Horde von Tyrannen opfert, die Constitution von 1789 nimmt, und die Krone auf das Haupt des Kindes setzt, das dermalen das Pfand seiner Wiedergeburt ist."

Auf diese Ansicht der Revolution gegründet, ist die Antwort nicht schwierig zu errathen, welche diese Partei auf die Frage gab: Wie haben sich die Nachbarstaaten gegen Frankreich zu benehmen? — Ihr höchstes Streben zielte dahin, das Vaterland vor dem Schicksale Polens zu bewahren, von Beraubung seines politischen Daseyns zu retten.

Sie stützte die Behauptung, daß es unklug sey, Frankreich zu theilen, oder der Schutzwehre seiner festen Plätze zu berauben, zuerst auf den allgemeinen Satz: daß auch in der Politik nur, was gerecht ist, wahrhaft nützlich seyn könne; daß jede Politik, die auf Ungerechtigkeit sich stütze, eine fehlerhafte Rechnung sey, und früher oder später sich strafe. Je aufgeklärter die Völker würden, desto richtiger sey dieser Satz. Die Revolution von Amerika, jene von Frankreich endlich, haben den Kreis der Erkenntniß von Völkerrechten und Regentenpflichten nothwendig erweitert; man müße jetzt selbst in Manifesten, welche alle Billigkeit verletzen, den Völkern Vernunft sprechen.

Diese geheuchelte Moral in der Politik sey eben eine Huldigung, welche die Regierungen den natürlichen Rechten der Völker nicht mehr vorenthalten können.

„Das Recht der Eroberung" — so fahren sie fort — „d. h. das Recht des Stärkern, kann nach und nach jedem Volke zustehen. Auf Ungerechtigkeit gegründet, endet es auch gewöhnlich durch sie; das Theilungsrecht, welches seit

zwanzig Jahren in die Mode gekommen, läßt sich eben so wenig durch Vernunft, als durch Gerechtigkeit zu einer gesetzmäßigen Gewalt umgestalten. Es legt die Keime zu Kriegen, die kein Ende nehmen, sowohl unter den Theilern und den Getheilten, so lange diese noch Kraft zum Widerstande haben, als zwischen den Theilern selbst, wenn die Getheilten die Last ihrer Ketten nicht mehr abschütteln können. Hierin besteht auch der Unterschied zwischen den Folgen der geschehenen Theilung Polens und einer möglicher Weise beabsichteten Theilung von Frankreich."

„Innere Kriege rufen kriegerische Kraft hervor. Frankreich ist aus dem Kampfe gegen die Ligue stark hervorgegangen, der Kaiser aber hat davon nichts als einen dreißigjährigen Krieg gehabt. Der Kampf der Fronde hat Staatsmänner und Helden gebildet; Folge dieses Kampfes war, daß Deutschland vierzig Jahre lang vor Frankreich zitterte. Diese Beispiele deuten darauf hin, was diesen Nachbarstaaten zu thun am zuträglichsten ist, wenn irgend in einem Reiche innerer Zwist herrscht; nämlich sich nicht einzumischen in diese Angelegenheiten, oder zum Wenigsten die Kräfte nicht zur Schürung des Bürgerkrieges anzuwenden."

„Da es mit Frankreich einmal so weit gekommen, als wirklich der Fall ist, so mögen die Verbündeten allerdings das Recht haben, jenen Staat zur Annahme gemäßigter Grundsätze zu zwingen. Wenn sie aber unter dem Vorwande, die öffentliche Ordnung zurückzuführen, darauf ausgehen, ein Stück des Landes, unter welchem Titel es immer sey, z. B. unter dem der Entschädigung, an sich zu reißen, so sündigen sie gegen das oberste Gesetz aller Moral und Politik: „Thue Niemanden, was du nicht willst, daß dir geschehe;" — sie laden die Rache eines

Volkes auf sich, das, wenn es auch augenblicklich schrecklich werden konnte, doch nie verachtungswürdig war, und es nie seyn wird; sie berauben endlich den Erben des königlichen Hauses, dessen Unglück allein schon Mitleid verdient. Solch ein Benehmen würde die Anmaßungen der Jakobiner rechtfertigen, denn es wäre ganz in ihrem Geiste gehandelt. Die Könige klagen gegen die Ungerechtigkeiten der Völker; wäre es geziemend, daß die Könige Vortheil aus dem Unglücke ihres Gleichen ziehen wollten?"

„„Aber,"" hört man die Anhänger einer Theilung Frankreichs sagen, „„aber wie soll man sich für die Kosten des Krieges entschädigen, den Frankreich erklärte?""

„Erklärte, ja! — aber wo ist Jemand, der nicht wisse, daß Ludwig **XVI.** nur deßhalb den Krieg erklärte, weil die Unbesonnenheit der Ausgewanderten und einiger Höfe ihm diese Erklärung abzwang, und weil er, als er sie im Monat April gab, wußte, daß ihm zwei Monate später der Krieg ohne alle Ankündigung gemacht werden werde? — Lebte Ludwig **XVI.** noch, und bestände der Thron, so wäre der Krieg gewiß schon geendet; warum also wollte man Ludwig **XVII.** für die Anarchie strafen, die seinen Vater auf das Schaffot brachte?"

„Aber selbst nach den Grundsätzen der neueren Politik könne Theilung oder Zertrümmerung Frankreichs den Verbündeten nicht Gedeihen bringen; dies werde deutlich, wenn man die Völker betrachtet, welche entweder wirklich zum Kreuzzuge gegen die Anarchie sich vereinten, oder welche ängstlich nach dem Ausgange des großen Kampfes harren; wenn man ihre oft so widersprechenden Absichten berücksichtiget, und, diese im Auge, berechnet, wohin der Kampf führen müsse, der ganz Europa, eben so die Herrscher, als die Völker, beschäftige. Unselige Trennung und

gewaltsame Entwicklung anarchischer Interessen der Großen wie der Kleinen würden die Frucht der Ungerechtigkeit seyn."

„Was könne Oesterreich von Frankreich an sich reißen wollen? — so fahren sie fort, — Oesterreich habe zwei Ziele vor Augen, die sich widersprechen, das eine, sich zu vergrößern, das andere, sich zu erhalten! Seine Verbindung mit Preußen und Rußland habe es zum Mitschuldigen an dem Theilungs-Systeme gemacht, aber es habe seither mehr Schaden als Gewinn daraus gezogen, denn während jene ihren Länderbesitz abründeten, dehnte Oesterreich den seinigen aus."

„Oesterreich könne unter Vorwänden aller Art erstens Flandern und Hennegau, zweitens das Elsaß, drittens Lothringen, viertens endlich die Franchecomté, oder endlich alle zusammen von Frankreich nehmen wollen. Aber im ersten Falle würden alle Handelsstaaten gegen Oesterreich sich erheben, da die Niederlande durch diese Zugabe so vieler fester Plätze, durch die Oeffnung von Antwerpen mittelst der nach Dünkirchen führenden Kanäle u. s. w. eine Wichtigkeit bekäme, die jene nur mit scheelen Augen ansehen, und nach kurzer Zeit auf allen möglichen Wegen zu mindern trachten würden. Der Haß des Volkes, das voll republikanischen Stolzes nur mit immer wachem Grolle das Joch Oesterreichs trüge, würde jenen Gelegenheit genug hiezu geben. Es bedürfte fortwährend eines starken Heeres in Belgien, das auch dann nicht oder gerade am wenigsten dann aus diesem Lande gezogen werden könnte, — wenn Oesterreich seiner in Polen, Ungarn oder in Italien nothwendig hätte. Selbst die Vereinigung so vieler belgischer Provinzen unter einem einzigen Scepter würde diesen die Möglichkeit, unter dem Schutze irgend

einer gegen Oesterreich feindlich gesinnten Macht das Joch abzuwerfen, nur erleichtern."

„Freilich könnte Oesterreich für Belgien Baiern eintauschen — oder es unter einem Prinzen seines Hauses zum unabhängigen Staate machen. Aber das erste wäre eine Ungerechtigkeit, das zweite unnütz, wenn nicht das holländische Flandern, mehrere holländische Plätze, Venloo-Mastricht, das Lütticher Land u. s. w. genommen würden, was neue und ungerechte Kriege nothwendig machte. — Was Elsaß anbelangt, so müßte es dem Reiche zurückfallen, und der Kaiser hätte Soldaten und Geld nur darum verwendet, um neue mächtige Vasallen zu schaffen. — Lothringen, worauf Oesterreichs Ansprüche ohne Zweifel gerecht seyen, würde die Kosten der Erhaltung nicht tragen, eben so wenig die Franchecomté. Nähme Oesterreich alle die genannten Länder zusammen als seinen Antheil, so würde es um 100,000 Mann mehr halten müssen, von aller Welt angefeindet und für die dann nöthigen Ausgaben nicht entschädigt seyn."

„Auch seyen diese Eroberungen nicht so leicht zu machen, als es scheine. Die Holländer, die Engländer, die Hannoveraner würden sich eben nicht sehr abmühen, die Plätze in den französischen Niederlanden zu nehmen; die Kreistruppen taugten wenig, die Hessen seyen des Krieges müde und folgten dem Benehmen der Preußen, diese aber brauchten ihre Kräfte, um die neu errungenen polnischen Ländertheile zu erhalten, und könnten unmöglich große Lust haben, ihr Heer an Mainz oder an den Plätzen im Elsaß abzunützen. Sardinien, Spanien, die inneren Unruhen, der Seekrieg würden alle Oesterreich nicht große Hilfe bringen. Der wichtigste Verbündete für Oesterreich sey die Meinung des gesunden Theiles der französischen

Nation, der sich für einen König, für eine Verfassung ausspreche, nie aber seine Stimme zur Zerstücklung des Vaterlandes geben werde. Ungewiß über das Schicksal desselben, ungewiß über das Schicksal ihres Königs, schwiegen jetzt die Bessern in Frankreich, und blieben unthätig oder föchten selbst in dem Heere der Republik, weil sie in jedem verbündeten Soldaten das Werkzeug zum Untergange beider sähen. Wenn Oesterreich mit Freimüthigkeit auftreten und zu Frankreich sagen würde, daß es nichts von ihm wollte, als den Umsturz der Anarchie, die Wiederherstellung des Königthums und Einführung einer die Bedürfnisse und die Leiden des Volkes berücksichtigenden Verfassung, dann würde es die Herzen der Bessern für sich haben, es würde die Ausgewanderten berechtigen, die Waffen gegen das Vaterland zu nehmen, denn sie trügen dieselben dann zur Befreiung desselben, nicht aber verbrecherisch wie dermalen; dann wäre auch gleichgültig, wo man Frankreich angriffe, denn man würde überall wenig Widerstand, überall offene Arme finden. Wolle aber Oesterreich diese Erklärung nicht geben, wolle es das ganze französische Volk — ohne Unterschied — feindlich behandeln; dann werde es einen verzweifelten Widerstand aufrufen, es werde sich in einen langen und kostspieligen Kampf verwickeln; es werde die Familie Ludwig XVI. aufopfern; — es werde vielleicht einige Striche Landes gewinnen, aber zugleich einen Verbündeten auf immer verlieren, der einst sein Retter seyn könne." *)

Dies sind die Ansichten und Rathschläge dieser Partei der Ausgewanderten. Sie unterlag der früher erwähnten

*) Mémoire sur la présente guerre contre la France. 1793. (Manuscrit.)

zahlreicheren Klasse der Anhänger der unbeschränkten Gewalt. Sie wurde von derselben keines Anblick werth gehalten, in die Klasse der Jakobiner geworfen, und bei den Höfen als solche geschildert.

Die verfolgte Partei warf dagegen der anderen das Unglück und den Jammer des Vaterlandes, welches sie mit Zwietrachtssamen übersäet — den Tod des Königs, den sie feig verlassen habe — einen unvertilgbaren Eigennutz, der sie das Wohl von Millionen mit Füßen treten mache — einen lächerlichen Kleinigkeitsgeist, der neben dem Ernste der Zeit sich unmündig ausnehme, vor; sie behauptete von den Anhängern unumschränkter Gewalt, daß sie sich bei allen Völkern verhaßt machen, daß sie nie Unglück tragen, noch Nutzen daraus ziehen lernen werde; daß sie, wenn der Kampf nicht zu ihren Gunsten ausfällt, als die unglücklichsten Menschen auf Erden herumirren, oder im Gegensatze, wenn ihnen das Vaterland wieder gegeben seyn wird, diese Gunst mißbrauchen, und selbst veranlassen werden, daß man sie zum Zweitenmale und dann unwiderruflich ausstoße.

Die Entwicklung dieser Ansichten, viel besprochen, nicht sowohl von als vor den Verbündeten, hatte ihre Nachklänge sogar bis in die Gemächer, wo über den Plan des Feldzuges jetzt entschieden wurde. Aber dennoch gewannen die Ausgewanderten die einstige Berücksichtigung nicht mehr; der Kampf der Parteien erregte Ekel; man verachtete die eine, und haßte die andere. — Man hörte ihre Vorschläge über die Führung des Feldzuges gleichgültig an, und sie fanden den Beifall nicht, den die Verfasser erwarteten.

Nach dem Gutachten der Anwesenden, besonders des Obersten von Mack, wurde man in diesem Kriegsrathe zuletzt über folgende Punkte einig:

1) Es sey vor allem nothwendig, den Feind vom rechten Ufer der Maas zu vertreiben und Mastricht Luft zu verschaffen. Mit dieser Unternehmung werde das k. k. Hauptheer den Feldzug eröffnen.

2) Hiezu sollte das Corps des Herzogs Friedrich von Braunschweig mitwirken, und seine Stellung unterhalb Mastricht, am rechten Flügel des Hauptheeres, nehmen. Den linken Flügel würde gleichfalls ein abgesondertes Corps decken. Sobald die in 1) vorgeschriebene Unternehmung ausgeführt seyn wird, müsse das Hauptheer mit dem weiteren Vormarsch bis zum Falle von Mainz einhalten. Der Marsch über die Maas, so lange sich diese Festung noch in Feindes Hand befindet, sey sowohl für das kaiserliche als für das königliche preußische Heer höchst gefährlich: für jenes der freien Rheinschifffahrt willen, deren es nicht entbehren könne; für dieses, weil der Feind im Gefühle, wie schwer es ihm seyn würde, in einem ganz offenen Lande in die Länge sich zu halten, aus den Niederlanden sich zwischen Landau und Mainz verstärken, und dem preußischen Heere eine Schlacht liefern könnte, die, wenn sie für dieses unglücklich ausfiele, ohne den Besitz von Mainz mit den verderblichsten Folgen drohte. Das Hauptheer hätte daher die Maas bloß zu beobachten und 15 bis 25,000 Mann zur schleunigen Eroberung von Mainz dahin zu entsenden.

3) Das königliche preußische Heer habe über den Rhein zu gehen, den Feind im Felde aufzusuchen und zu schlagen, Mainz durch Reichstruppen, die am rechten Ufer zurückzubleiben hätten, einstweilen beobachten zu lassen, aus Koblenz die Besatzung an sich zu ziehen und in diesem Platze ebenfalls nur Reichstruppen zu verwenden.

4) Dem Feldmarschall-Lieutenant Wallis sey aufzutragen, seine bessern Truppen rheinabwärts von Rastadt zu schieben, dagegen die zu Angriffs-Unternehmungen weniger brauchbaren an den Oberrhein zu nehmen; Philippsburg, Kehl, Altbreisach, Freiburg u. s. w. zu besetzen und den Strom bis Rheinfelden zu beobachten.

5) Sobald Mainz gefallen, werde man mit dem kaiserlichen Hauptheere entweder die Eroberung der Niederlande durch den Marsch über die Maas beginnen, oder sie mittelbar dadurch zu bewirken suchen, daß man alle Kräfte zusammenhalte, gleichzeitig Landau, Saarlouis und Thionville angreife, hiezu ein kaiserliches Beobachtungs-Heer bei dem letzten Punkte, ein königl. preußisches bei dem ersten, ein Zwischencorps bei Saarlouis und ein Heer zwischen der Maas und dem Rhein gegen den in den Niederlanden stehenden Feind aufstelle: ein Entwurf, welcher der sicherste und vortheilhafteste sey, aber nur dann ausgeführt werden könne, wenn Holland sich für die gemeine Sache erklärt.

Am folgenden Tag (7. Febr.) traten der Herzog von Braunschweig, der Prinz Koburg und die oben genannten vier Obersten zusammen, um den entworfenen Feldzugsplan nochmals durchzugehen. Der erste Punkt wurde keiner Aenderung unterworfen. Bei dem zweiten fand man für wichtig, beizusetzen: daß sich das Corps des Herzogs Friedrich von Braunschweig nicht an die Umgegend von Mastricht gebunden halten dürfte, sondern, im Falle das Hauptheer an der Maas hinaufrücken würde, ebenfalls dieser Richtung zu folgen hätte, ja selbst über die Maas gehen könnte, wenn man einmal Mastrichts sicher wäre; auf jeden Fall sey bei widrigen Ereignissen die Hauptbestimmung desselben die Deckung der preußisch-westphälischen

Länder. Dagegen werde ein kaiserliches Corps unter dem General der Cavallerie Grafen Wurmser, in Verbindung mit dem königl. preußischen Heere, angriffsweise vorgehen und in demselben Verhältnisse zu diesem stehen, wie jenes des Herzogs Friedrich von Braunschweig zum kaiserlichen Hauptheere.

In Rücksicht der Verpflegung jener kaiserlichen Truppen, welche vom Hauptheere gegen Mainz entsendet werden sollten, wurde ausgemacht, in Koblenz einstweilen die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

In Bezug der Frage, wie viele Truppenkraft man brauche, um Mainz zu belagern, ward festgesetzt: 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Pferde. Man nahm bei dieser Bestimmung die feindliche Besatzung auf 14,000 Mann an. Kaiserlicher Seits war man bereitwillig, außer den oben bestimmten 15,000 Mann auch mit Offizieren des Geniefaches auszuhelfen. Die Führung der Belagerung sollte im Uebrigen ganz den Preußen überlassen bleiben, und der König auch den Befehlshaber des Belagerungs-Heeres ernennen.

Da viele Reichscontingente in Geld gestellt worden waren, so beschloß man, sächsische und hessische Truppen dafür in Sold zu nehmen. Es sollten die erstern zum kaiserlichen, die zweiten zum preußischen Heere gezogen werden. Die Pfälzer und Badner aber beschloß man zu den am Oberrhein stehenden Truppen stoßen zu lassen.

Die von dem pfälzischen Hofe bei Ausbruch des Krieges angenommene und immer noch aufrecht gehaltene Neutralität war für die Verbündeten in mancher Beziehung eine unangenehme Erscheinung. Sie trat dem Ansehen des Reichsoberhauptes nahe, und zeigte, daß es verschiedene Ansichten, selbst von Seite der Fürsten über eine Sache geben konnte, über welche nach der Versicherung der ver-

bündeten Höfe nur eine einzige zuläßig und rechtlich war. Es konnte auch nicht fehlen, daß diese Neutralität ungünstig auf die Stimmung von Deutschland wirkte. Die Verbündeten hatten seither Manches aufgeboten, um den pfälzischen Hof zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu vermögen, aber die Verhandlungen waren ohne Erfolg geblieben, und Jüllich und Mannheim noch immer den Verbündeten geschlossen.

Braunschweig machte auch jetzt wieder auf diesen Uebelstand aufmerksam, und Koburg beruhigte ihn mit der Versicherung, daß der Wiener Hof durch seinen Gesandten am Hofe zu München, den Grafen Lehrbach, auf die ernsthafteste und dringendste Weise verlangen werde, sowohl diese Plätze kaiserlichen Besatzungen zu öffnen, als überhaupt den thätigsten Antheil an der Reichsvertheidigung zu nehmen. Man war für den Augenblick mit dieser Aussicht zufrieden, nur sprach man den Rath aus, daß der Hof zu Wien mit diesem Antrage noch zurückhalten solle, bis in der Umgegend von Jüllich mehrere Truppenkräfte gesammelt und der Erfolg dadurch verbürgt sey.

Endlich kam man unter sich darin überein, dem General Wurmser aufzutragen, zur Zeit des Rheinüberganges durch das preußische Heer einige drohende Bewegungen zu machen, um die Franzosen ihrerseits von einem Uebergange abzuhalten.

In einer Zusammenkunft der Oberbefehlshaber am 12. Februar wurde gegenseitig der Stand der streitbaren Mannschaft mitgetheilt. Es befanden sich an diesem Tage

am Niederrhein	66,243	Mann;
zwischen der Maas und Mosel .	33,441	„
am Oberrhein	99,091	„
zusammen	198,775	Mann.

Hiezu hoffte man an Reichstruppen 17,200 Mann in Sold zu erhalten, wodurch also die vereinigte Macht auf 215,975 Mann gebracht seyn würde.

In der an diesem Tage stattgefundenen Sitzung äußerte Braunschweig in Bezug des wahrscheinlichen Angriffes des Feindes auf Holland, daß es klüger seyn würde, in die rechte Flanke desselben zu fallen, als sich ihm, wie es der Wunsch der Holländer seyn dürfte, gerade entgegen zu stellen.

So weit waren die Verhandlungen gediehen, als der König von Preußen bemerkte: er sehe zwar wohl die bestehende Truppenkraft angegeben, nicht aber die nothwendig erforderliche; auch finde er die zur Deckung des Rheines, von Mannheim bis an die Schweiz, bestimmten Truppen zu geringe, und trage darauf an, hier von kaiserlicher Seite ein neues Corps zu sammeln, das zugleich als Unterstützung dienen könnte. Diese Bemerkungen veranlaßten am 14. Februar eine abermalige Zusammentretung der Oberbefehlshaber und der Leiter ihres Generalstabs, in welcher man zuvörderst die Ueberzeugung aussprach: daß das niederrheinische Heer in seiner dermaligen Stärke dem Feinde, den man auf 120,000 Mann annahm, die Spitze bieten könne; daß die zwischen der Maas und Mosel stehenden Truppen zwar genügen würden, Luxemburg, Trier und Coblenz zu sichern, aber zwischen ihnen und dem niederrheinischen Heere noch ein Zwischencorps von 5 bis 6000 Mann zur größern Sicherheit der Verbindung wünschenswerth wäre, und man hiezu die in Sold zu nehmenden sächsischen oder hessischen Truppen bestimmen könnte; daß die Belagerung von Mainz, angenommen, die Besatzung dieses Platzes betrage 14—16,000 Mann, 33,000 Mann benöthige; die Deckung dieser Belagerung aber ein Heer

von 50,000 Mann beschäftigen werde, indem der Feind dem preußischen Heere wohl 100,000 Mann entgegenzusetzen habe; die Mitwirkung Wurmsers, die Sicherung der Straße von Landau nach Mainz nämlich, sey daher wesentlich. Man erkannte weiter die Wichtigkeit der Strecke von Mannheim bis Basel, indem der Feind, einmal in's Breisgau eingedrungen, schwer daraus zu vertreiben seyn und den Weg bis Wien offen haben würde; 35,000 Mann sollten demnach auf dieser Strecke gesammelt werden, wovon die Hälfte die vordern Rheingegenden decken müßte, die andere Hälfte aber stets vereinigt bleiben sollte, um jeden wirklich gefährdeten Punkt kräftig zu unterstützen.

Braunschweig trug darauf an, die am Oberrhein bereits befindlichen 32,473 Mann kaiserliche und schwäbische Truppen unabänderlich mit dieser Bestimmung zu beauftragen. Uebrigens sey — so meinte er — noch immer das auf dem preußischen linken Flügel unumgänglich nothwendige Corps von 18,000 Mann gänzlich abgängig.

Der Prinz von Coburg gab über diese Bemerkungen einige Tage darauf (20. Febr.) eine Erläuterung, worin er den Wunsch äußerte, daß jenes Zwischencorps zwischen der Mosel und Maas aus Sachsen bestehe und seiner Verwendung überlassen werde. Die Strecke von Mannheim bis Basel schien ihm nur in so lange 35,000 Mann zur Deckung zu bedürfen, als das preußische Heer jenseits des Rheines noch nicht bis auf die Höhe von Mannheim gelangt sey; alsdann aber würde Wurmser mit 20,000 Mann ebenfalls über den Strom gehen dürfen. Zwischen Freiburg und Mannheim sey, von diesem Augenblicke, nichts mehr zu besorgen, und würden 4—5000 Mann hier, 10—12,000 aber im Breisgau hinreichend seyn. Diese 15—17,000 Mann befänden sich auch schon wirklich da,

oder würden doch zum wenigsten bald ergänzt. Er fände daher eine Nachrückung von 18,000 Mann hier nicht nothwendig.

Der König billigte diese Ansichten Coburgs nicht ganz. Er bestand (26. Febr.) insbesondere darauf, daß Wurmser das preußische Heer nicht vor dem Falle von Mainz verlasse oder früher Truppen entsende. Noch immer schien ihm die Vermehrung der Truppen am Oberrhein nothwendig, indem die angenommene Stärke derselben keineswegs gewiß, sondern durch das Nichteintreffen verschiedener Reichstruppen und durch die vielleicht nothwendige Besatzung von Mannheim wahrscheinlich viel geringer ausfallen dürfte; die Verstärkung von 18,000 Mann und die Aufstellung einer bedeutenden Unterstützung schienen ihm unentbehrlich.

Wurmser erhielt nunmehr folgende Weisung:

1) Die ihm untergeordneten Truppen hätten in zwei Theile zu zerfallen; der eine, aus den dermalen in der Umgegend von Mannheim befindlichen 13 Bataillons und 16 Schwadronen, zusammen 18,000 Mann bestehend, hätte über den Rhein zu gehen und in Uebereinstimmung mit dem preußischen Heere zu handeln; der andere aber (4 Bataillons, 7 Schwadronen Oestreicher, das Uebrige Kreistruppen, zusammen 16,000 Mann) sollte sich hinter dem Rheine vertheidigungsweise halten, und er werde seiner Zeit verstärkt werden.

2) Der Rhein-Uebergang mit den erwähnten Truppen werde erst dann zu bewirken seyn, wenn man sich der Festung Mannheim völlig versichert habe. Dieser Platz müsse dem Corps einen guten Rückhalt verschaffen, und nur durch dessen Besitz würden die weitern Bewegungen auf die Verbindungslinie des Feindes zu Gunsten des preußischen Heeres möglich.

3) Ohne im eigentlichen Verstande an das preußische Heer angewiesen zu seyn, habe sich Wurmser nach den Weisungen des Königs oder des Herzogs von Braunschweig zu benehmen. Nur im Falle der Feind mit Uebermacht den Oberrhein bedrohen oder wirklich übersetzen sollte, würde ein größerer oder kleinerer Theil der zur Angriffsbewegung bestimmten Truppen dahin zu entsenden seyn, und im Nothfalle selbst das ganze Corps nach dem gefährdeten Punkte aufzubrechen haben.

4) Was die diesseits des Rheins zurückbleibende Truppe betreffe, so könne davon der dritte Theil zwischen Altbreisach nnd Philippsburg zu stehen kommen, so zwar, daß sowohl Kehl als Philippsburg einige hundert Mann Besatzung erhalten, die übrigen 4—5000 Mann aber als Unterstützung bei Stolhofen zusammengehalten würden. — Ein anderes Drittheil käme nach Freiburg, und würde sich nach Umständen sowohl nach Kehl, als nach der Schweizergrenze wenden; hievon wäre auch die Besatzung von Altbreisach zu bestreiten. An der Schweizergrenze, unweit Wiesbach, würde sich das letzte Drittheil versammeln.

Kehl, Philippsburg, Altbreisach müßten so viel und so schnell als möglich haltbar gemacht, auch mit Lebensmitteln für acht Tage versehen werden. Uebrigens wäre nichts weniger rathsam, als längs dieser Rheinstrecke jedes Dorf zu besetzen und vertheidigen zu wollen, wodurch man sich unnöthigerweise schwächen und auf keinem Punkte gegen eine bedeutende Unternehmung hinreichende Kräfte behalten würde. —

Dies waren die Verhandlungen und Beschlüsse der Verbündeten.

Schneller kamen die Franzosen mit den ihrigen in's Reine. Sie beschränkten die Rhein- und Mosel-Armee

auf die Vertheidigung, und überließen dem Besieger Braunschweigs, dem Eroberer von Belgien, den Angriff.

Je weniger das französische Heer an innerer Ordnung, Einrichtung und Ausbildung, an Fügsamkeit und an militärischem Geiste den Streitkräften der Verbündeten glich, desto einflußreicher mußte die Persönlichkeit seines obersten Führers auf die Leistungen dieses Heeres wirken, desto bedeutender war also auch dieser eine Mann in Bezug auf die Gestaltung der Ereignisse. Das gezähmte Pferd gewinnt zwar durch die Hand des Meisters, aber es folgt auch einem Kinde; das wilde, unbändige bedarf des Mannes, der es bezwingt, und der ihm den Dienst, den es leisten soll, in jedem Augenblicke abnöthigt.

Dumouriez, ein Mann voll vielbewegten Lebens, mit dem Drange, vielleicht auch mit den Anlagen geboren, in einem Staate, der eben im Begriffe stand, seine innere Gestaltung von Grund aus zu ändern, die erste Rolle zu spielen, — war dennoch zu wenig vorbereitet für den Augenblick, in welchem er wirken mußte, — zu starr, um sich dem Verlangen der Zeit fügen zu können, — zu empfindlich, um durch den Sturm der Parteien, unbeirrt, ungeschwächt, unverwundet, nach dem Ziele zu gehen; er war zu menschlich, um jederzeit schnell nach dem nächsten sichersten Mittel zu greifen, und doch nicht verständig genug, um das Verderbnißvolle halber Maßregeln gehörig zu würdigen, und den Ersatz, den die Zukunft für die Opfer der Gegenwart leistet, zur eigenen Beruhigung zu bemessen, — er war zu wenig abgeschlossen, zu wenig frei in sich, um nicht durch den Sturz eines Jahrtausend alten Gebäudes erschreckt zu werden.

Dumouriez stand jetzt in seinem 54sten Jahr. Mit 18 Jahren Soldat sah er sich schon in seinem 22sten auf

dem Schlachtfelde mit dem Ludwigskreuze belohnt, und mit eben so vielen Wunden bedeckt, als er Jahre zählte. Zwanzig Jahre später war er auf Befehl seines Hofes in den Revolutionen von Polen und Schweden thätig; aber ein beleidigter Minister, der Herzog von Aiguillon, und eine herrschsüchtige Geliebte des Königs, Madame Dubarry, warfen ihn in die Bastille und erhielten seine Verweisung nach Caen. Die Sprache seiner Verdienste war neben dem Gezisch einer Hofintrigue dem Könige nicht mehr vernehmbar gewesen. Nach manchem Leiden im nächsten Jahre für unschuldig erklärt und in seinem Range als Oberster wieder angestellt, blieb sein Gemüth wund. Sieben Jahre später (1792) ward er Minister des Auswärtigen, General-Lieutenant und Kriegsminister. Er hatte zehn Feldzüge und Reisen durch ganz Europa gemacht; seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet, sein Gedächtniß treu, sein Charakter unsicher.

Nun seit einem Jahre theils wirklich an der Spitze der Gewalt, theils zum wenigsten an der Spitze dessen, was so oft die Gewalt gegeben, war sein Inneres mit großen Plänen erfüllt, die zwar Frankreichs Glück zum Ziele hatten, aber es auf einem andern Wege dahin führen sollten, als auf jenem, den seine dermalige Regierung eingeschlagen. Durch eine kurze, aber höchst ruhmvolle Siegeszeit verwöhnt, sich als Lenker von Frankreich erkannt zu wissen und von seinem Schicksale das Schicksal seines Vaterlandes abhängig zu betrachten, — anderseits wieder einem ewig wachen Mißtrauen anheimgegeben, Ohr und Auge immer nach der Hauptstadt gewandt, mit dem beklagenswerthen Scharfblicke begabt, das Störende, Schlimme vor dem Guten zu entdecken, — wohl im Aeußern, aber nicht im Innern, jener Selbstverleugnung fähig, die ihn über Lohn und Beifall weggehoben hätte, — nicht

Republikaner genug, um Undank zu ertragen, — durch eine Forderung mißverstandener Gleichheit, durch einen verweigerten Titel verletzbar: so war der Mann, der jetzt an der Spitze des französischen Hauptheeres den verbündeten Königen widerstehen sollte, der Mann, den wir eine zweideutige, unglückliche Rolle spielen und zuletzt als das Opfer beider Parteien fallen sehen.

Im vergangenen Jahre, da die Verbündeten bereits im Herzen Frankreichs standen, Zwist und Verrath im Innern einen Feind bildete, der nicht weniger mächtig war, als jener von außen; in jenem Zeitpunkte, da der Untergang der Republik unabwendbar schien, war Dumouriez ihr Retter geworden. Aber nicht genug, den Feind aus dem Vaterlande vertrieben und hiedurch schon das kaum Gehoffte bewirkt zu haben, wies er ihn bald darauf von der für Frankreich gefährlichsten Grenze zurück und wurde Eroberer. Begreiflich, daß Volk und Heer ihn mit Begeisterung nannten, denn im Verhältnisse der Größe der Gefahr verminderten sich Trennung und Zwietracht; die Stimmen der Leidenschaften tönten nur in eine zusammen, und die Furcht, die errungene Freiheit zu verlieren, machte die Auslegung, was Jeder darunter verstand und dadurch wollte, einstweilen verstummen. Anders war es dann geworden, als Dumouriez siegreich an der Roer und kein Feind mehr auf französischem Boden stand.

Noch hing das Heer an ihm — noch das Volk; aber Dumouriez, gewöhnt, sich gehorchen zu sehen, verrieth bald, daß ihm jede andere Stellung, als die eines Befehlenden, mißbehagen würde.

Jetzt schon durfte man im National-Convente sagen: „der gefährlichste Feind einer Republik sey ein sieghafter Feldherr derselben."

Dumouriez, selbst mißtrauisch, war nicht stark oder nicht gut genug, sich über das Mißtrauen Anderer hinwegzusetzen. Die Spannung zwischen der Regierung und ihrem Feldherrn mehrte sich. Beide, schon nach angenommenen Vordersätzen schließend, sahen nunmehr Alles, was geschah, als Beweis für ihre Meinung an. Wenn Dumouriez jetzt den Plan entwirft, die Oesterreicher bis über den Rhein zu verfolgen, so sieht der Convent hierin nichts, als das Streben nach der Dictatur; wenn der Convent dem Feldherrn die Ausführung dieses Plans aus dem Grunde verweigert, weil man die Neutralität des baierischen Hofes nicht verletzen dürfe, so sieht Dumouriez nichts als bösen Willen, Neid und Anarchie. Eine natürliche Folge hievon war, daß von beiden Seiten Maßregeln genommen wurden, um sich sicher zu stellen, Maßregeln, welche ihrerseits wiederum das ungünstige Verhältniß zwischen Dumouriez und dem Convent mehrten.

Die Belohnungen, welche der General für Offiziere und Soldaten, die sich in der Champagne und in Belgien ausgezeichnet hatten, begehrte, wurden nicht genehmigt, eben weil er es war, der sie begehrt hatte.

Die Beförderungen, die unter Voraussetzung der Zustimmung des Kriegsministeriums während des Feldzuges einstweilen von dem Feldherrn gemacht worden waren, wurden verworfen, — der Ersatz an Geld, Kleidung und Waffen wurde verspätet; auf diese Weise suchte der Convent nach und nach das Ansehen des Feldherrn zu brechen und das Heer von ihm abwendig zu machen.

Dieser seinerseits beklagte sich mit bittern Worten gegen Ministerium und Convent, und drohte zu wiederholten Malen, seine Entlassung zu nehmen.

Auf das Aeußerste brachte ihn aber das bekannte Dekret des Convents gegen Belgien, das auf den Vorschlag Cambons am 15. December durchging.

Dieses eroberte Land, in welchem nicht sowohl die republikanische, sondern die constitutionelle Partei vorherrschend war, sah Dumouriez, gleichsam als ein von der Vorsehung ihm anvertrautes Pfand, mit besonderer Vorliebe an. Er hoffte in diesem Lande vieles zu verwirklichen, was er über Staatseinrichtungen zweckmäßig hielt, und nöthigenfalls hoffte er sich auch hier die Mittel gegen die täglich wachsende Zahl seiner Feinde zu verschaffen. Es mit möglichster Schonung zu behandeln, war daher sein überlegtes Bestreben.

Schon am 3. November 1792, da er die Niederlande betreten hatte, gab er (damals mit Genehmigung des Convents) kund: „daß die Franzosen als Brüder und Freunde zu den Belgiern kämen, ihnen die Freiheit brächten, und, ohne sich in ihre Angelegenheiten einzumischen, ihnen die unbeschränkte Wahl ließen, sich die Verfassung zu geben, welche sie für die zweckmäßigste halten würden." Dagegen befahl das Dekret vom 15. December: „alle öffentliche und geistliche Güter in Belgien unter Siegel zu legen, bis das Land über seine Verfassung einig sey," und Dumouriez war es, dem der Convent die Ausführung desselben übertrug. Dieser weigerte sich, hierin zu gehorchen, und als, troz aller Vorstellungen, der Convent auf diesem Dekrete bestand, so verließ Dumouriez, während durch den Commissär=Ordinateur Ronsin dies verhaßte Geschäft gethan wurde, Belgien. Er ging nach Paris. Den Bedürfnissen des Heeres abzusorgen, so hieß der ausgesprochene Grund dieser Reise. Der eigentliche aber war, um seine Mißbilligung jener Maßregeln gegen Belgien recht deutlich an den Tag zu legen; endlich kam noch der geheime Grund

dazu, genau die Stimmung in Paris zu erforschen, sich umzusehen dort unter den Regimentern, und wo möglich den Prozeß des Königs zurückzuhalten; denn nun war Dumouriez bereits entschieden, mit der Republik zu brechen.

Er kam den 1. Januar 1793 in Paris an, und wenige Tage darauf legte er dem Convente vier Denkschriften, über die Aufhebung des Dekrets vom 15. December, über eine zweckmäßige Einrichtung im Lieferungswesen, über die Bedürfnisse des Heeres und über den Plan für den künftigen Feldzug, vor. Jeder dieser Aufsätze schloß mit mit der Drohung, den Oberbefehl niederzulegen, sobald das Begehrte verweigert werde.

Viele Soldaten seines Heeres, auf die er zählen konnte, waren einstweilen, mit Päßen von ihm versehen, auf Urlaub nach Paris gekommen. Sie sollten ihm zum Schutze dienen und seinen Forderungen Nachdruck geben. Sie sollten den Convent fürchten machen, sie zu verweigern. Dann aber, wenn durch die Gewährung derselben der Sieg des Oberfeldherrn über die Regierung entschieden und vor den Augen von ganz Frankreich ausgesprochen wäre, dann wollte er sich eben dieser Soldaten bedienen, um sich für das Haupt einer Partei zu erklären, deren erste Handlung seyn sollte, den König zu retten; die zweite, eine Verfassung einzuführen. — Daß ein Haufe Soldaten die Umwälzung eines Landes nicht zu bewirken vermag, wenn nicht die öffentliche Meinung dafür ist, daran zu zweifeln war Dumouriez zu klug, zu welterfahren. Er hielt sich daher auch bereit, seinen Plan zu verschieben, wenn er nicht die Stimmung der Hauptstadt für sich gewinnen sollte, eine Stimmung, die an ihren sicheren Zeichen, nicht etwa an Lobpreisungen einer abgesonderten Kaste oder

an Schmeicheleien Einzelner zu erkennen ihn sein vielbewegtes Leben gelehrt hatte.

Gerade in diesem Bestreben, der Erringung der öffentlichen Meinung war es, worin Dumouriez damals scheiterte. Der Convent gab seine Vorschläge an den Wohlfahrtsausschuß, wo sie mit absichtlicher Zögerung, mit ermüdender Langweiligkeit verhandelt wurden. Was dem Oberfeldherrn Einfluß verschaffen, die Wichtigkeit seiner Person zeigen sollte, bewirkte das Gegentheil. Die Verhandlungen nahmen eine Wendung, wodurch er in das Licht eines kalten Freundes der Republik, was in jener warmen Zeit gleichbedeutend mit einem Feinde derselben war, gerieth, endlich aber als entschiedener Gegner derselben genannt und öffentlich bezeichnet wurde. Mit dem Namen eines Anhängers des Despotismus gebrandmarkt, durfte der Mann, der vor sieben Monaten Frankreich gerettet hatte, und auch jetzt, da er mit der Einführung einer beschränkten Monarchie umging, in dem Glauben handelte, es abermals zu retten, kaum über die Straßen von Paris gehen, ohne sich Beleidigungen auszusetzen; er mußte jede Stunde in der Erwartung stehen, daß der Arm des Henkers oder der eines Meuchelmörders nach ihm greife.

Wer so tief von seiner Höhe herabgestürzt ist, prüft, in Gedanken wenigstens, das Aeußerste. Auch Dumouriez that dies. Es arbeitete in ihm der Entschluß, sein Heer nach Paris zu führen und gewaltsam durchzusetzen, was er bis jetzt durch die öffentliche Meinung bewirken zu können irrig vermuthet hatte. Aber er bekämpfte diesen leidenschaftlichen Gedanken und vertagte ihn für gelegenere Zeit. Mißtrauen in die Anhänglichkeit des Heeres selbst war der Hauptgrund dieser Mäßigung. Er sah, wie

Volksgunst wechselt, er konnte sich also auch in der Neigung seines Heeres täuschen. Er wußte endlich, daß 20,000 Mann eben so wenig, als der zehnte Theil davon, gegen die öffentliche Meinung eines gesammten Volkes obsiegen würden, eines Volkes, das er durch offenen Verrath zur Zeit verübt, da es von den verbündeten Königen Europa's angegriffen ward, an seinem Heiligsten verletzen und zum unversöhnlichen Feinde sich schaffen würde. Anders mußten die Sachen stehen, wenn er unter dem Schirm irgend einer gesetzlichen Berechtigung mit einer bedeutenden Truppenmasse in Paris erscheinen konnte.

Diese Wendung gab Dumouriez lange nicht auf. Er hoffte es dahin zu bringen, daß ein Theil des Convents selbst ihn nach der Hauptstadt riefe; er hoffte die Partei der Gironde dafür zu stimmen. Aber was für Wege er auch einschlug, zu welchen täuschenden Mitteln er sich auch herbeiließ, er vermochte nicht, diese Partei öffentlich für sich auftreten zu machen, er vermochte nicht durchzusetzen, daß das Dekret vom 15. December aufgehoben wurde, er vermochte nicht einmal den Streich aufzuhalten, der den König von Frankreich, den Anhaltspunkt aller seiner Plane, treffen sollte.

Dennoch gelang dem Einflusse der Minister Lebrun und Garat, den Bemühungen des geistreichen Condorcet, den vorsichtigen Winken Brissots, Gensonne's und des mächtigen Pethion, sämmtlich Mitglieder der Gironde, den Oberfeldherrn in seinem gefährlichen Amte zu erhalten. Man forderte ihn auf, den Feldzugsplan dem Staatsrathe vorzulegen. Hören wir, was er selbst in seinen Memoiren darüber sagt: „Schon waren wir am 15. Januar, und „noch wußte der Staatsrath weder wie stark das Heer „war, noch wie viel Völker wir im nächsten Feldzuge zu „bekämpfen haben werden. Der General behauptete, daß,

„da man keinen innern Krieg habe (und wirklich hatte
„dieser damals noch nicht begonnen), gegen die Heere von
„ganz Europa 370,000 Mann, wovon ein Sechstheil Rei-
„terei, uneingerechnet Festungs- und Schiffsbesatzungen,
„hinreichen würden, die Gränzen zu sichern, indem man
„sich im Süden und am Rhein vertheidigungsweise ver-
„hielte und den Angriff nur auf der Linie von Dünkirchen
„bis zur Mosel versuche.“ Folgende war die von ihm vor-
geschlagene Truppenvertheilung:

Armee von Belgien	80,000	Mann
„ der Ardennen	40,000	„
Zwischencorps an der Mosel . . .	20,000	„
Rheinarmee	50,000	„
Reserve in der Champagne	20,000	„
Beobachtungscorps gegen die Schweiz	15,000	„
Armee von Savoyen rc.	40,000	„
„ der Pyrenäen	25,000	„
Küstenarmee	80,000	„
Zusammen	370,000	Mann.

Er fährt fort: „Alle diese Heeresabtheilungen konnten
„sich gegenseitig unterstützen, und da ganz Frankreich unter
„Waffen stand, so durfte man den Feind zu erdrücken
„hoffen und doch nichts an Boden verlieren, sobald der-
„selbe von einer Seite in's Land brechen sollte.“

Diesem Plane zu Folge sollte Custine sich auf Landau
zurückziehen, in Mainz aber nur eine hinlänglich starke
Besatzung lassen, um den König von Preußen zwei oder
drei Monate vor diesem Platze festzuhalten, eine höchst
schätzbare Zeit, die man anwenden konnte, Elsaß, Lothrin-
gen und die Ardennen in Vertheidigungsstand zu setzen,
und den Feind um die Erwartungen des ganzen Feldzuges
auf dieser Seite zu täuschen.

Nach Belgien müßte man die größte Kraft versetzen und von dort den Angriff beginnen. Dort würden Schlachten entscheiden, weil es ein offenes Land ist, ohne feste Plätze oder Stellungen. Bliebe man Sieger, so sollte dann die Hauptstärke des Heeres über den Rhein gehen; würde man geschlagen, so böten die Festungen in Flandern und Artois sicheren Schutz, und selbst in diesem ungünstigen Falle würde das Jahr verstreichen, ohne daß von Belgien aus der Feind französischen Boden beträte.*)

Dies sind die Umrisse des Feldzugplanes, welchen Dumouriez dem Staatsrathe und dem Wohlfahrtsausschusse vorlegte, und der auch von beiden genehmigt wurde, obwohl die gleichzeitigen Rüstungen für Indien, gegen Italien und Sardinien, die weit ausgreifenden Entwürfe in Bezug auf Spanien und auf die Schweiz die Aufmerksamkeit theilten, und den dürftigen Haushalt der Republik zum Nachtheil für die Vertheidigung in Anspruch nahmen.

Die weitere Ausführung dieses Planes überließ der Convent dem Oberfeldherrn. Einmal aus kluger Wahl oder aus Nothwendigkeit entschieden, Dumouriez diese Stelle noch länger anzuvertrauen, that man keine Eingriffe in den Wirkungskreis, den sie bedingt. Noch aber hielten die Unterhandlungen mit Holland die Ausführung zurück; Dumouriez hoffte selbst noch mit England friedliche Einverständnisse zu pflegen, denn er hatte es dahin gebracht, daß beide Cabinette, das von Haag und jenes von London, während sie mit dem Convent zu unterhandeln sich weigerten, dies dennoch mit ihm zu thun sich bereit erklärten. — Aber die am 1. December geschehene Kriegserklärung des Convents gegen Holland und England machte die

*) Mémoires du général Dumouriez. Francfort. 1794. I. 103.

Annäherung unmöglich, die der General, um seinem Vaterland die Zahl der Feinde zu mindern, und sich selbst den gewünschten Einfluß zu erringen, eingeleitet hatte.

Wir sehen somit einen递Haupttheil der französischen Kriegskräfte in die Hand des Mannes gegeben, in welchem der Entschluß fest steht, sich desselben gegen die Republik zu bedienen. Er fühlte die Nothwendigkeit, seinem Plane eine sichere Grundlage zu geben, und hielt hiezu einige Vorarbeiten für dienlich: die wichtigste derselben schien ihm die Eroberung von Holland. War er Meister von Holland, so wollte er alle National-Bataillone, den größten Theil seines Heeres, nach den Niederlanden zurücksenden, sich mit Linientruppen und mit den vertrautesten Generalen umgeben; den Generalstaaten den Befehl abdringen, ihm alle Plätze zu öffnen, in der Regierung nur unausweichliche Veränderungen machen, das Revolutions-Comité der Holländer auflösen, jedem Eingriffe der Convents-Commissäre sich entgegen stellen, augenblicklich bei Rotterdam, im Seeland und im Texel eine Flotte ausrüsten, um die Besitzungen in Indien zu sichern, sich gegen England zu strenger Neutralität verpflichten, in Zutschen und in Geldern 30,000 Mann zur Beobachtung aufstellen, in Antwerpen und in Flandern eine gleiche Zahl anwerben, die französischen Truppen nicht aus dem Lüttich'schen greifen lassen, das Dekret vom 15. December in ganz Belgien aufheben, das Volk in diesem Land auffordern, in Alost, Antwerpen oder Gent zusammenzutreten, um sich die Regierung zu geben, die es für gut achten würde. Dann wollte er ferner aus Belgien Truppen ziehen, zu dieser Macht, die er auf 40,000 Mann zu bringen hoffte, seine Reiterei stoßen lassen und den Oesterreichern Waffenstillstand antragen. Sollten sie denselben

ausschlagen, so wollte er sie rasch über den Rhein werfen, willigten sie aber ein, so hätte er für den Rest seines Planes Zeit gewonnen, nämlich die siebenzehn Provinzen, wenn anders beider Völker Wunsch dahin ginge, in eine Republik zu vereinigen, oder im andern Falle wenigstens ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Holland und Belgien zu bewirken. War dies geschehen, dann stand er an der Hauptsache, dann nämlich würde er an der Spitze eines holländisch-belgischen Heeres von 80,000 Mann Frankreich zum Bündniß eingeladen, und ihm die Bedingung gesetzt haben, zur Constitution von 1789 zurückzukehren. Weigerte sich sein Vaterland, dies Anerbieten anzunehmen, so wollte er mit seinen französischen Linien-Truppen und 40,000 Belgiern nach Paris marschiren, den Convent auseinanderjagen und die Jacobiner vernichten.

Die Verfassung, in welcher sich Holland in Bezug seiner Streitfähigkeiten befand, versprach dem französischen Oberfeldherrn den günstigsten Erfolg.

Der Herzog Friedrich von Braunschweig schilderte dieselbe in einem Schreiben an Koburg, indem er behauptete: es sey weder ein Heer gesammelt, noch überhaupt eine Vorkehrung getroffen, welche die Aufstellung eines solchen bereitet. Die Festungen wären zwar mit Geschütz, Pulver und Kugeln versehen, aber ohne Vorräthe an Lebensmitteln und Arbeitszeug, die Besatzungen schwach, die Ortsvorsteher nur halb von der Oranischen Partei, und die es seyen, meist Schwachköpfe, Andere zweideutig, Viele selbst von republikanischen Gesinnungen, Alle zusammen Egoisten, die alles unterschreiben würden, was Dumouriez fordern könnte. Zwölftausend Patrioten stünden bereit, die Waffen gegen die Regierung zu erheben. Selbst ein Theil des Heeres sey nicht mehr ganz rein, dieses

Heer überdies schwach, überall vertheilt, schlecht versorgt, von Generalen befehligt, die nur den Namen, aber nicht die nöthigen Eigenschaften hätten.

Da Friedrich von Braunschweig so genau von der Vertheidigungsschwäche Hollands unterrichtet war, so mag dies ohne Zweifel auch Dumouriez gewesen seyn, der ob der Grundsätze, für die er zu fechten schien, im ganzen Lande und in allen Ständen und Verhältnissen Kundschafter hatte, die eben, weil sie nicht bezahlte waren, die Aussagen seiner eigentlichen Spione um den bessern Theil erweitern und berichtigen konnten.

Der Erbstatthalter, bei dem Einfalle der Franzosen eben so sehr sein eigenes Volk als diese fürchtend, beschränkte seine Vertheidigungs-Anstalten zunächst auf die Sicherung seiner Person. Er hatte den Plan, die Insel Walchern befestigen zu lassen, damit sie ihm und seinen Beamten Schutz gewähre, im Falle das Volk sich für die Franzosen erklären sollte. Dieser Plan, sobald er bekannt wurde, vermehrte die Zahl der Gegner der Regierung und erhöhte deren Muth.

Mehrere derselben, die sich nach Antwerpen geflüchtet hatten, traten dort in das schon erwähnte comité révolutionaire zusammen, warben eine batavische Legion und erklärten bereits zu Anfang des Jahres mit offener Stirne, in Seeland eindringen zu wollen. Dumouriez, obwohl entschlossen, künftig Gegner dieser Anhänger einer Volks-Regierung zu werden, beförderte einstweilen jeden ihrer Schritte. Er schien ihren Entwurf auf Middelburg und Fließingen zu billigen und machte mehrere Scheinanstalten, indem er der kleinen französischen Flottille, die zu Antwerpen stand, Befehl gab, sich bei dem Forte Lillo vor Anker zu legen, — Brander ausrüstete u. s. w. Er

versuchte selbst den General Miranda mit dem Plane, seine Truppen durch Zuid=Bereland und Cadgand nach Walchern vordringen zu lassen.*) Sein wahrer Angriffsplan bestand aber in Folgendem: Unmerklich sollten aus dem Innern Frankreichs gezogene Verstärkungen, etwa 10,000 Mann, nach Gent rücken, während gleichzeitig Miranda durch eine Ausdehnung seiner Standquartiere eine Infanterie=Brigade nach Antwerpen bringen würde, so daß sich auf diesem Punkte, so bald die Zeit käme, 15,000 Mann versammelt haben würden. Mit dieser geringen Macht wollte Dumouriez Breda und Gertrudenburg in seiner Rechten, Bergenop=Zoom, Sternbergen, Kleudert und Williamsstadt in seiner Linken bedrohen, einstweilen über den Mordyk, der dort nur 2 Stunden Breite hat, gehen, über Rotterdam, Haag, Leyden nach Amsterdam dringen, und alle festen Plätze Hollands in Rücken nehmen. General Miranda hätte Mastricht auf das Heftigste zu beschießen, sich sobald er vernehmen würde, daß Dumouriez in Dort sey, eiligst über Nimwegen nach Utrecht zu wenden, und sich, an diesen zu schließen. Die Ardennen=Armee und jene von Belgien unter Valence und La Noue hätten die Belagerung von Mastricht zu decken und nach dem Abmarsche Miranda's fortzuführen. Zu Namur würde die Division Harville bleiben, um die Ober=Maas zu sichern.

Mit welchen Kräften die streitenden Mächte den Feldzug eröffnen wollten, ist schon oben gesagt worden; mit welcher sie ihn wirklich eröffneten, wird jetzt nachgewiesen werden.

Schon im November des Jahres 1792 brachen 20 Bataillons Fußvolk und 34 Schwadronen aus den kaiser=

*) Correspondance du général Miranda. Paris. p. 5.

lichen Erbstaaten auf. 12 Bataillons und 22 Schwadronen führte der Feldzeugmeister Wenzel Graf Kolloredo über Nürnberg gegen Koblenz, die übrigen 8 Bataillons und 12 Schwadronen unter dem Feldmarschall-Lieutenant Staader rückten über Landshut und Donauwörth nach Heilbronn. — In den letzten Tagen des Januars gingen die erstern an dem genannten Orte über den Rhein; die letztern aber trafen um dieselbe Zeit zwischen Philippsburg und Heidelberg ein. Jedes Bataillon konnte im Durchschnitt zu 1000 Mann, jede Schwadron zu 180 Pferden dienstbar gerechnet werden. Kolloredo übernahm einstweilen den Befehl über alle am Ober-Rhein stehenden österreichischen Truppen.

Bald nach Aufbruch dieser ersten österreichischen Verstärkungsmasse setzten sich noch 9 Bataillons und 20 Schwadronen aus den Erbstaaten in Marsch. Diese hielten bei Würzburg an; 2 Bataillons Gränz-Scharfschützen, 10 Stabs-Infanterie-Compagnien und 3 Pionnier-Compagnien folgten ihnen dahin.

Nach dem Begehren des Fürsten Hohenlohe und des Grafen Clerfait versah man diese Unterstützung mit 113 Stücken schweren Feldgeschützes.

Außerdem führte jedes Bataillon zwei Sechspfünder.

Das Heer am Niederrhein hatte damals nur 40, das im Breisgau 34 Brückenschiffe, es wurden daher für das erstere 60 Stücke nachgeschickt, für das andere einstweilen 64 in Klosterneuburg ausgerüstet.

Um für Belagerungen bereitet zu seyn, setzten die Oesterreicher 178 Stücke schweren Geschützes in Bewegung. Jede Kanone wurde mit 1000, jedes Wurfgeschütz mit 600 Patronen versehen. Würzburg, und später Ehrenbreitstein, waren die Sammelpunkte für diese Geschützmassen. Die

übergegangenen französischen Regimenter Royal allemand, Sax-Husaren, Bereseny und Berwick-Infanterie wurden in Sold genommen, das von Berwick aufgelöst, und die übrigen in drei Divisionen umgewandelt. Ihre Stärke belief sich auf 850 Mann. — Dem Vicomte de Carneville erlaubte der Kaiser ein Freicorps von 3 Infanterie- und 1 Jäger-Compagnie aus Ueberläufern und anderem Volke zu errichten. Es bildete sich später zu 2 Infanterie-Compagnien und einer Uhlanen-Schwadron um (690 Mann). Das Condé'sche Corps, zu dessen Auflösung der Befehl schon gegeben war (16. Jänner), wurde dennoch wieder in Sold behalten, und auf 2 Bataillone (2409 Mann), und 2 Schwadronen (306 Mann) Edelleute, 2 Bataillone (2417 Mann) Infanterie, 8 Schwadronen (1638 Mann) 185 Mann Artillerie und 25 Genie-Offiziere gebracht. *)

Die Schweizer, Soldtruppen bei allen Mächten, sollten auch den Verbündeten mit einigen Kriegsvölkern dienen. Man brachte in Vorschlag, ein Grenadierregiment zu 2 Bataillonen oder 12 Compagnien aus zwei Drittheilen Schweizer oder Bündtnern, und einem Drittheil anderer Leute zusammen zu setzen. Der Kaiser erklärte sich bereit,

*) Feldmarschall-Lieutenant Graf Wallis erklärte, daß wegen der Anmaßung und Unordnung, die in diesem Corps von Edelleuten herrsche, dasselbe zu gar nichts gebraucht werden könne. Der Hofkriegsrath trug darauf an, es aufzulösen, und mit einer Abfertigung von zweimonatlichem Solde laufen zu lassen. Aber die Versprechungen und Vorstellungen des Prinzen Condé verursachten den Kaiser, diese Verfügung, die er genehmigt hatte, wieder aufzuheben (25. März). Dieses Corps wurde nach dem Fuße der österreichischen Truppen unterhalten, nur die Edelleute erhielten einen erhöhten Sold, jenem der Feldjäger gleich. Condé diente in der Eigenschaft eines Feldmarschall-Lieutenants; sein Sohn, der Herzog von Bourbon,, wurde zum General-Major, sein Enkel, der Herzog von Enghien, zum Major ernannt.

dies Regiment auch zur Zeit des Friedens beizubehalten. Dennoch kam dessen Ausführung nicht zu Stande. — Besser gelang in den kaiserlichen Erbstaaten die Errichtung mehrerer Freicorps, des Michalewischen, des Giulaischen und desjenigen des Obersten Kneserich, welches 2 Bataillone, 8 Schwadronen stark war, und den Namen des Wurmser'schen erhielt. Dieses, dann 8 Schwadronen Husaren und 4 Bataillone rückten zu Anfang des Feldzugs nach Vorder-Oesterreich.

Welche ungeheure Summen Oesterreich die Erhaltung und Vermehrung seines Heeres kosten mußte, fällt in die Augen. Das Schlimmste bei der Sache war, daß diese Kosten die Leistungsfähigkeit der Finanzen weit überstiegen. Diese gaben jährlich 28 Millionen für das Kriegswesen. Schon im Jahre 1792 war die Ausgabe um 2 Millionen höher gestiegen; die Kosten für das Jahr 1793 wurden zum Voraus auf 68 Millionen, und mit Einschluß der Rüstungsauslagen für die Unterstützungstruppe auf 74 Millionen berechnet. Ueberdies befanden sich die Niederlande in Feindeshand, und die Finanzen waren außer Stand, mehr als 23 Millionen zu liefern, es blieben daher auf außerordentlichem Wege 51 Millionen hereinzubringen.*)

*) Schon der Marsch der kaiserlichen Truppen durch die Länder deutscher Fürsten kostete beträchtliche Summen, wie aus den mit ihnen abgeschlossenen Verpflegsverträgen ersichtlich ist. Diesen zufolge wurde für jeden Mann in Bayern täglich 13 kr., für jedes Pferd 26—34 kr. bezahlt; in Schwaben und Franken für den Mann 8 kr., für das Pferd 17—20 kr.; in Westphalen und am Niederrhein wurde beinahe dasselbe bezahlt. Der Mann erhielt dafür ½ Pfund gesottenes Fleisch, 2 Pfund Brod, ½ Maas Bier oder ¼ Maas Wein. Der preußische Soldat erhielt nur zweimal die Woche Fleisch, oder eine Vergütung dafür von 6 kr. Licht und Holz mußte der Landmann unentgeldlich geben.

Der Transport des kaiserlichen Belagerungsgeschützes allein kam auf eine Million zu stehen.

Preußen ließ außer den 12,100 Mann, welche sich am Niederrhein sammelten, 10 Bataillone und 10 Schwadronen nach Frankfurt rücken.

Um diese verschiedenen Truppen leben zu machen, mußten große Einkäufe von Getreide besorgt werden. — Preußen sandte die seinigen auf der Weichsel in's Meer; Oesterreich auf der Elbe nach Hamburg. So kamen diese Vorräthe nach Amsterdam, um sie auf der Maas und Schelde dem Heere zuzuführen.

Eben so gingen aus Oesterreich große Vorräthe auf der Donau nach Günzburg, und auf dem Main nach Frankfurt, um dann auf dem Rheine und auf der Mosel nach Bedürfniß versendet zu werden.

Am Tage der Eröffnung des Feldzuges hatten die Verbündeten folgende Kräfte gesammelt, und zwar am

Niederrhein kaiserliche Truppen . . .		54,843 M.
preußische " . . .		11,400 "
		66,243 M.
Zwischen der Maas und Mosel kaiserliche Truppen		33,441 "
Am Oberrhein		
preußische Truppen	56,618	
kaiserliche "	23,973	
hessische "	6000	
sächsische "	5500	
darmstädtische "	3000	
schwäbische Kreistruppen	4000	
		99,091 "
		198,775 M.

Weit entfernt, daß die Franzosen in ihren Rüstungen, gleich den Verbündeten, dem ursprünglichen Plane nachgekommen wären. Läßigkeit oder übler Wille von Seite

der Beamten brachten nicht die Hälfte der Streitmacht, welche Dumouriez vorgeschlagen, und der Convent auszurüsten befohlen hatte, auf. Die Regierung, in sich zerfallen, darum lange nicht gewichtig genug in den Haupttheilen Frankreichs, konnte diese Hindernisse nicht beseitigen; so geschah es, daß die Franzosen nur mit folgender Macht im Felde erschienen:

In den Niederlanden . . .	70,000	Mann
An der Mosel	20,000	„
Am Mittelrhein	30,000	„
Am Oberrhein	15,000	„
	135,000	Mann.

Hier kömmt noch zu bedenken, welches Uebergewicht die Verbündeten durch die Abrichtung, Ordnung und Kriegsgeübtheit ihrer Truppen über die eigenwilligen, kaum erst zusammengelaufenen, an allem Mangel leidenden Franzosen behaupteten, und welche Unterstützung sie sowohl durch holländische und englische Truppen, als von ihren eigenen in den Erbstaaten sich bildenden Kräften zu erwarten hatten.

Zweiter Abschnitt.

Dumouriez greift Holland an (16. Febr.). — Entscheidende Versäumniß seiner Vorhut. — Breda, Kleudert, Gertrudenburg fallen. — Williamsstadt belagert. — Alle Vorbereitungen getroffen, um über die Renarem und Canäle nach Amsterdam zu dringen. — Beschießung von Mastricht durch Miranda. — Die Franzosen über die Maas geworfen. — Dumouriez genöthigt, den Befehl über das Hauptheer zu nehmen. — Rückzug der Franzosen aus Holland.

Wenn aus der Quelle des von innen und außen gesäeten Zwistes viele der Uebel entsprangen, womit das französische Heer sich trug, und wodurch der Vortheil der Gleichartigkeit seiner Bestandtheile und die darin waltende Begeisterung aufgewogen wurden, so entsprangen nicht weniger aus der Nachläßigkeit sonder Beispiel, mit welcher der Convent dessen Aufstellung und Ausrüstung betrieben hatte.

Es fehlte an Lebensmitteln, an Geld, an Waffen, an Kleidung, an Pferden; die Eroberung von Holland, wenn sie gelang, versprach jedoch Alles zu geben. Diese Unternehmung war außerdem wegen der Wahrscheinlichkeit und Bedeutsamkeit des Erfolges für Dumouriez das sicherste Mittel, das Vertrauen der Seinigen zu erhalten und zu vermehren, ohne zugleich die Möglichkeit, seiner Zeit auch dasjenige der Verbündeten zu erwerben, zu sehr auf das Spiel zu setzen.

Dumouriez hatte kaum die Kriegserklärung gegen Holland dienstlich vernommen, als er schon dem General Miranda Befehl gab, sich mit den Truppen des belgischen und Ardennenheeres auf 25 bis 30,000 Mann zu verstärken, vor Mastricht zu rücken, die untere Maas jedoch nicht zu entblößen. Die übrigen Generale wurden angewiesen, ihre Streitkräfte zusammenzuziehen, um den Oesterreichern und Preußen die Stirne zu bieten, sobald diese zur Unterstützung von Mastricht irgend ein Unternehmen wagen sollten. Dumouriez hatte jedoch gar nicht die Absicht, den erwähnten Platz regelmäßig zu belagern, weil dies der Jahreszeit wegen zu schwierig seyn mußte; er befahl dem General Miranda nur, ihn zu überraschen, und wie es der Herzog Albert von Sachsen Teschen bei Lille gemacht hatte, mit Bomben und glühenden Kugeln zu überschütten.

Eines besondern Vertrauens für Miranda voll, weihte er ihn tiefer in den Angriffsplan ein, und gab ihm die Weisung, schnell aufzubrechen, sobald er die Nachricht von dem bewerkstelligten Marsche über den Mordyk erhalten haben würde, und längs der clevischen Gränze nach Nimwegen hinabzurücken, um die Preußen, welche vielleicht vor ihm Holland zu erreichen trachten könnten, abzuschneiden. Er müßte deßhalb durch den General Champmorin schon jetzt (28. Jänner) Venloo angreifen, und sobald als möglich nehmen lassen, damit er Herr der Maas bis gegen Genepp bleibe. Mastricht sollte zwischen dem 12. und 15. Februar umgeben seyn. Zur Leitung der Belagerung wurde ihm ein ausgezeichneter Ingenieur, der General-Lieutenant Bouchet, zugewiesen. La Noue, Moreton (Commandant von Brüssel), Harville erhielten jeder den Befehl, ihre Truppen bereit zu halten, indem der Oberbefehlshaber nächstens bei ihnen eintreffen werde. Durch

diese Weisung hoffte er sowohl die Generale, deren er sich nicht unmittelbar zu seinem Angriffsunternehmen bedienen wollte, als auch den Feind über den eigentlichen Angriffspunkt zu täuschen. Nicht mehr erfuhr der Kriegsminister Beurnonville, der dem schwachen Pache, wenige Tage nach Dumouriez Abreise von Paris, im Amte gefolgt war.

Pache hatte noch in den letzten Tagen seines Ministeriums die Niederreißung der Werke von Mons und Tournay befohlen. Dumouriez hinderte die Ausführung dieser Verordnung, und erwirkte eine entgegengesetzte. Seinen Anordnungen zu Folge wurden auch die Höhe des Schlosses von Huy befestigt, Mecheln mit einem Erdwall umgeben, bei Ostende, Nieuport und Dünkirchen Batterien errichtet. Seine Vorschläge an den Kriegsminister gingen auf eine völlige Verbindung der festen Gränzplätze durch leicht befestigte Zwischenpunkte; so sollten die Linien zwischen Dünkirchen und Bergues hergestellt, auf dem Mont Cassel ein verschanztes Lager angebracht, Orchies, Baray und Beaumont befestigt werden. Dumouriez verlangte und erhielt auch den General Arçon, einen der ausgezeichnetsten französischen Ingenieurs.

Bei Brügge sammelten sich unter de Flers an 5 bis 6000 Mann, für welche dieser General die Erlaubniß erwartete, die eine oder die andere holländische Festung angreifen zu dürfen. Dumouriez gab ihm hiezu Hoffnung, bestimmte aber diese Truppen, um diejenigen bei Antwerpen und Breda zu ersetzen, welche nach Holland vorrücken würden.

Unter dem Vorwande, die Standquartiere seines Heeres zu besuchen, ging Dumouriez gegen die Mitte Februar nach Antwerpen; Adjutanten, Generalstab, Wagen,

Gepäcke blieben in Lüttich. In Antwerpen angekommen, rief der Oberfeldherr den Commissair-Ordinateur Petit-Jean, den Chef des Generalstabs, General Thovenot, den Artillerie-General La Bayette von Lüttich herbei. In zwei Tagen waren 15,000 Mann bei Antwerpen gesammelt. Petit-Jean und Thovenot, beide dem Hauptheere an der Maas wirklich unentbehrlich, reisten, kaum daß dies Geschäft beendet war, wieder dahin zurück; beiden hatte Dumouriez die schleunige Errichtung von 25 belgischen Bataillons, jedes zu 800 Mann, anbefohlen, den General Thovenot zum Inspekteur-General davon ernannt, dem Commissair-Ordinateur die Bekleidung, Rüstung und Bezahlung derselben übertragen. Valence, eben von seinem Urlaub aus Paris durch Antwerpen reisend, wurde von der Rolle verständigt, die er nach dem Abmarsche Miranda's spielen sollte, la Noue unter die Befehle des Generals Valence gestellt, beiden endlich Thovenot als Lenker und Rath an die Seite gegeben.

Um sich mit Geld zu versehen (für die bei Antwerpen versammelten Truppen war nur für 14 Tage Sold vorräthig), wurde zu Antwerpen ein Anlehen eröffnet von 1,200,000 Franken, welches doch 200,000 Franken einbrachte, in der damaligen Noth eine schätzbare Summe.

Am 17. Februar waren die Truppen zwischen Bergen op Zoom und Breda zusammengezogen. Sie bestanden aus 21 Bataillonen Infanterie, darunter nur 2 Bataillone Linien-Truppen. Von den Nationalbataillonen hatten nur drei schon Waffen vor dem Feinde getragen, alles Uebrige war neues Aufgebot. Nur 8 Bataillone führten Geschütz. Die Reiterei belief sich auf 1000 Mann von sechs verschiedenen Regimentern. An leichten Truppen waren 3 batavische Bataillone (1500 Mann), etwa 1000 Belgier, und

1200 Mann der neu errichteten Legion des Nordens. — Der wirkliche Stand dieses Heeres belief sich auf 18,000 Mann, der ausrückende jedoch nur auf 13,700 Mann. Die Artillerie bestand aus 4 Zwölfpfündern, 8 Achtpfündern, 4 zehnzölligen Mörsern, 20 kleinern Mörsern und 4 Haubitzen.

Dumouriez theilte dieses kleine Heer in 4 Abtheilungen. General Berneron führte die Vorhut, die aus 4 Bataillonen, dem belgischen Corps und 430 Pferden bestand. Die Division des rechten Flügels (11 Bataillons, 150 Pferde) wurde dem General d'Arçon, die des linken (9 Bataillons, 150 Pferde) dem Obersten le Clerc, die Nachhut endlich (2 Bataillons, 200 Belgier, 200 Reiter) dem Obersten Tilly untergeordnet. Jede dieser Abtheilungen erhielt verhältnißmäßiges Geschütz.

Am 16. brach Berneron von Antwerpen auf. Er hatte die Weisung: 1) alsogleich den Oberstlieutenant Daendels mit 800 Mann Infanterie und 100 Pferden nach Mordyk vorzusenden, um an diesem Orte sowohl als bei Zwaluwe und Roowärt alle Schiffe und Flöße in Beschlag zu nehmen.

2) Seine Hauptstärke an der Merk, von Oudenbosch und Tavenbergen bis gegen Breda, aufzustellen.

3) Ueber die Merk eine Brücke zu schlagen, und eine sichere Verbindung mit dem Oberstlieutenant Daendels zu haben, um sich gegen die Ausfälle der nahen Plätze halten zu können.

Diese Befehle waren am 22., als der Oberfeldherr nach Oudenbosch kam, nur zum Theil ausgeführt.

Die Vorhut hatte zwar die Stellung an der Merk bezogen, aber noch keine Truppe über diesen Fluß gebracht, so, daß die Holländer Zeit gewannen, Schiffe auf dem Mordyk nach dem jenseitigen Ufer zu führen, und so den Franzosen die Mittel der Ueberfahrt nahmen. Dies war das einzige Hinderniß, was sie den ersten Schritten

des Feindes in den Weg legten, denn die Besatzungen von Bergen op Zoom, Gertrudenburg und Breda, obwohl sie drei Dragoner-Regimenter und hinlängliches Fußvolk enthielten, regten sich nicht.

Während Dumouriez seine nachläßige Vorhut vorwärts trieb, ließ er durch seine rechte Flügel-Division Breda, durch seine linke Bergen op Zoom und Steenbergen einschließen. Die Befehlshaber der beiden letzten Plätze verließen die Außenwerke. Das Fort Blaw-Slugs bei Steenbergen fiel in die Hände le Clercs. Die Nachhut des französischen Heeres rückte nach Sneevenbergen, und schloß Kleudert und Willemsstadt ein, während Daendels die Verbindung zwischen beiden Orten durchschnitt.

Wenn die am 16. an Berneron ertheilte Anordnung ausgeführt worden wäre, so hätte Daendels schon am 21., spätestens am 22. über den Mordyk gehen, und in Dortrecht einrücken sollen. Dort unterhielt Dumouriez so viele Verständnisse, daß er hoffen durfte, die Stadt würde sich für ihn erklären. Mehr als hundert Fahrzeuge, mit Verdecken versehen, lagen dort vor Anker; einige davon, die Kanonen führen konnten, reichten zu, die Wachtschiffe der Holländer zu verjagen, vielleicht auch zu nehmen, die übrigen sollten nach Mordyk gebracht werden und dort die Haupttruppe einnehmen. Waren diese einmal in Dortrecht, so schien der günstige Ausgang der Unternehmung auf Holland entschieden. — Obwohl nun die Verspätung der Vorhut diesen schnellen Fortgang aufhob, so gaben doch einige 20 Brückenschiffe von 20 bis 70 Tonnen, die man in den Kanälen zwischen Sneevenbergen und Oudenbosch fand, Hoffnung, den Verlust an Zeit nachzuholen. Alle Zimmerleute, alles Schiffsvolk, was nur immer aufgefunden werden konnte, wurde zusammengetrieben, um diese Fahr-

zeuge zu einer Transportsflottille auszurüsten, und diesen Leuten hoher Tagelohn, auf den Oranischen Gütern zahlbar, angewiesen. Seit dem Betreten des holländischen Bodens kostete das Heer dem Vaterlande außer dem Solde nichts mehr. Lebensmittel für Mann und Pferde lieferte das Land, selbst an Geldgaben mangelte es nicht. Der entblöste Zustand des Soldaten verbesserte sich daher jetzt schon, und das Unternehmen versprach zu verwirklichen, was Dumouriez in seinem Aufrufe an das Heer verkündet hatte, nämlich Ueberfluß an allen Bedürfnissen.

Diese Ausrüstung der Flottille erforderte bei allen Anstrengungen einige Zeit. Dumouriez, um während derselben die Unerfahrenheit der holländischen Befehlshaber zu benützen, beschloß die Einnahme irgend eines festen Platzes zu versuchen. Dort hoffte er Geschütz und Munition zu erhalten, Mittel, woran er großen Mangel litt. Aber eben dieser Mangel erschwerte dies Unternehmen. Ueberhaupt konnte sein Feldzug nicht Eroberungen zur Einleitung haben, und war vielmehr auf ein reißendes Vordringen gegründet; aber da die erste Möglichkeit hiezu versäumt war, so konnte er kaum etwas Anderes thun, als durch Vermehrung seiner Angriffsmittel sich gleichsam Ersatz für die verlorne Zeit verschaffen. Er wußte, daß kein Vertheidigungsplan in Holland entworfen war; er kannte die Unfähigkeit der Befehlshaber der verschiedenen Plätze. Er hatte also für eine regelmäßige Belagerung zwar weder Zeit noch Mittel, aber er hoffte auf die siegende Kraft der Kühnheit, und in diesem Vertrauen befahl er dem General d'Arçon, Breda, dem General Berneron, Kleudert anzugreifen.

Breda, ob seiner Festigkeit berühmt, mit 200 Kanonen, und 2200 Mann Fußvolk, und einem Dragoner-Regimente

besetzt, gut umpfählt, durch eine Ueberschwemmung gedeckt, konnte langen Widerstand leisten, aber der Befehlshaber in diesem Platze, der Graf von Byland, war ein Hofmann, der den Krieg nicht kannte. Er hatte weder für Vorräthe, noch für bombenfreie Orte, sie aufzubewahren, gesorgt. Die Einwohner, obwohl unmittelbare Unterthanen der Oranischen Familie, hingen an der Gegenpartei.

D'Arçon, ohne Laufgräben zu eröffnen, ließ ganz nahe an der Festung auf der Seite des Dorfes Hage zwei Batterien für vier Mörser und vier Haubitzen bauen. Die Holländer antworteten durch drei Tage sehr lebhaft; am vierten hatte d'Arçon nur 60 Würfe mehr; er ließ daher den Grafen Byland durch den Obersten de Vaux, Adjutanten des Oberbefehlshabers, zur Uebergabe auffordern, ihn versichern, daß Dumouriez mit seinem ganzen Heere anrücke, und dann keine Rettung mehr, weder für ihn noch für seine Truppe, zu hoffen sey.

Der Graf glaubte nicht, es bis dahin kommen lassen zu dürfen, und ging, mit Beistimmung seiner Offiziere, in die Uebergabe ein. Militärische Ehren, und was er sonst verlangte, gaben ihm die Franzosen unumwunden zu. Diese fanden den Platz völlig unbeschädigt, denn nur einige Häuser hatten durch die Bewerfung gelitten. 250 Geschütze, 3000 Centner Pulver, 5000 Gewehre, 5 Transportschiffe waren die Beute. Diese merkwürdige Belagerung hatte von beiden Seiten nur 20 Mann gekostet.

Der Verlust würde ohne die Tollkühnheit der Franzosen selbst nicht einmal so hoch gestiegen seyn. Ein Haufe derselben, voll Verachtung für ihre Gegner, lief bis auf das Glacis, und tanzte dort die Carmagnole. Das erschütterte den Gleichmuth der Besatzung; 30 Dragoner machten einen Ausfall, hieben einige der Tanzenden nieder,

und schleppten sechs derselben mit sich in die Festung. — Gleichzeitig mit Breda nahmen einige Abtheilungen, die d'Arçon entsendet hatte, mehrere kleine Forts an den Schleußen, auf der Seite gegen Heusden.

Kleudert, regelmäßig befestigt, mitten in einer Ueberschwemmung gelegen, durch 150 Mann Besatzung mit vielem Muthe, aber mit wenig Klugheit vertheidigt, öffnete zwei Tage nach dem Falle von Breda dem Sieger die Thore (in der Nacht vom 25. zum 26. Februar). Berneron hatte eine Batterie hart an dem Damme der Ueberschwemmung angelegt, kaum 150 Toisen vom Platze, so daß das Innere der Stadt ganz eingesehen war.

Das Feuer dauerte von beiden Seiten einige Tage; die Stadt wurde dabei zusammengeschossen, und für die Besatzung blieb kein Unterkommen. Endlich vernagelte der Befehlshaber (v. Kropf, ein Westphale) sein Geschütz, und suchte sich mit seinen Truppen durchzuhauen und nach Willemstadt zu retten.

Eine batavische Abtheilung unter dem Oberstlieutenant Hartmann fiel ihm in den Weg. Kropf schoß mit eigener Hand diesen Offizier vom Pferde. Aber auch ihn traf ein gleiches Schicksal. Er fiel; seine Besatzung wurde gefangen. Man brachte die Leiche dieses wackern Soldaten nach Kleudert zurück. In seiner Tasche fand man die Thorschlüssel.

53 Kanonen, eine Menge Bomben und Kugeln und an 800 Centner Pulver fielen den Franzosen als Beute zu. Sie setzten alsogleich 10 Geschütze zu Kleudert in Stand, und mit der Munition dieses Platzes begannen sie nunmehr die Belagerung von Willemstadt.

Während Berneron sich mit derselben beschäftigte, griff General d'Arçon Gertrudenburg an. Dieser Platz,

an der Wasserseite schwach, nur von einer einfachen Mauer umschlossen und beherrscht, dagegen auf der Landseite durch eine gute Ueberschwemmung gedeckt, und von zwei Reihen starker Außenwerke umgeben, könnte nach Eröffnung der Laufgräben bei guter Vertheidigung drei Wochen Widerstand leisten. Diesmal bestand die Besatzung aus 8 bis 900 Mann Fußvolk und aus den schönen Gardedragonern des Statthalters. Diese Besatzung wäre hinreichend zur Vertheidigung gewesen, hätte sie nicht einen achtzigjährigen Greis, den Generalmarschall Bedault, an der Spitze gehabt. Dieser gab schon am ersten Tage alle Außenwerke verloren, und kaum hatten die Republikaner einige Mörser, die sie aus Breda herbeibrachten, in halbfertige Batterie eingeführt und einige Bomben geworfen, wovon mehrere zufällig die Wohnung des holländischen Befehlshabers trafen, so entfiel diesem der Muth, und er ging in die Uebergabe ein, zu welcher ihn der Oberst de Vaux aufforderte (4. März).

Die Holländer zogen auch aus dieser Festung mit Ehren aus, und die Franzosen ein. Dumouriez, der eben bei diesem Platze anlangte, gab dem Gouverneur zur Entschädigung ein Gastmahl, und das Schauspiel, einen Oberstlieutenant, der sich im Trunke übernommen und Ungebührliches gethan hatte, zum Gemeinen herabzusetzen. — Man fand 150 Geschütze, 2000 Centner Pulver, eine beträchtliche Menge von Kugeln und Bomben, 2500 neue Gewehre, und was das Wichtigste war, mehr als 30 Transportschiffe in dem Platze, der überdies einen guten Hafen bot.

So schien das Glück die Unternehmung Dumouriez auf das Unerwartetste zu begünstigen und auszugleichen, was Nachläßigkeit verschuldet hatte. Jeder eroberte Platz gab ihm die Mittel zur Eroberung eines andern. Aber

immer blieben diese Eroberungen, so wichtig sie an sich waren, im Bezug des Hauptplanes nur untergeordnet. Dumouriez verkannte dies nicht. Aus seinem Haupt-Quartiere Mordyk betrieb er, so sehr er konnte, die Rüstung seiner Transportflottille, und schon in den ersten Tagen des März waren 23 Schiffe gewaffnet, mit Lebensmittel für 1200 Mann versehen, und von Zevenbergen nach Roowärt, eine kleine Bucht nahe bei Mordyk, gezogen. Gegen die holländischen Wachtboote, welche den General manchmal mit Kanonen begrüßten, das Einschiffen der Mannschaft und das Auslaufen der Flottille zu decken, wurden Strandbatterien gebaut und 12 Vierundzwanzig-pfünder aus Breda herbeigeschafft.

Die ganze Mannschaft lagerte in Strohhütten längs den Dünen von Roowärt bis Zwaluwe; 4 bis 500 Mann, welche mit dem Seewesen nicht ganz unbekannt waren, wurden zur Bemannung dieser Flottille, welche die Vortruppe des Generals überschiffen sollte, ausgewählt, und ein vormaliger englischer Seeoffizier und ein holländischer Schiffslieutenant mit der Führung derselben beauftragt.

Aber während die Franzosen diese Anstalten zum eigentlichen Angriff auf Holland machten, waren auch die Holländer nicht unthätig in Herbeischaffung der Mittel zum Widerstande geblieben. Schon hatten sie im Bisbosch 12 gewaffnete Fahrzeuge, das größte zu 20 Kanonen, und gegenüber von Mordyk bei Stry und längs dem Dort'schen Kil mehrere Batterien. Auch landeten englische Schiffe, mit etwa 1200 Mann am Bord, im Helvoet-Sluys. Aber diese Gegenanstalten waren nicht bedeutend genug, um Dumouriez in seinem Plane irre zu machen, der, wenn er mit gutem Winde auslief, von den zerstreuten Wachtschiffen wenig zu besorgen hatte, und aus der Truppen-

sammlung, die der Erbstatthalter zu Gorkum mit geringem Erfolge machte, sah, daß seine eigentliche Absicht noch nicht errathen war.

Dumouriez zog nun den General de Flers mit 6000 Mann von Brügge gegen Bergenopzoom, ließ ihn den Obersten le Clerc vor diesem Punkte und vor Steenbergen ablösen, und diesen dafür nach Zevenbergen rücken, befahl Heusden einzuschließen und aufzufordern, und ließ den Angriff auf Willemstadt, der, weil er aus zu weiter Entfernung unternommen worden war, schlecht von Statten ging, durch die Ingenieure Dubois de Crancé und Marescot mit mehr Thätigkeit betreiben.

Ein Ausfall kostete jedoch diesen beiden Offizieren das Leben. Die in Gertrudenburg vorgefundenen Fahrzeuge sollten für die Division des rechten Flügels dienen. Alle Anordnungen waren gemacht, — alle Offiziere unterrichtet, — die Böte hatten ihre Weisung, — der Fahrgrund war untersucht, — in der Nacht vom 9. zum 10. März sollte die Ueberfahrt geschehen.

Aber das Schicksal wollte es anders. Dumouriez war schon seit den ersten Tagen des März in großer Beunruhigung über die Ereignisse an der Maas.

Miranda hatte durch den General Champmorin in der ersten Hälfte des Februars die Forts Stevenswert und St. Michael nehmen lassen, und am 20. Februar die Belagerung von Mastricht begonnen.

Er glaubte, damit in 8 Tagen zu Ende zu kommen, und mit Anfang März bei Nimwegen zu seyn.*) Am 25. eröffneten französische Batterien von der Cauveebergerhöhe, auf 400 Toisen vom bedeckten Wege, das Feuer; eine

*) Correspondance etc. p. 53, 56.

Batterie von Mörsern unterstützte vom rechten Ufer auf der Seite von Styck diesen Angriff. Die Stadt stand bald in Flammen, aber sie widerstand, hauptsächlich durch die Anstrengungen der darin befindlichen Emigrirten unter dem General-Lieutenant d'Autichamp, welche Alles bei einer Uebergabe zu befürchten hatten.

Auch in Venloo waren die Preußen den Franzosen zuvorgekommen, hatten Besatzung hineingeworfen, waren im Stande, die Franzosen hinter dem Eugenischen Kanal, der von Venloo nach Geldern geht, zu erwarten, oder nach Roermonde, oder endlich nach Holland zu marschiren. Der Erfolg dieser Unternehmungen an der Maas, einmal verzögert, wurde bald gänzlich unwahrscheinlich durch die Angriffsbewegung, welche zu beginnen das niederrheinische Heer der Verbündeten nicht lange mehr zögern konnte. Wirklich eröffnete dasselbe den Feldzug in den letzten Tagen des Februars, wie wir später sehen werden, indem es den General la Noue aus seiner Stellung an der Roer warf, und schon am 2. März schreibt Valence an Dumouriez: „Unser Traum ist aus; geschehen ist, was ich voraussah." *)

Dumouriez, nicht ganz unterrichtet von der Stärke des verbündeten Heeres, hoffte noch, daß Miranda die Maas vertheidigen werde. „Nur vierzehn Tage halten Sie," so schrieb er am 3. März, „bis dahin wird das Heer von Belgien ungemein verstärkt seyn, und die Dinge werden eine andere Wendung genommen haben; bis dahin habe ich, wenn auch allein, halb Holland genommen oder mich mit Ihnen vereinigt. Ich kann jetzt innerhalb

*) Correspondance etc. p. 83.

5 bis 6 Tagen nicht ein Heer verlassen, das durch die Kraft meiner Gegenwart Wunder thut." *)

Die Hoffnung, ganz Holland werde ihm zufallen, wenn er in dessen Hauptstadt einrücke; die Meinung, das holländische Heer fechte nur mit Widerwillen gegen ihn; die Aussicht, sich durch dasselbe zu verstärken, und dann die Verbündeten im Rücken zu bedrohen, wenn diese, vom Glücke begünstigt, nach Verlauf jener 14 Tage über die Maas brechen sollten; der Gedanke, daß er im schlimmsten Falle, d. i. wenn er selbst in Holland angegriffen würde, sich in diesem durchschnittenen Lande, bei der Anhänglichkeit der Bewohner an seine Sache, auch gegen die Uebermacht zu vertheidigen und Hülfe in seinen politischen Absichten finden werde; alle diese Umstände vermochten ihn nicht, dem Rufe des General Valence zu folgen, der die augenblickliche Aufgebung der Unternehmung auf Holland für nothwendig, die Gegenwart des Oberfeldherrn an der Maas für unerläßlich hielt, und sein Schreiben vom 2. mit den Worten geschlossen hatte: „Minuten sind jetzt Jahrhunderte."

Der Fall der Gertrudenburg (4. März) bestärkte den General Dumouriez im Ausharren auf seinem Plane. Er hielt für gewiß, daß die Preußen sich von den Oesterreichern trennen und Haag und Amsterdam zu decken suchen würden. „Ich werde sie schlagen," sagte er, „an der Spitze derselben Holländer, die jetzt gegen mich stehen." „Sie marschiren nach Geldern," schreibt er an Miranda weiter, „nehmen es, greifen dann Nimwegen an, und so werden wir noch immer dahin kommen, uns die Hände zu reichen. **)

---

*) Correspondance etc. p. 88.
**) Correspondance etc. p. 94.

Valence schien ihm stark genug, die Oesterreicher so lange aufzuhalten, bis Miranda umkehren, und sie über Cleve und Jülich in der Seite fassen konnte. Nur die Preußen (Herzog Friedrich von Braunschweig) schienen ihm, ihrer Stellung am äußersten rechten Flügel wegen, gefährlich. Er besorgte, daß sie den Uebergang der Maas bei Roermünde oder Venloo erzwingen, und ihn von Antwerpen abzuschneiden suchen würden. Für diesen Fall war de Flers, der durch Verstärkung auf 15 bis 18,000 Mann gebracht werden sollte, auch bereits nach Bergen op Zoom und Breda gezogen worden. Champmorin und Lamarlière hätten einstweilen Fuß für Fuß dem Feinde Widerstand zu halten; Miranda sollte, wenn der Feind stark genug wäre, diese Generale schnell zu werfen, sich mit ihnen vereinigen und durch eine Schlacht den Gegner über die Maas zurückweisen. Wahrscheinlicher schien jedoch dem Oberfeldherrn, daß die Preußen gerade nach Nimwegen gehen würden, um in großen Märschen vor ihm Amsterdam zu erreichen. In diesem Falle sollte Miranda den General de Flers über den Mordyk zur Verstärkung nachsenden, mit seinen Truppen aber nach Grave und Nimwegen den Preußen folgen. Würden diese nicht von den Oesterreichern sich trennen, beide zusammen vereinigt die Kühnheit haben, über die Maas zu brechen, so wären Miranda und Valence, wenn ebenfalls vereinigt, ihnen überlegen, und würden sie mit Vortheil angreifen können.

Diese Weisungen an Miranda waren von einem Aufrufe an die an der Maas stehenden Truppen begleitet, der nicht sowohl diesen als vielmehr den Generalen, welche sie führten, Muth einflößen sollte.

Einstweilen hatte Miranda die Beschießung von Mastricht aufgegeben; Aachen, Lüttich gingen verloren;

die Gefahr wuchs. In der Stellung von Löwen (9. März) gewann das französische Heer wieder eine vortheilhafte Haltung, und Miranda rieth nicht allein selbst wieder dem Obergeneral, daß er den Angriff auf Holland fortsetze, sondern erklärte sich stark genug, ihn mit 15,000 Mann zu unterstützen. Dumouriez nahm jedoch dies Anerbieten nicht an, und drang nur darauf, daß Champmorin und Lamarlière, die ihren Rückzug in der Richtung von Antwerpen fortsetzten, der eine zu Herenthals, der andere zu Lier anhalte, daß Lier und dies vertheidigt würden, und daß man das Aeußerste aufwendete, um Mecheln haltbar zu machen.

Aber wenn die belgische Armee der Stärke nach hingereicht hätte, den Verbündeten die Spitze zu bieten, und zum Mindesten so viele Zeit zu erfechten, als Dumouriez zur Eroberung von Holland für nothwendig erachtete, so lähmte doch ihr innerer Zustand ihre Streitfähigkeit. Das Mißtrauen zwischen den Generalen unter sich und zwischen den Generalen und dem Oberfeldherrn war durch die erlittenen Unfälle auf das Aeußerste gebracht. Miranda, ein Peruaner, geistreich, an wissenschaftlicher Bildung weit über seinen Neben- und Untergeneralen, um dieses Vorzugs schon und endlich wegen seines stolzen Aeußern von ihnen gehaßt, und von den Truppen nicht geliebt, war außer Thovenot der einzige, der auf der Höhe stand, in Dumouriez Plane einzugehen und seinen Schwung zu theilen. Dumouriez erkannte dies, zeichnete ihn aus, und suchte auf jede Weise ihn zu überzeugen, wie sehr er ihn über alle übrigen Generale setze. Aber es lag zwischen Beider Wesen eine unausfüllbare Kluft durch Verschiedenheit der Denkweise über Bürgerpflicht und Menschenstreben, über Frankreichs Wunsch und Frankreichs Heil begründet, so, daß selbst in dem Augenblicke der höchsten Annäherung

das Erzwungene derselben von Beiden empfunden wurde, und die geringste Veranlassung hinreichend schien, die unnatürliche Verbindung aufzulösen. Zunächst an Miranda, und vielleicht noch bedeutender als dieser durch seinen Einfluß, wenn auch unter ihm durch seine Stelle, war Thovenot, der Leiter des gesammten Generalstabs, ein Mann voll militärischen Verdienstes, höchst erfahren, unermüdet, eines versöhnenden Charakters, mit einem großen, sichern Ueberblicke begabt, aber nicht frei von Eitelkeit, geheimnißvoll in seinem Benehmen; in jener Zeit freier Erklärung nicht ausgesprochener, nicht entschiedener Anhänger einer Partei; auch um des Vertrauens willen, womit Dumouriez ihn vor Allen auszeichnete und ausgezeichnet wissen wollte, und geistiger Unterordnung willen, welche die übrigen Generale im Zusammenseyn mit ihm zu empfinden sich nicht erwehren konnten, zwar nicht gehaßt, aber doch beneidet, als Militär verehrt, doch nicht geliebt.

Miranda insbesondere, eifersüchtig auf Thovenots Einfluß, fühlte sich unheimlich in dessen Nähe; er mißtraute nicht dessen militärischem Urtheile, wohl aber dessen Grundsätzen. Es war ihm Thovenot nicht Republikaner genug, um über allen Tadel gehoben zu seyn; er wußte ihn geheimer Abneigung gegen die bestehende Regierung voll, geheimer Schritte gegen sie verdächtig.

Valence, der dritte Mann von Bedeutung, nicht ohne Talente, voll persönlichen Muthes, aber oft muthlos als General, klar, ruhig, hatte nicht das hinlängliche Gewicht zur Beschwichtigung der widerstreitenden Meinungen im Rathe der Generale; die Truppen zogen ihn jedoch weit dem General Miranda vor. Alle übrigen Generale standen an Fähigkeit und Einfluß weit hinter diesen dreien;

sie waren getrennt unter sich in allen politischen und militärischen Ansichten, und nur in der Verdammung des eingeleiteten Feldzugplans einig. Die genanntesten darunter waren: Leveneur, persönlich brav, ohne Urtheil, ein trefflicher Oberst, ein schlechter General; la Noue, ein Greis, der 50 Jahre gedient hatte, brav und rechtschaffen, doch unentschlossen und zu wenig beweglich; Stengel, ein trefflicher Führer leichter Truppen, sehr brauchbar an der Spitze einer Vorhut; Dampière, tollkühn, ehrsüchtig, ohne Anlagen, ohne Erfahrung, schnell entschlossen, schnell geschreckt, ein eifriger Jakobiner. Das sind die Bilder einiger der Männer, welche die Angelegenheiten an der Maas leiteten. Aber alle zusammen haßten Miranda, scheueten Dumouriez, achteten Valence gering, und mieden die Nähe Thovenots.

Der Obergeneral hatte bereits einige Beispiele der Strenge gegeben; den General Eustace entfernte er schändlich von der Armee; anderen Generalen war das Gleiche angedroht.

Diese Maßregel vermehrte die Einigkeit nicht. Aber selbst ganze Truppenabtheilungen bewiesen den sträflichsten Ungehorsam, und mußten in diesem Zeitpunkte der Noth an Mannschaft von dem Heere entfernt oder kriegsräthlich behandelt werden, so die National-Gensd'armerie und vorzüglich die 32. Division, welche, durch allerlei Umtriebe und geheime Bearbeitungen aufgeregt, sogar nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie Willens sey, sich des Generals Miranda zu entledigen.

Das Ausreißen hatte im Heere so zugenommen, daß während dieser Tage über 10,000 Mann die Fahnen verlassen hatten. Die Convents-Commissäre, überzeugt, daß nur Dumouriez Gegenwart die gänzliche Auflösung des

Heeres verhindern könne, drangen darauf, daß er komme, gingen eiligst nach Paris, erwirkten den bestimmten Befehl des Convents an ihn, das Unternehmen auf Holland andern Händen zu übergeben und augenblicklich nach Löwen zu eilen. Diesen Befehl erhielt Dumouriez am 8. März Abends, am 9. Morgens verließ er, um zu gehorchen, Mordyk, Verzweiflung im Herzen. *)

Das Heer hatte er dem General de Flers zugleich mit der Weisung übergeben, alsogleich die Ueberfahrt zu beginnen, sich zu Dortrecht zu halten, und das Weitere abzuwarten. Er kannte diesen Mann als untauglich zu solchen Unternehmen, aber er hatte keinen andern; d'Arçon lag unpäßlich zu Antwerpen; Marasse, Befehlshaber in diesem Orte, in jeder Beziehung, außer in der des Alters, dem General de Flers vorzuziehen, war seiner Gebrechlichkeit halber unbrauchbar. — Miranda schien dem Oberbefehlshaber der einzige Mann, dessen er sich zu Fortsetzung des Angriffs auf Holland bedienen konnte. Er wollte ihn gleich nach seinem Eintreffen in Löwen nach Dortrecht schicken, und befahl darum ausdrücklich, dem General de Flers nach der Ueberschiffung nichts ohne den Obersten Thovenot (einen jüngeren Bruder des Generals gleichen Namens) zu thun; dieser war der leitende Geist in jenem Heere und mit Dumouriez Absicht bekannt.

Aber de Flers hatte auch nicht einmal den Muth, die Ueberfahrt zu wagen; er zögerte. Die Holländer verstärkten sich, die Preußen rückten über Bois le Duc heran; da gab er das Unternehmen auf, warf sich mit 6 Bataillons und 200 Pferden nach Breda, legte den Obersten Tilly mit 3 Bataillons und 50 Pferden nach Gertruden-

*) Mémoires etc. II. p. 61.

burg, ließ die Festungswerke von Kleudert sprengen und schickte den Rest des Heeres nach Antwerpen zurück.

So scheiterte der Angriff auf Holland. Zwei feste Plätze blieben der Gewinn. Der Verlust war durch die Unfälle an der Maas, und durch den Einfluß, den diese auf den Geist der Truppen übten, unberechenbar. Holland war an der Roer gerettet worden; wir wollen uns nach dieser Seite wenden.

Dritter Abschnitt.

Marsch des Herzogs Friedrich von Braunschweig über den Rhein und an die Maas. — Besitznahme von Venloo. — Das verbündete Hauptheer bricht über die Roer (1. März). — Treffen bei Aldenhoven. — Gefecht bei Eschweiler (bei Aachen). — Entsatz von Mastricht. — Angriff des rechten Flügels der Verbündeten (Herzog Friedrich von Braunschweig) auf die feindliche Stellung an der Swalm. — Roermünde durch die Preußen besetzt. — Wegnahme von Lüttich und Tongern durch den linken Flügel. — Marsch des Haupttheeres über die Maas. — Vorbereitungen Braunschweigs zur Befreiung von Holland. — Vorstellungen Koburgs an den König von Preußen über die Fortsetzung des Feldzugs. — Stellung der Franzosen bei Löwen. — Dumouriez in Antwerpen. — Dumouriez in Löwen.

Um die Vorrückung gegen die Maas beginnen zu können, hielten die Feldherren der Verbündeten vorerst für nöthig, daß die zu Wesel versammelten preußischen Truppen sich auf gleiche Höhe mit den österreichischen setzten, folglich über den Rhein gingen. Sie hatten seither nur einige leichte Posten am linken Ufer gehabt: am 23. und 24. Jänner rückten 100 Mann und 2 Schwadronen österreichische Uhlanen, welche den Preußen zum leichten Dienst geliehen worden waren, nach Moeurs. Am 27. wurden 2 Grenadier-Compagnien und 200 Pferde von dem Herzog nach Rheinbergen geführt, die nun ihre Vorposten bis Sonsbeck, Istum, Kempen und Moeurs ausstellten; am 30. folgten 5 Bataillons Fußvolk, ein Karabiner-Regiment und eine halbe Batterie, welche

am 1. Februar bis Kempen vorrückten. Der Feind, der diese Gegend leicht besetzt hielt, zog sich nach Roermünde zurück. Nun bezogen die preußischen Truppen Standquartiere längs der Niers von Gueldern bis Kempen, und stellten ihre Posten an die Maas. 6 Bataillons und 5 Schwadronen hatten am 2. bei Wesel und Duisburg den Uebergang bewerkstelligt, und stellten sich bei Creveld auf, so, daß am 3. Februar schon 13 Bataillons, 10 Schwadronen preußischer Truppen sich jenseits des Rheins befanden, die Verbindung mit den hinter der Erft stehenden Oesterreichern, deren rechter Flügel bis Nuys reichte, nahmen, diesen Flügel vorzuziehen möglich machten und Venloo wie Mastricht bedrohten.

Venloo, auf holländischem Gebiete, obwohl fest, aber beinahe keines Widerstandes fähig, da die Generalstaaten bei Annäherung der Franzosen die Besatzung herauszogen, das metallene Geschütz und die Munition nach Grave gebracht, das eiserne in die Maas versenkt hatten, der Gouverneur Graf Münster aber sein Amt niederlegte, und nur 200 Mann mit 2 Kanonen unter einem im Reiterdienst grau gewordenen Offizier, dem Oberstlieutenant Zeigers, der diese Anstellung als Versorgung für seine alten Tage erhalten, in der Festung zurückließ. Ueberdies hingen die Einwohner der Sache der Franzosen an, und französische Offiziere gingen aus und ein, und hatten Zeit und Gelegenheit, den Platz hinlänglich kennen zu lernen.

Da der Bruch zwischen Holland und Frankreich erwartet wurde, so hielt sich der Herzog von Braunschweig, dessen Vorschläge zur Erhöhung der Vertheidigungs-Fähigkeit von den Generalstaaten nicht beachtet wurden, bereit, den Platz alsogleich nach erfolgter Kriegserklärung für die Verbündeten in Besitz zu nehmen. Die Nachricht, daß

diese Erklärung gegeben sey, ersah der Herzog am 9. Abends aus einem französischen Zeitungsblatt vom 2. Febr., das ihm ein nach Tegel in's Jüllich'sche geschickter Offizier überbrachte. Am 10. bestätigte sich diese Nachricht, und ein Zufall verschaffte ihm Kunde, daß die Franzosen in der Nacht zum 11. die preußischen Vortruppen mit Scheinangriffen blenden und Venloo überraschen würden. — Auf diesen Bericht setzten sich 5 Bataillons und 4 Schwadronen Preußen mit einer halben Batterie alsogleich nach Stralen in Marsch, wo sie um 9 Uhr Abends eintrafen, und erschienen, den Herzog an der Spitze, zwischen 5 und 6 Uhr früh am 11. vor den Thoren von Venloo. — Die preußischen Posten hatten die Nacht hindurch ihre Aufmerksamkeit verdoppelt; sie gewahrten den verkündigten Anmarsch französischer Truppen nicht, wirklich fand Braunschweig, daß er diesen zuvorgekommen sey, ließ eiligst eine starke Abtheilung auf der Straße nach Roermünde vorgehen, um ihnen, im Falle sie nahen sollten, einige Zeit abzugewinnen, für sich selbst aber durch einen Trompeter Einlaß in die Festung begehren. Der Trompeter konnte durch sein Blasen lange Niemanden wecken, endlich ward aufgemacht und dem Herzog mit seinem Gefolge der Eintritt erlaubt. Aber ohne sich an diese Beschränkung zu kehren, befahl der Herzog seinen Truppen, ihm zu folgen, Thor und Hauptwache wurden besetzt, die Preußen zogen in die Stadt, und da der Gouverneur den Befehl an den Herzog nicht freiwillig übergeben wollte, so nahm ihn dieser aus eigener Machtvollkommenheit, und übertrug ihn alsogleich an den preußischen General Pirch. — Den holländischen Truppen wurde erlaubt, im Fort St. Michael, das am linken Maas-Ufer, gegenüber von Venloo, liegt, die Besatzung zu halten; Braunschweig verschmähte diesen Punkt,

obwohl er ihm unter anderen Verhältnissen einen festen Fuß jenseits der Maas gegeben hätte, zu besetzen, weil ihm dieses Fort wegen seines elenden Zustandes als keiner Vertheidigung fähig geschildert wurde. Wenige Stunden darauf erschienen die Franzosen am linken Ufer der Maas, warfen eine Batterie auf, und beschoßen am Morgen des 12. den Platz. Das Feuer desselben brachte jedoch diesen unnützen Angriff bald zum Schweigen. Das Fort St. Michael, von den Holländern nicht besetzt, gerieth in ihre Hände. Sie begannen nach der Stadtseite zu noch an diesem Tage Einschnitte zu machen, was die Preußen durch Kanonenfeuer zu verhindern suchten.

Um den Besitz von Venloo zu sichern, befahl der Herzog das nach Grave gebrachte Geschütz und die sonstigen Vorräthe wieder zurückzuführen,*) und zog außerdem sein ganzes Corps, das sich abermals durch 5 Schwadronen verstärkt hatte, zwischen Kempen und Venloo zusammen; — die Holländer, etwas ungehalten über die Art, mit welcher die Preußen sich zu Herren von Venloo gemacht hatten, suchten den Schein zu retten, indem sie am 15. den Vorschlag machten, daß die preußische Besatzung von Venloo so angesehen werden möchte, als ob sie unter den Generalstaaten stände. — Der Herzog war hart genug, auch diesem Vorschlage kein Gehör zu geben. Einstweilen hatte sich Miranda der Festung Mastricht genähert und machte Miene,

---

*) 6 metallene 12Pfünder,
12 „ 6 „
7 Mörser, 50 „
4 Haubitzen,
1250 rauhe Kugeln,
300 geschliffene Kugeln. Dohna I. 26, 28.

sie zu belagern. Auf die Hoffnung gestützt, dieser Platz werde nicht halten, versäumte er eine Sicherheits-Maßregel, die seinem Unternehmen Erfolg verschafft hätte, und im damaligen Zeitpunkte noch nicht so schwer zu bewirken war, nämlich den General Clerfait, als er noch ohne Verstärkung war, über den Rhein zu werfen. Er glaubte den Angriff hinlänglich gesichert, wenn er das Beobachtungsheer längs der Roer von Roermünde über Wasserburg bis Jüllich Stellung nehmen ließen; 20,000 Mann unter Valence zwischen Aachen und Lüttich gesammelt hielte, und die untere Maas durch die Brigaden Champmorin und Lamarlière deckte, die sich der Forts St. Michael und Stephenswerth, ohne Widerstand zu finden, bemeistert hatten.

Dieser Glauben auf Sicherheit bewirkte das Scheitern der Unternehmung auf Mastricht.

Denn Koburg, besorgt für diesen Platz, besorgt für Holland, entschloß sich, den Feldzug jetzt schon zu eröffnen, und dies ist die erste Abänderung, welche der ursprüngliche Kriegsplan der Verbündeten erlitt. Diesem zu Folge hätte der Feldzug um mehrere Tage später beginnen sollen.

Seit dem 22. Februar waren die Oesterreicher am Niederrhein um 19 Bataillons und 6 Schwadronen verstärkt worden, so, daß ihre dort verwendbaren Streitkräfte nunmehr 48⅓ Bataillons, 50 Schwadronen betrugen.

Nach der Berechnung des Hofkriegsrathes sollten diese Abtheilungen zusammen 59,000 Mann in sich fassen. Koburg aber fand an 20,000 Mann von diesem Stande abgängig, so daß sein Heer damalen nicht mehr als 39,000 Mann zählte. Diese rückten am 28. Februar zwischen Düren und Jüllich in engere Standquartiere, und wurden in fünf große Abtheilungen geordnet.

Die erste derselben, die Vorhut, führte der Erzherzog Karl, sie bestand aus 9⅓ Bataillons, 10 Schwadronen.

Die zweite, die Haupttruppe, in zwei Treffen getheilt, führte Koburg selbst; sie hatte 15 Bataillons, 22 Schwadronen.

Die dritte oder der linke Flügel, unter Feldmarschall-Lieutenant Prinz Würtemberg, bestand aus 8 Bataillons, 8 Schwadronen.

Die vierte oder der rechte Flügel, unter Feldmarschall-Lieutenant Grafen Latour, bestand aus 7 Bataillons, 6 Schwadronen.

Die fünfte endlich unter General Wenkheim, 9 Bataillons, 4 Schwadronen, sollte abgesondert zur äußersten Rechten verwendet werden, um in Verbindung mit dem Herzog Friedrich von Braunschweig zu wirken.

Diese Eintheilung war der Vorläufer des Marsches über die Roer. Um den Uebergang überraschend auszuführen, befahl Koburg, Scheinanstalten der Vertheidigung in den Standquartieren zu machen, die kaum eine halbe Stunde vom Flusse entfernt lagen. In der Nacht zum 1. März aber sammelte der Prinz die Vorhut, das zweite Treffen der Haupttruppe und den linken Flügel bei Düren; der Feldzeugmeister Clerfait that dasselbe mit dem ersten Treffen der Haupttruppe und dem rechten Flügel bei Jüllich. Am erstern Orte war man Meister einer steinernen Brücke, jenseits welcher die Vorposten der Oesterreicher sich immer erhalten hatten; bei Jüllich war die Hauptbrücke abgebrannt und Clerfait mußte die Mittel zum Uebergang erst herbeischaffen. Die nächste Absicht, welche die Oesterreicher mit der Anordnung des Uebergangs auf den zwei genannten Punkten Düren und Jüllich verbanden, bestand darin, den Feind in seinen Quartieren zu überraschen, und

ihm die Zeit zu nehmen, in zwei verschanzte Stellungen zurückzugehen, die er sich zur Aufnahme bereitet hatte, die eine auf dem Roerberge bei Eschweiler zwischen Düren und Aachen, die andere hinter Aldenhoven, zwischen Jüllich und Aachen.

Den 1. März, sobald der Tag anbrach, setzte der Erzherzog Carl auf dem gegebenen Punkte über den Fluß. Ihm folgten die beiden obigen Heeresabtheilungen. — Der Vortrab war eine halbe Stunde weit vorgerückt; da stieß er auf feindliche Posten, die er von Stelle zu Stelle drängte.

Die in den Dörfern liegenden Franzosen verließen dieselben ohne Widerstand, rollten sich nach und nach immer mehr auf, gingen durch Eschweiler, und bezogen endlich die Stellung auf dem Roerberge. Der General Stengel sammelte sie hier. Die österreichische Haupttruppe war einstweilen bis Wiesweiler gekommen, schwenkte dort rechts von der Aachener Straße ab, und marschirte dem Feinde gegenüber in Entfernung eines Kanonenschusses auf. — Das Feuer aus den französischen Verschanzungen hinderte diesen Aufmarsch nicht. Die Franzosen, ungeduldig hierüber, brachten das Geschütz aus zwei Redouten auf den Abhang des Berges vor, um wirksamer schießen zu können; eine dagegen aufgeführte kaiserliche Batterie nöthigte jedoch dasselbe zum Schweigen. Die Vorhut und das zweite Treffen hielten an, bis daß der Prinz von Würtemberg völlig aufmarschirt war, dann schwenkte jene abermals rechts ab, und setzte den Seitenmarsch nahe am Roerberge gegen Aldenhoven fort, um die Stellung des Feindes hinter diesem Orte zu umgehen. Einmal Meister dieser Stellung, war jene auf dem Roerberge nicht mehr zu halten, weil man ihr in den Rücken marschiren konnte.

Der Prinz von Würtemberg sollte den Feind einstweilen darin beschäftigen.

Um 2 Uhr Nachmittags langte die Vorhut im Angesichte der feindlichen Verschanzungen bei Hönningen an. Koburg besah dieselben, ließ dann die Vorhut den Marsch weiter rechts fortsetzen und das zweite Treffen aufmarschiren. Diese Verschanzungen bestanden aus fünf für sich bestehenden Werken, hinter welchen das Fußvolk, die Reiterei auf den Flügeln, in zwei Treffen aufmarschirt stand. Nahe hinter dieser Stellung war ein Wäldchen.

Kaum hatte der Erzherzog Karl so weit vorgedrängt, daß er den Feind in der linken Flanke überreichen konnte, so begünstigte der Boden und des Feindes Nachläßigkeit den Aufmarsch. Auf einer Höhe in Entfernung eines Schusses von der Flanke des Feindes wurden alsogleich 14 Kanonen aufgepflanzt, hinter denselben das Fußvolk gestellt, und ihm zur Rechten das Dragoner-Regiment Latour, zur Linken einige Schwadronen Husaren auf die Flügel gegeben. Zwei Schwadronen Husaren gingen sogar ganz nach dem Rücken des Feindes vor.

Sobald dieser Aufmarsch bewirkt war, eröffneten die 14 Kanonen das Feuer auf den linken feindlichen Flügel. Das Uebergewicht dieses Feuers war so entscheidend, daß die feindlichen Geschütze, die in Eile dagegen aufgeführt worden waren, nur zweimal abfeuerten. Kaum war Unordnung unter den auf diesem Hügel stehenden feindlichen Reitern, die an 1000 Pferden stark seyn mochten, so wie im Fußvolke sichtbar, als die Dragoner von Latour alsogleich zum Angriffe vorrückten. Gleichzeitig erschienen jene zwei Husaren-Schwadronen im Rücken des Feindes, und thaten dasselbe. — Dieser Angriff wurde mit solcher Entschlossenheit und Uebereinstimmung ausgeführt, daß

nach kurzem Widerstande Reiter und Fußvolk geworfen waren und nach jenem Wäldchen zurückstürzten. Aber dieses war zu klein und zu dünn im Gehölze, um den Flüchtigen Schutz zu geben. Die österreichischen Dragoner und Husaren kamen mit dem Feinde zugleich hinein, durchritten es nach allen Richtungen, und hieben nieder, was sie fanden.

Sobald der Prinz von Koburg den Sieg der Vorhut sah, ließ er die Reiterei, welche er bei der Haupttruppe hatte, vorrücken. Diese stürzte sich nun auf das zweite Treffen des Feindes, durchbrach es, und so ward die ganze feindliche Truppenmasse, die in jenen Verschanzungen halten sollte, nach Aachen geworfen.

Einstweilen war auch Clerfait mit der zweiten Haupt-Colonne des Heeres bei Aldenhoven eingetroffen. Er hatte in der Nacht eine Brücke aus zweirädrigen Karren bei Jüllich zusammenfügen und darüber ein Bataillon des Regiments Michael Wallis und zwei Schwadronen Wurmser Husaren, einige leichte Kanonen aber durch eine Furth setzen lassen. Diese verjagten den Feind aus einem Gehöfe, das vor der Brücke lag, und sicherten die Herstellung einer Pontonsbrücke, über welche die Haupttruppe setzen sollte. Die Franzosen beschoßen von der Höhe von Kensenich, wo sie Redouten hatten, diese Brücke heftig, konnten aber dadurch weder ihren Bau, noch den Marsch der übersetzenden Colonne hindern.

Sobald ein Theil derselben das linke Ufer betreten hatte, traten die Franzosen den Rückzug an, und wurden von der gesammten Reiterei Clerfaits theils nach Aldenhoven, theils nach Engelsberg und Breudenhoven verfolgt. Mehrere Massen des Feindes erlagen den Oesterreichern; eine derselben, 200 Mann stark, wurde ganz zusammen-

gehauen, eine andere, 125 Mann, gefangen und ihr drei Kanonen abgenommen.

Auf eine Abtheilung von 600 Mann hieb der Rittmeister Schauroth von Koburg mit solchem Erfolge ein, daß außer dem feindlichen Führer Niemand entkam, und 2 Kanonen und 1 Fahne in seinen Händen blieben. — Clerfait schloß sich noch während des Gefechtes, welches der Erzherzog Carl bei Hönningen lieferte, an Koburg an, er hatte jedoch den rechten Flügel (Feldmarschall-Lieutenant Latour) nach Linnich rücken lassen, um daraus den Feind zu vertreiben, was auch geschah.

Der Prinz von Würtemberg hatte Anstalt getroffen, den Feind, der in der Stellung auf dem Roerberg zwischen Helrad und Ruyd ihm gegenüber stand, auf beiden Flügeln zu umgehen. Aber bevor diese Bewegung völlig ausgeführt war, zog sich der Feind aus seiner Stellung zurück. Würtemberg verfolgte ihn nun bis gegen Vorwinden im Aachener Walde.

Koburg ließ das Heer in der eroberten Stellung von Aldenhoven und Eschweiler ausruhen. Der Verlust des Feindes an diesem Tage war ziemlich bedeutend, aber die strategische Bedeutung war um Vieles wichtiger, indem Aachen und Rolduc, die zwei Sammelpunkte der Vortruppe des Feindes, nun entblößt da lagen. Der bedeutendste Verlust der Oesterreicher bestand in dem Tode des braven Obersten Pforzheim vom Regimente Latour, der an der Spitze seiner Dragoner mit einem andern höchst tüchtigen Offizier, dem Rittmeister Mesmaire, unter den Kugeln des Feindes an dem mehrmal genannten Wäldchen fiel.

General Wenkheim war an diesem Tage nach Erkelens vorgerückt, und beunruhigte die feindlichen Abtheilungen, welche vor Roermünde standen.

Am 2. März Morgens brach Koburg von Aldenhoven in drei Colonnen nach Rolduc, und der Prinz von Würtemberg ebenfalls in drei Colonnen nach Aachen auf. Die Stadt und die Schanzen von Rolduc wurden von dem feindlichen General Miaczinsky ohne Widerstand verlassen, da dessen Rückzug bedroht war. Der Erzherzog Carl ging mit der Vorhut bis Herle vor, fand da die feindliche Nachhut unter General Leveneur, 3000 Mann stark, und jagte sie von der letzten Anhöhe diesseits der Geule, so daß sie noch in der Nacht auch Fauquemont eiligst verließ. Koburg übernachtete zwischen Herle und Rolduc.

Der Prinz von Würtemberg fand eben so wenig Widerstand bis Aachen, dem er sich auf der Hauptstraße dann über Ellendorf und Kornelis-Münster näherte. Selbst die Stadt war von der eigentlich zu ihrer Vertheidigung bestimmten Abtheilung unter Dampière verlassen, als die 6000 Mann unter Miaczinsky, die sich von Rolduc nach Aachen zurückzogen, die österreichischen Jäger wieder aus demselben vertrieben. Der Prinz ließ die auf der Straße vorrückende Colonne aufmarschiren, und die Vorhut derselben durch zwei Thore in die Stadt dringen, der Feind hielt sich noch eine Weile, da er aber über Ellendorf mit Umgehung bedroht wurde, floh er mit Zurücklassung von 4 Kanonen nach Herle zurück, wo ihn Dampière aufnahm. Die Oesterreicher machten hier 70 Mann zu Gefangenen, und erbeuteten große Vorräthe. Alle drei Colonnen derselben lagerten in und um Aachen.

Feldmarschall-Lieutenant Latour war von Linnich nach Geilenkirchen, — Wenkheim nur nach Dovern gegangen, da der Herzog von Braunschweig, an diesem Tage der Einladung Koburgs folgend, über die Niers setzte, und sich zum Angriffe auf die feindliche Stellung von Roermünde bereitete.

Koburg, auf ein Gefecht vor Mastricht gefaßt, näherte sich über Fauquemont mit Vorsicht diesem Platze, aber er fand die Belagerung bereits aufgehoben, und seine Vortruppe begegnete keinem Feinde. Schon um Mitternacht hatte Miranda den Rückzug angetreten. Seine Nachhut, 4000 Mann, deckte die Nachhut des Belagerungs-Geschützes, das er glücklich nach Tongern brachte. Den General Leveneur ließ er auf der Straße von Lüttich nach Herle, einen andern Theil des Heeres nach Haccour rücken, um dort Stellung zu nehmen. — Die Verbündeten wurden vor Mastricht mit vielem Jubel empfangen. Der Gouverneur des Platzes, der holländische General-Lieutenant Landgraf von Hessen-Philippsthal und viele Offiziere kamen dem Heere entgegen. Ein Theil der österreichischen Vorhut zog durch die Stadt und stellte am linken Ufer der Maas die Posten aus. Das Heer lagerte unter den Mauern der Festung, in welcher Koburg das Hauptquartier aufschlug.

Der Prinz von Würtemberg rückte auf der Straße nach Lüttich bis Henri-Chapelle; Latour bis Sittart vor. In beiden Orten nahm man Gefangene und Vorräthe. Die beiden Flügel der Oesterreicher blieben demnach gegen die Mitte versagt.

Die Stellung von Roermünde faßte noch eine ziemlich bedeutende Streitkraft des Feindes; die beiden Brigaden Lamarlière und Champmorin waren am diesseitigen Maasufer. Der linke Flügel desselben stützte sich an die Maas, der rechte an die Roer. Die Swalm, ein unbedeutendes, aber theils mit hohen Ufern, theils mit morastigen Wiesen umgebenes Wasser, war vor der Fronte, und an ihr hatten die Franzosen die Dörfer Swalmen, Brüggen, Nieder-Krüchten und die Mühle von Brempt verschanzt, und jeden dieser Punkte mit etwa 200 Mann

besetzt. Eben so waren auf dem rechten Flügel Wasser-berg und Arsbeck feste Posten. Die Besatzung von Roer-münde, 12—1500 Mann stark, diente diesen Punkten zur Unterstützung. Die Gesammtzahl der Franzosen mochte an 6000 Mann betragen.

Um die gänzliche Befreiung der Maas von Venloo bis Mastricht zu bewirken, ließ der Prinz den Herzog von Braunschweig ersuchen, diese verschanzte Stellung anzugreifen.

Braunschweig beschäftigte am 3. von Venloo und Aersee aus das Fort St. Michael und den französischen Posten Broekhuisen, und brach indessen in 4 Colonnen gegen die Swalm auf. — General-Lieutenant v. Kno-belsdorf führte die erste (3 Bataillons, 2 Schwadronen, 50 Scharfschützen) von Belfeld gegen das Dorf Swalmen; General-Major v. Golz die zweite (3 Bataillons, 5 Schwa-dronen, 50 Scharfschützen, ½ Batterie) von Bracht gegen Brüggen; General-Lieutenant v. Rappert die dritte (4 Bataillons, 6 Schwadronen, 50 Schützen, ½ Batterie) von Dulken nach Krüchten; General-Lieutenant v. Kos-poth die vierte (2 Bataillons, 4 Schwadronen, 50 Ty-rolerschützen) von Dahlen nach Arsbeck. Der österreichische General-Major v. Wenkheim mit 3 Bataillonen, 2 Com-pagnien Tyroler, 2 Schwadronen und 3 Zwölfpfündern sollte gleichzeitig von Erkelen nach Wasserberg rücken, diesen Punkt nehmen, und sich mit Kospoth verbinden. Zur Besatzung in Venloo blieb, außer den 200 Holländern, nur 1 Bataillon. Die zwei noch darin zurückgelassenen Grenadier-Compagnien und 1 Schwadron waren zu Schein-Angriffen in der Umgegend der Festung bestimmt, und damit aus dieser das Geschützfeuer gehörig unterhalten werden könne, ließ der Herzog einige Mannschaft von den

in Magdeburg für das Corps ausgerüsteten und noch auf einige Märsche entfernten Feldbatterien mit der Post herbeiholen.

Knobelsdorf wußte, daß der Feind im Dorfe Besel an 1000 Mann zusammengezogen habe. Da dieser Ort auf seinem Wege lag, so machte er sich bereit, ihn anzugreifen, aber ehe die Colonne hinzu kam, hatte ihn der Feind bereits verlassen und war in die Verschanzungen bei Swalmen gerückt. Knobelsdorf ging nun langsam vorwärts, um die zweite Colonne zu erwarten, die bei Brüggen über den Fluß gehen und die Stellung hinter dem Dorfe Swalmen im Rücken nehmen sollte. Diese Colonne war jedoch bei Brüggen nicht über den Fluß gegangen, sondern sie rückte längs dem rechten Ufer hinab, und schlug erst hier im Angesicht des Feindes eine Brücke, über welche das Fußvolk gegen die feindlichen Verschanzungen vordrang, während die Reiterei gleichzeitig den Bach durchritt, und die des Feindes warf. — Swalmen, von beiden Colonnen angegriffen, fiel nach kurzer Gegenwehr in die Hände der Preußen; auch die Verschanzungen wurden bald verlassen. Nur aus dem Schlosse Hillerrodt unterhielten die Franzosen noch einige Zeit das Feuer. Dieses Schloß und der Roermünder Landgraben sicherten ihnen den Rückzug. — Die dritte Colonne, bei welcher sich der Herzog in Person befand, umging die Ueberschwemmungen von Krüchten, fand keinen Feind vor sich, und setzte daher bei der Brempter Mühle theils durch eine Furth, theils über eine schnell aufgerichtete Brücke über die Swalm. Jetzt ließ der Herzog anhalten, denn es tobte ein solch heftiger Sturm, daß man die Kanonen von Swalmen nicht nach Krüchten hörte, auch waren von der vierten und fünften Colonne (Wenkheim) noch keine

Meldungen eingelaufen. Um etwas über den Hergang bei Swalmen zu erfahren, sandte Braunschweig den Obersten v. Blücher mit der Reiterei nach Elmpt, auf der Straße nach Roermünde. Diesen riß der Herzog aus der Ungewißheit, und eilte, sich mit der vordringenden ersten und zweiten Colonne zu vereinigen, die den Feind nach und nach ganz bis Roermünde drängten. Die vierte und fünfte Colonne hatten die Punkte Arsbeck und Wasserberg bereits verlassen gefunden und hielten, dem Befehle gemäß, dort an. — Der Verlust der Preußen betrug nicht über 30 Mann; doch hatten sie auch den Tod eines sehr geschätzten Offizieres zu bedauern, des Oberst-Lieutenants v. Nyvenheim. Es hätte nur des Vormarsches bedurft, um an diesem Tage noch Meister von Roermünde zu werden; aber die Truppen waren ermüdet und das Wetter erschöpfend. Am 4. hielt Braunschweig mit dieser Unternehmung noch an, weil Clerfait, wahrscheinlich nicht in der Voraussetzung, daß dies den Herzog im Angriffe beirren werde, den Wunsch geäußert hatte, Wenkheim solle Klodorp vom Feinde reinigen. Dies geschah, Wenkheim nahm diesen verschanzten Posten, während Latour bis Linar an die Maas rückte, seine Husaren in das Fort Stephenswerth ritten, die Besatzung niederhieben oder gefangen fortführten, und auf diese Weise der Feind ober und unter Roermünde gänzlich über den Fluß geworfen war.

Der General-Major von Pirch hatte indessen an dem Tage, da der Angriff auf die Stellung hinter der Swalm geschehen war, dem Befehle des Herzogs zu Folge ein heftiges Feuer gegen das Fort St. Michael eröffnet, das aber mit nicht geringerer Heftigkeit erwiedert wurde. Die Stadt litt an diesem Tage viel, und die Meinung, welche

die Preußen gegen Mittag, da das feindliche Feuer beinahe auszugehen anfing, schöpften, als hätten sie das Geschütz des Feindes zerstört, wurde, sobald sie Anstalt machten, einige Mannschaft über die Maas zu setzen, bald widerlegt, indem der Feind ihre mitten im Hafen liegende Brücke in den Grund schoß.

Auf der ganzen Strecke der Maas von Swalmen bis Bronkhuisen waren von einem Ufer zum anderen Postengefechte unterhalten worden. Man bedrohte sich gegenseitig, Parteien überzuschiffen. Da dies von keiner Seite ernstlich gemeint war, so blieb es bei der Drohung.

Am 5. sollte der Angriff auf Roermünde stattfinden. Der Herzog ließ alle Abtheilungen sich zum Sturm bereiten; Latour verstand sich mit Wenkheim, um daran Theil zu nehmen. Auf ein gegebenes Zeichen sollte der Sturm übereinstimmend von allen Seiten beginnen. Die Truppen waren auf ihrem Sammelpunkte, — als plötzlich vier Kanonenschüsse die Aufmerksamkeit fesselten. Braunschweig sandte leichte Truppen gegen die Stadt vor. Dieser vernahm, daß jene Schüsse das Zeichen für die Nachhut des Feindes zum Rückzuge über die Maas gewesen, und die Stadt geräumt sey. Das feindliche Hauptcorps, besorgt für seinen Rückzug und ohne bestimmte Weisung für denselben, war schon früher einige Stunden nach Dirst aufgebrochen.

Nun wurde Roermünde beinahe gleichzeitig von den Vortruppen Knobelsdorfs und Latours besetzt, und die letzteren gingen, als gegen Mittag einige Schiffe in Stand gesetzt waren, über die Maas nach Horn.

Sobald die Franzosen Roermünde verließen, gaben sie auch Fort St. Michael (in der Nacht vom 5. zum 6.) auf, und zogen alle Posten von der Maas zurück. Braunschweig, nun aufmerksamer auf den Werth jenes Forts,

befahl, es auf der Stadtseite zu schleifen, das Uebrige des Werkes aber mit gebrochnen Flanken bis an die Maas zu verlängern. Noch thätiger als der rechte Flügel der Verbündeten war der linke und ihre Mitte gewesen. Miranda, von Dumouriez beauftragt, zwischen Tongern und Mastricht zu halten, und dies, nach der ersten Anordnung zu schließen, auch bis jetzt im Sinne habend, änderte plötzlich den Entschluß und beschloß den weiteren Rückzug nach Tongern. Der Erzherzog Carl folgte ihm dahin. Auf einer vortheilhaften Höhe rechts vom Dorfe Melin fand er am 4. den Feind, 7000 Mann stark. Die Generale Egalité, Ruault und Blottefière führten diese Truppen, die viele Haltung zeigten. Der Erzherzog setzte 3 Bataillons Grenadiere gegen ihre Fronte, das Infanterie-Regiment Sztarrey gegen die linke Flanke in Bewegung. Der Feind wurde geworfen, und verließ selbst Tongern, indem er gegen Thron eilte. Der Erzherzog besetzte jenen wichtigen Punkt, der dem noch in Lüttich und Roermünde stehenden Feind den Rückmarsch gefährdete. Um seine Vorhut zu sichern, hatte Koburg noch an diesem Tage das ganze erste Treffen bei Mastricht über die Maas setzen und auf der Straße nach Tongern Quartier nehmen lassen.

Noch diesseits der Maas leistete Valence dem Prinzen von Würtemberg Widerstand, der am 4. nach Herve rückte, und dort beträchtliche Magazine nahm. Seine Vorhut fand den Feind auf der Höhe von Aigneux vortheilhaft gestellt und durch Geschütz und Mannschaft aus Lüttich verstärkt. Während sie von Soumagen aus diese Höhe angriff, marschirte der Prinz auf dem alten Lütticher Wege durch das Gebirg in des Feindes linke Flanke. Nur den General-Lieutenant Dawidowich hatte er mit 1 Kanone der Vorhut nach Soumagen folgen lassen. Zwei Schwadronen

des Dragoner-Regiments Kaunitz warfen sich mit jener siegverbürgenden Entschlossenheit, welche die österreichische Reiterei in jenem Zeitpunkte auszeichnete, auf die feindliche Fronte, und nahmen mitten aus derselben zwei Kanonen weg. — Da sie aber nicht unterstützt werden konnten, und der sehr durchschnittene Boden vielen Lütticher Bauern Verstecke gab, aus welchen sie auf die Oesterreicher feuerten, so konnte Dawidowich so lange der feindlichen Stellung nicht Meister werden, bis endlich der Prinz in der Flanke des Feindes erschien. Jetzt verließ der Feind die Höhe und zog sich eiligst nach Lüttich, und selbst aus dieser Stadt zurück. Der Verlust von Tongern machte diese Eile nöthig. Als die Oesterreicher am nächsten Tage (5. März) vor Lüttich erschienen, war die Stadt geräumt. Zwar hatten die Bürger die Thore verschlossen, und weigerten sich, sie zu öffnen. Die Oesterreicher schlugen dieselben ein, und zogen in die Stadt. Hundert Kanonen und beträchtliche Vorräthe an Gewehr, Munition und Lebensmitteln waren die Beute. Die Lütticher für den Antheil zu züchtigen, den sie am Kampfe genommen, belegte Koburg das Land mit einer Geldstrafe, und bestimmte außerdem, daß das österreichische Heer, so lange es auf Lüttich'schem Grunde stehen werde, unentgeldlich ernährt werden müsse.

Auch die Abtheilung von 8000 Mann, welche auf der Höhe von Haccour, Viset, dem Mittelpunkt zwischen Lüttich und Mastricht gegenüber, unter dem General Ihler stand, um den Vormarsch unter beiden Orten zu hindern, mußte, sobald Tongern verloren war, sich eiligst nach St. Thron zurückziehen. Dies geschah am 5. — Noch an diesem Tage ging auch das zweite Treffen der Verbündeten über die Maas. Die Vorhut desselben verfolgte den Feind auf der

Straße nach St. Thron, und nahm ihm noch eine Kanone ab. Die äußersten Posten der Verbündeten reichten bis nahe an St. Thron und Hasselt. Auf halbem Wege bei Orege fanden die Franzosen bereits einige starke Abtheilungen der österreichischen Vorhut, die von Tongern herüberkamen, und nicht geringen Schrecken unter sie brachten, bis diese endlich von Valence durch einen Reiter-Angriff zurückgewiesen wurden.

Um 8 Uhr Abends hatte Miranda den größten Theil seiner Truppen bei St. Thron vereinigt.

Die großen Vortheile, welche das österreichische Heer vom 1. bis 5. März erfocht, und welche der Erfolg seiner klugen und mit einer seltenen Uebereinstimmung ausgeführten Bewegungen waren, hatten demselben nicht mehr als 17 Offiziere, 326 Mann gekostet, und zwar befanden sich aus dieser Zahl nur 5 Offiziere und 88 Mann todt.

Am 6. März stand das ganze kaiserliche Heer jenseits der Maas, indem auch Wenkheim und Latour bei Roermünde über den Fluß gegangen waren. Der erstere stellte sich zwischen Stockem und Reckem, der andere zwischen Horn und Torn auf. Beide trugen Sorge, daß alle Uebergänge von Roermünde bis Mastricht wieder hergestellt wurden. Braunschweig wandte seine Aufmerksamkeit von dem Augenblicke der Räumung der Maas alsogleich auf Holland. Dem Vertrage gemäß, welchen die Generalstaaten nach beigelegten Unruhen im Jahre 1787 mit Preußen abgeschlossen hatten, sollten 12,000 Mann preußische Truppen die Länder der vereinigten Niederlande unterstützen, sobald diese vom Feinde angegriffen würden. Da dies dermalen der Fall war, so sprachen die Generalstaaten diese Hilfe an, und Braunschweig wurde angewiesen, sie zu leisten. Er hatte sich erklärt, daß vor allem

der Feind über die Maas geworfen werden müsse. Nun dies geschehen war, glaubte er, die Befreiung Hollands nicht anders bewirken zu können, als durch den Marsch dahin. Daher hatte er am 5. den Befehl ertheilt, alle Schiffe, die man unter Venloo finden würde, nach diesem Punkte herauf zu führen, und seine Truppen ließ er eine gedehnte Stellung mit dem rechten Flügel (Knobelsdorf 3 Bataillons, 5 Schwadronen) an Genappe, mit dem linken (Kospoth 6 Bataillons, 7 Schwadronen) an Brüggen gelehnt, beziehen. Die Mitte (Reppert 3 Bataillons, 5 Schwadronen, das sämmtliche Geschütz) zog wieder in die Umgegend von Gueldern, wo der Herzog das Quartier nahm.

Diese Stellung schien dem Herzog gut gewählt, um dem Feinde Achtung zu gebieten, und die Oesterreicher sowohl als die Engländer und Holländer zu unterstützen, die eben bei Gorkum unter dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien sich sammelten. Beiden rieth Braunschweig ebenfalls vertheidigungsweises Verhalten einstweilen als das Zweckmäßigste an.

Mit diesen Unternehmungen an der Maas stehen endlich noch die Scheinbewegungen in Verbindung, welche der Feldzeugmeister Fürst Hohenlohe aus dem Luxemburgischen durch den Obersten Bolza und dem Major Stephaich auf St. Vith und Namur ausführen ließ.

Der erstere rückte bis Stavelot und Malmedy, ohne einen Feind zu treffen. Der letztere fand aber schon zu Laroche 900 Mann, die er überraschte, so zwar, daß er 4 Offiziere und 75 Mann niederhieb, gegen 50 in das Wasser sprengte, und 79 Gefangene machte. Er setzte die Bewegung nicht weiter fort, da er einstweilen die Nachricht von dem bereits bewirkten Marsche des Heeres über die Maas erhielt, und seine Vortruppe die Oesterreicher

in Huy fand, wohin der Prinz von Würtemberg am 6. den General Dawidowich mit 6 leichten Compagnien, 2 Bataillons und 2 Schwadronen von Lüttich aus entsendet hatte, um die Verbindung mit Luxemburg zu unterhalten.

Dawidowich vertrieb eine feindliche Abtheilung aus Huy und nahm ihr 2 Kanonen mit mehreren Pferden und Gefangenen ab.

Der bewirkte Uebergang über die Maas war die zweite Abweichung von dem ursprünglichen Feldzugsplane. Sie war durch die Umstände hinlänglich gerechtfertigt. —

Miranda hatte wenig gethan, um die Maas zu vertheidigen; natürlich, daß Koburg diese Fahrläßigkeit benützte. Aber dieser Uebergang mußte den Charakter des ganzen Feldzugs ändern, wenn man die errungenen Vortheile nicht nutzlos aufgeben wollte. Koburg schlug daher dem König von Preußen vor, im Angriff auf folgende Weise fortzufahren:

1) Von den unter Feldmarschall-Lieutenant Beaulieu im Luxemburg'schen stehenden Truppen sollen 10 Bataillons und 10 Schwadronen nach Huy an die Maas rücken; eben dahin würden sich von dem Hauptheere 5 bis 6 Bataillons und 6 bis 8 Schwadronen mit Belagerungsgeschütz wenden. Ueber diese gesammte Abtheilung hätte Fürst Hohenlohe den Befehl zu nehmen, und seine Aufgabe sey, sich Namurs zu bemächtigen.

2) Zur Verbindung mit dem Trier'schen würden zwischen Trier und Namur 5 Bataillons und 4 Schwadronen stehen bleiben, und sich im Falle der Gefahr nach Luxemburg oder nach Trier werfen.

3) Von den österreichischen Truppen, welche dermalen Fürst Hohenlohe bei Trier befehlige (13 Bataillons und

20 Schwadronen), würden die 15 bis 20,000 Mann zu geben seyn, mit welchen man sich verpflichtet hatte, der Belagerung von Mainz beizuwohnen. Ein preußischer General-Lieutenant hätte den Befehl darüber zu erhalten. Diese 15 bis 20,000 Mann würden 11 Bataillons und 12 bis 14 Schwadronen ausmachen, der Rest käme daher zu den früheren Bestimmungen zu verwenden.

4) Der Herzog Friedrich von Braunschweig hätte bei Venloo über die Maas und längs dem Flusse nach Grave zu gehen, sich dort mit den Holländern zu verbinden, und alle englischen Truppen, die er gelandet fände, so wie das, was aus Hannover käme, an sich zu ziehen; er müßte dann über den Peel-Morast herumschwenken, und seinen Marsch auf Antwerpen richten.

5) Das Hauptheer würde, vorsichtig und aufmerksam auf die Fortschritte der beiden Seitenabtheilungen, nach Brüssel vorrücken.

Während Koburg die Zustimmung des Königs von Preußen zu seinem Vorschlag abwartete, hatte das französische Heer Zeit gewonnen, sich einigermaßen zu erholen. Es blieb am 6. und 7. März zu Tongern, brach am 8. nach Tirlemont auf, und bezog am 9. eine Stellung bei Löwen, vorgeblich, um in derselben Belgien zu decken, eigentlich aber, weil ein großer Theil der Truppen nicht zu halten war, und erst auf einem weit vom Feinde entfernten Punkte gesammelt werden konnte. In dieser Stellung trafen es die Anordnungen des Obergenerals Dumouriez, gegeben noch in Mordyk am 9., des Inhalts:

„Die Brigade Champmorin alsogleich nach Lier, die Brigade Lamarlière nach Herrnthals abzuschicken, und dies haltbar zu machen; er werde den Obersten Westermann mit 2500 Mann in Turnhout aufstellen.“

Auf diese Weise hoffte Dumouriez den Rücken der in der Bewegung nach Holland begriffenen Truppen einstweilen zu decken. Wenige Stunden nach diesem an Miranda erlassenen Befehle war Dumouriez schon auf dem Wege nach Antwerpen, wo er am 11. eintraf.

Jede Botschaft, die ihn ereilte, jeder Schritt, den er machte, überzeugten ihn von der Nothwendigkeit, mit durchgreifendem Ernste die Zügel des Heeres aufzufassen, die durch die Hände der Generale und Convents-Commissäre in diesen Tagen so unklug gebraucht worden waren. Der Einfluß der letztern war es vorzüglich, was das Getriebe einer so vielrädrigen Maschine, als die eines Heeres ist, verwirrte und hemmte. Diese Herren, meistens ohne Kriegskenntniß, eifersüchtig auf die ihnen von dem Convente verliehene Gewalt, vielleicht zu eifrig, um immer klug zu seyn, löseten durch die Art, mit welcher sie Generale und Truppen behandelten, die Bande der Unterordnung. Während sie jene durch gebieterisches Benehmen erbitterten, und in den Augen der Minderen herabsetzten, suchten sie diese durch erkünstelte Herablassung zu gewinnen, und beförderten dadurch Widerspenstigkeit, Mißtrauen, Unordnung. Menschen, auch des entehrendsten Amtes im Dienste der Despotie würdig, spielten mit Worten römische Tugend, und betrugen sich in ihren Handlungen wie Wüstlinge unserer Tage. — Sie hatten es in Kurzem dahin gebracht, ganz Belgien gegen Frankreich in Gährung zu setzen, und die Streitkräfte der Republik gleichsam aufzulösen. Gegen diese unwürdigen Vertreter der Nation und ihre Geschäftsträger trat Dumouriez jetzt mit Ansehen und der Gewalt seines Amtes vor. Er jagte zuerst Chaussart von Antwerpen fort, wo dieser Mann, mit dem sich selbst gegebenen Zunamen Publicola prangend, empörende Willkür geübt

hatte. — Dasselbe widerfuhr Chepy, der in Brüssel gleiches Unwesen trieb. Dann ließ er durch das ganze Niederland einen Befehl verbreiten, daß jeder Bürger berechtigt sey, Klage gegen Gewaltthätigkeiten zu führen, welche französische Behörden oder Soldaten sich gegen ihn erlauben würden. Er zog die Commissäre Camus, Treilhard, Merlin und Gossain, wegen vieler Anordnungen zur Rechenschaft, widerrief die meisten derselben, und zeigte überhaupt, daß er nicht entschlossen war, ihrem Willen unterthänig zu werden. — Dieses, nach seinem Charakter und nach seiner Lage erklärbare Benehmen des Oberfeldherrn mehrte die Spannung, die zwischen ihm und dem Convente herrschte. Dieser glaubte sich in jedem seiner Abgesandten verletzt. Die Berichte, welche die Commissäre gaben, schilderten Dumouriez bereits als Verräther des Vaterlandes. Camus hatte die Kühnheit, dem General in's Gesicht zu sagen: „General, man klagt Euch an, daß Ihr Cäsar werden wollet; wäre ich sicher dieser Anklage, so würde ich Euch Brutus seyn." — „Ich bin nicht Cäsar, Ihr seyd nicht Brutus," antwortete Dumouriez, „und die Drohung, von Eurer Hand zu sterben, ist mir Bürgschaft der Unsterblichkeit." — Auf das Aeußerste brachte die Spannung endlich ein Schreiben Dumouriez an den Convent vom 12. März. Dieses, voll Anklagen gegen die Abgesandten des Convents, mußte entweder diese oder den Kläger stürzen. Präsident und Comité schwankten einen Augenblick über die Wahl, die sie treffen sollten, und wagten nicht, dies Schreiben von der Tribune herab bekannt zu machen. Da entschieden die indeß vorgefallenen kriegerischen Ereignisse ganz zum Nachtheile Dumouriez, und man zwang ihn, der Verräther zu werden, als welchen man ihn lange schon behandelt hatte.

Am 13. März war Dumouriez in Löwen eingetroffen, das Heer empfing ihn mit Jubel. Seine Gegenwart schien die Ordnung herzustellen, den Muth wiederzubringen. Er sprach zu den Truppen mit aller Wärme seines empörten Gefühls; warf ihnen vor, wie sie, seine Waffenbrüder und Schüler, ihn durch ihr Betragen von der Roer bis Löwen mit Schande bedeckt hätten; gab ihnen den Verlust von Holland Schuld, dessen Eroberung keinem Zweifel mehr unterworfen gewesen wäre: genug, er stimmte die Truppen zu einer Begeisterung und Reue, welche zur Hoffnung berechtigten, recht bald den Oesterreichern wieder die Spitze bieten zu können.

Die Nichtbestimmung eines Sammelpunktes im Falle des Rückzuges hatte das französische Heer, nach den Unfällen an der Roer und Maas, um viele Kräfte gebracht. Das Belagerungsgeschütz und das Brückengeräthe fuhren unausgesetzt bis Tournay, das schwere Feldgeschütz bis Anderlecht. Dumouriez ließ jenes in Tournay halten, dieses nach Löwen zurückkehren. — Alle Gränzorte von Frankreich waren voll von Flüchtlingen, die das Heer verlassen hatten und nach Hause eilten. Dumouriez traf Anstalt, daß man sie umkehren machte. — General Stengel war mit einer Reiterabtheilung bis Namur gerathen; Dumouriez rief ihn nach Löwen zurück. General Neuilly, der die Hälfte der Vorhut der Ardennenarmee befehligt und zu Stavelot gelegen hatte, war ebenfalls nach Namur geeilt; Dumouriez befahl ihm, bei Jodoigne zwischen Tirlemont und Namur sich aufzustellen, um die Verbindung des Heeres mit der in Namur stehenden Division Harville zu unterhalten. Diese Division wurde beauftragt, die Maas gegen Unternehmungen zu sichern, die von Luxemburg und Trier aus gemacht werden könnten.

Strenge gegen die Truppen erhöht ihre kriegerische Brauchbarkeit. Dumouriez fing bei einigen Generalen mit Absetzung und Bestrafung an, und jagte zuletzt ganze Abtheilungen fort. General Moreton, Befehlshaber in Brüssel, ein Werkzeug Chepy's, verlor seinen Platz, und General-Lieutenant Duval erhielt denselben. Die von Moreton errichtete Legion der Sans-Culottes ward aufgelöst, und ihr Führer, der General Estienne, eingekerkert. Die Centeniers, 100 Compagnien zu 100 Mann, die im Nord-Departement auf Befehl der Commissäre Gossain und Merlin ausgehoben worden, und nur halb bewaffnet waren, wurden, als der Ordnung gefährlich, nach Frankreich zurückgeschickt.

Die zu Löwen vereinigten Truppen betrugen noch immer 38 bis 40,000 Mann Fußvolk und 4500 Pferde. Das Fußvolk theilte Thovenot in vier Hauptmassen. Valence erhielt den Befehl über den rechten Flügel, Miranda über den linken, der Herzog von Chartres, Egalité genannt, über die Mitte. Jede dieser Abtheilungen zählte 7000 Mann. Die Unterstützungstruppe bestand aus 8 Bataillons Grenadieren unter dem General Chancel: 4000 Mann. — Zur äußersten Rechten und Linken standen Flankenabtheilungen unter Dampière und Miaczinsky, jede 3000 Mann stark, darunter 1000 Reiter. — Die Vorhut, unter La Marche, zählte 6000 Mann, darunter 1500 Reiter.

Entsendet waren zur Linken Champmorin mit 6000 Mann zu Diest, zur Rechten Neuilly mit 5000 Mann in Jodoigne. Jede dieser Abtheilungen enthielt 1000 Reiter. Die gegen Holland verwendeten Truppen betrugen, seit de Flers sich mit ihnen vereinigt hatte, 20,000 Mann, darunter der zehnte Theil Reiter. — Lamarlière hatte an 5000 Mann, darunter 800 Pferde, zu Lier an der Neethe;

Harville 1200 Mann Fußvolk und 1500 Reiter zu Namur an der Maas.

Die drei Divisionen Fußvolk, welche die Hauptstütze des Heeres bildeten, lagerten hinter Löwen, den Canal von Mecheln vor der Fronte.

Die 8 Grenadier-Bataillons, mit einer kleinen Reiter-Truppe, standen vorwärts Löwen, in der Umgegend von Lautersem; die Vorhut lagerte bei Kumptich, und hielt Tirlemont mit 400 Mann besetzt. — Am 14. änderte Dumouriez in seiner Stellung Folgendes: Er sandte das rechte Flankencorps unter Dampière nach Hougaerde, zur Rechten von Kumptich, und zog den General Neuilly von Jodoigne nach Lumay, wo er sich an Dampière schloß. Miaczinsky erhielt Befehl, zwischen Tirlemont und Diest bei Haelen sich aufzustellen; Champmorin wurde angewiesen, seine Division bei Diest zusammenzuhalten, dieses Städtchen mit Erdwerken zu umgeben, und im Falle eines weitern Marsches 2 Bataillons und 50 Pferde darin als Besatzung zu lassen. — Lamarlière hatte zu Aerschott einen Verbindungsposten aufzustellen, sich wohl vereinigt bei Lier zu halten, um im Nothfalle dem am Mordyk stehenden Heere den Rückzug zu sichern, wenn dieses aller Wahrscheinlichkeit nach die weitere Unternehmung aufgeben, und durch die Preußen bedroht werden sollte.

Le Flers sollte in diesem Falle sich nach Breda werfen, den Obersten Tilly nach Gertrudenburg senden, den Rest des Heeres unter dem General Marasse aber nach Antwerpen gehen lassen. — Der Oberst Westermann würde in seiner Aufstellung zu Tournhut bleiben, und von Lamarlière abhängen.

Dumouriez hatte eine Vorrückung mit dem gesammten Heere im Sinne. Alle Soldaten verlangten darnach. Dieser

Schritt war unerläßlich, um die Neigung und das Vertrauen zu bewähren.

Gleiche Absicht hatte der Prinz von Koburg, dessen Entwurf der weiteren Unternehmungen von dem Könige von Preußen vollkommen gebilligt worden war. Der König versprach sogar die noch immer nicht geschehene Eröffnung des Feldzugs am Mittelrhein zu beschleunigen, Mainz einzuschließen, und eine Scheinbewegung gegen den Hundsrücken zu machen.

Vierter Abschnitt.

Marsch der Preußen nach Herzogenbusch (9. März). — Dumouriez und Koburg in der Bewegung zum Angriff. — Tirlemont von den Franzosen genommen. — Treffen von Goidsehoven. — Schlacht von Neerwinden.

Schon am 9. war der kaiserliche Oberst v. Mack, der im österreichischen Hauptquartier gewissermaßen der leitende Geist war, nach Gueldern zu dem Herzoge von Braunschweig geeilt, um mit ihm die weiteren Bewegungen zu verabreden. Mack brachte dem Herzog den schon berührten Vorschlag, mit seinen Truppen bei Venloo über die Maas zu setzen, nach Grave zu rücken, sich mit den Holländern, die einstweilen sich längs der Maas zwischen diesem Fluß und dem Morast, die Peel genannt, aufwärts wenden würden, zu vereinigen, sodann um die Peel links herum zu schwenken, alles, was von Engländern gelandet war, und von Hannoveranern herbei kam, an sich zu ziehen, und auf der rechten Flanke des Hauptheeres nunmehr nach Antwerpen zu marschiren. — Er unterrichtete ihn zugleich, welche Bewegungen dem Fürsten von Hohenlohe aufgetragen waren, und welche das Hauptheer selbst ausführen würde. Er ließ ihn weiter errathen, daß man nach Befreiung der Niederlande die Absicht habe, sich an die obere Maas zu wenden, und Thionville zu belagern. Der Herzog von

Braunschweig würde dann den Oberbefehl über die in Brabant zur Sicherung von Holland zurückbleibenden Truppen erhalten.

Braunschweig, durch die Zukunft nicht weniger als durch die Gegenwart angesprochen, stimmte diesem Vorschlage bis auf die geringe Abänderung bei, daß er vorzog, nicht bei Venloo, sondern bei Grave über die Maas zu gehen. Er versprach, am 14. in Herzogenbusch einzutreffen; am 16. aber nach Breda und Antwerpen vorzurücken. Dafür sagte ihm Mack verhältnißmäßigen Antheil an den zu Lüttich eroberten Vorräthen, und die längere Beibehaltung der Abtheilung des General-Major Wenkheim unter seinem Befehle zu.

Dieser General sollte gleichzeitig nach Eindhoven und Hoogstraven vorrücken, und die Verbindung mit Koburg unterhalten.

Noch in Gegenwart des Obersten Mack ließ Braunschweig seine Truppen (am 9.) nach Grave aufbrechen; 1 Depotbataillon, 100 Mann eines andern Depotbataillons, und 30 Pferde blieben in Venloo als Besatzung, über die der Major von Donop gesetzt ward. — Am 11. ging die erste preußische Division bei Grave über den Fluß, und rückte schon Tags darauf in Herzogenbusch ein, am 14. war das ganze preußische Corps auf diesem Punkte gesammelt. An diesem Tage sammelte auch Koburg das Hauptheer bei Tongern. Drei Kürassier-Regimenter waren einstweilen zum Heere gestoßen, das nun in folgenden Abtheilungen folgende Stärke ausrückenden Standes hatte:

	Bat.	Schw.	M. Fußv.	Reiter	Zus. M.
Vorhut: Erzherzog Carl	11	11	5509	2262	7771
1 Treffen: Feldzeugmeister Ferraris	8	16	8052	2165	10,217
2 „ „ W. Colloredo	8	16	8349	2268	10,617
Unterstützung: „ Clerfait . . .	11	14	6084	2060	8144
Entsendet zu Huy F.-M.-Lt. Latour	6⅓	8	4679	1140	5819
nämlich	44⅓	65	32,673	9895	42,568

Am 15. März rückte Koburg mit dem ersten und zweiten Treffen und der Unterstützungstruppe nach St. Thron vor, während die Vorhut von diesem Orte, wo sie seit dem 9. gestanden hatte, nach Tirlemont ging. Zwischen Halle und Gutsenhoven stieß sie auf feindliche Posten, warf sie auf Tirlemont zurück, vertrieb die darin stehenden 400 Mann, und nahm Besitz von der Stadt. Dampière und Neuilly, statt zur Vertheidigung dieses Postens herbeizueilen, zogen sich nach Löwen und Jodoigne zurück; Miaczinsky that desgleichen, und zwar auf eine Weise, daß der Obergeneral zwei Tage hindurch nicht wußte, wo diese Division, die im Gehölze von Löwen einstweilen Sicherheit gesucht hatte, stand. Dumouriez brach alsogleich mit allen bei Löwen vereinigten Truppen nach Kumptich auf, um den Oesterreichern den Sieg aus den Händen zu reißen. Noch in der Nacht ließ er die Division Neuilly und Dampière wieder in ihre Stellung bei Lumay und Hougaerde rücken, und um die Linke zu decken, befahl er der Division Champmorin, eiligst auf den Höhen von Oplinter, links von Tirlemont, zu erscheinen, was auch am 16. geschah.

Koburg vermuthete das französische Heer noch in der Stellung auf dem Eisenberge, 1½ Meilen hinter Löwen, er wollte es in seiner rechten Seite umgehen, und dann zur Schlacht zwingen.

Der dieser Absicht gemäß entworfene Angriffsplan bestimmte, daß am 16. die Vorhut mit dem ersten und zweiten Treffen hinter der großen Geete, gegenüber von Hougaerde, die Unterstützungstruppen aber hinter Tirlemont ein Lager beziehen sollen. Die Obersten Milius und Michalowich mit Streifabtheilungen würden einstweilen nach Diest und Jodoigne voreilen, um den Feind auf diesen beiden Punkten zu beschäftigen und zu beobachten. Am 17. sollte

Rast gehalten werden, am 18. Clerfait in mehreren Colonnen eine Stunde über Tirlemont hinausrücken, hinter der Velpe aufmarschiren, die feindlichen Posten überall angreifen, vielen Lärmen machen, und insgemein Parteien über die Straße von Löwen nach Namur bis Netene absenden. Dort würde an diesem Tage Koburg das Lager beziehen, am 19. aber über die Dyle gehen, und zwischen diesem Flüßchen und dem Walde von Soigne vorrücken, um den Feind anzugreifen.

Clerfait hätte jetzt über die Velpe zu setzen, den Feind von vornen zu drängen, und sich jenseits der Dyle, über die er bey Heverle ginge, mit Koburg zu vereinigen. Stärke, Stellung des Feindes und Beschaffenheit des Bodens würden das Weitere bestimmen.

Den Streifzug gegen Diest hoffte man durch den Aufstand der Bauern in Argeland begünstigt. Michalowich, der gegen Jodoigne zog, sollte bis über Wawre hinausrücken, überall dem Feinde den Rückzug nach Löwen verwehren, und sich zuletzt in den Wald von Soigne werfen, um von hier aus den Feind zu beobachten und durch Verstecke irre zu führen.

Am 16. mit Tagesanbruch setzte sich das französische, gegen die Mittagsstunde das österreichische Heer in Marsch; dieses, um die bestimmte Stellung bei Tirlemont zu beziehen, jenes um Tirlemont anzugreifen, und die Oesterreicher in ihren Quartieren bei St. Thron zu überfallen, indem letztere noch immer kantonnirend marschirten. Zwei Stunden vor ihrem Aufbruche hatten diese schon die Meldung erhalten, daß Tirlemont vom Feinde genommen sey. Koburg hielt jedoch den Verlust dieses Platzes nur für die Folge eines gewöhnlichen Postengefechtes; erst auf die Nachricht von dem

Anmarsche starker feindlicher Colonnen beschleunigten auch die Oesterreicher ihre Bewegung, und das Heer marschirte vor Tirlemont, zwischen der kleinen und großen Geete, in Schlachtordnung auf, der rechte Flügel jenseits der großen Straße an den Waterhof gelehnt, das Dorf Womersem vor der Fronte, mit dem linken aber am Dörfchen Hautmark, zwischen Goidsenhoven und Neerheylissem, das an der kleinen Geete liegt. Dieser Bach fließt nicht über 2000 Schritte im Rücken dieser Stellung, die sich auf sanften Höhen hinzieht.

Dumouriez hatte in Tirlemont nur einige leichte Compagnien und Uhlanen gefunden, die nach kurzem Gefechte den Ort räumten. Er marschirte alsogleich über denselben hinaus, und wie seine Truppen nach und nach anlangten, ließ er durch seinen rechten Flügel mit großer Schnelligkeit die Höhe von Goidsenhoven, welche die ganze Gegend beherrscht, besetzen, hielt seine Mitte an die große Straße zwischen Tirlemont und dem Dorfe Hankendoven gelehnt, und warf seinen ganzen linken Flügel auf die am linken Ufer der großen Geete hinziehenden Höhen von Oplinter.

So standen sich plötzlich und unerwartet beide Heere in Schlachtordnung gegenüber. Jedes war aufgebrochen, um seinen Gegner zu suchen, und keines hatte vermuthet, daß es ihn schon heute finden würde. Beide brachten in der Mitte eine große Zahl von Kanonen vor, und es begann ein hitziges Feuer.

Eine Weile schien keines der beiden Heere eine Bewegung zum Angriff machen zu wollen; endlich rückte von Goidsenhoven eine starke Colonne, den österreichischen linken Flügel zu umgehen, vor. Dieser ging der General-Major Rehbach mit 8 Schwadronen und einigen Bataillons

entgegen und warf sie zurück. — Die österreichischen Karabiniere drangen bis an das Dorf, hieben dort die Mannschaft einer Batterie nieder, mußten aber vor dem Feuer des verdeckt stehenden französischen Fußvolkes weichen.

Die Oesterreicher suchten nun Goidsenhoven links zu umgehen, aber die eben von Lumay herangerückte Division Neuilly, die jetzt bei Neerheylissem erschien, veranlaßte sie, den Angriff aufzuheben.

Nun machten die Franzosen einen Versuch, das vor der Mitte beider Heere liegende Dorf Wilmersem zu besetzen. Er gelang zwar, aber sie wurden bald wieder daraus vertrieben. Das Feuer währte fort.

Beide Theile zeigten, daß sie heute die Schlacht nicht beginnen wollten; Dumouriez nicht, weil er seine Truppen noch nicht beisammen hatte, und den Gegner erst genau erkennen wollte; Koburg nicht, weil ihn seine Stellung beengte, die auf beiden Flügeln vom Feinde beherrscht war, und im Falle des Rückzugs nach verlorner Schlacht verderblich werden konnte.

Der Prinz brach daher Nachmittags 4 Uhr im Angesichte des Feindes aus dieser Stellung auf, um das Heer über Orsmael hinter die kleine Geete zurückzuführen. Diese Bewegung wurde durch die Vorhut unter dem Erzherzog Karl gedeckt und ohne Verlust bewerkstelligt. Das Heer marschirte auf den Höhen, die von Neerlanden bis Oberwinden und Racour ziehen, abermals auf. Die Vorhut bildete den rechten Flügel, lehnte sich an das Dorf Orsmael, deckte die Hauptstraße und warf einiges leichtes Fußvolk in das Städtchen Leau. An die Vorhut schloß sich das erste, an dieses das zweite Treffen, dessen linker Flügel hinter dem Dorfe Neerwinden stand. Die Reserve unter Clerfait schloß sich unmittelbar an das zweite

Treffen, nur war sie zwischen Overwinden und Landen etwas zurückgebogen, so daß die doppelte Linie, in welcher das Heer anlangte, am linken Flügel einwärts gekrümmt erschien.

Die Vorposten hielten die Orte am diesseitigen Ufer der kleinen Geete.

Dumouriez änderte nichts an seiner Stellung. Sein Hauptcorps blieb in zwei Theile gesondert, wovon der eine, der rechte Flügel und die Mitte, von Goidsenhoven bis an die große Straße reichte; der andere, Miranda, die Höhen von Oplinter hielt.

Neuilly deckte die Rechte durch die Aufstellung bei Neerheylissem; Dampière, der Abends auf dem Schlachtfelde eintraf, und Miaczinsky, der nur die Reiterei seiner Division herbeiführte, seine 8 Infanterie-Bataillons aber sehr zur Unzeit bei Löwen gelassen hatte, hielten vor der Front die Punkte Esmael, Elissem, Overhespen und die Brücke bei Orsmael. An die äußerste Linke schloß sich in der Nacht Champmorin, der dem Befehle gemäß von Diest herbeigeeilt kam.

Beide Theile wünschten die Schlacht. Koburg konnte keine Zweifel haben, ob er sie geben sollte oder nicht; denn nur ein Sieg machte den Angriff auf Holland mit Gewißheit scheitern. Das Heer im besten Zustande, von kriegerischem Geist beseelt, und in diesem Zeitpunkte stärker, als es späterhin zu seyn die Aussicht hatte, verbürgte den Erfolg. Bedenklicher war der Glückswurf der Schlacht für Dumouriez. Aber auch sein Heer hatte nur wenige Verstärkung zu erwarten; für einen Rückzug Schritt für Schritt hatte dasselbe nicht genug Ordnung, und er würde auch zu nichts geführt haben; die Heere waren beiderseitig von beinahe gleicher Stärke, der Angriff

gab daher ein Uebergewicht, und seit dem gestrigen Tage war Dumouriez Angreifer geworden.

Der französische Feldherr setzte sich folgende Fälle. Gewann er die Schlacht entscheidend, wie er sie liefern wollte, so gab er 1) seinem Heere ganz den einstmaligen Glauben auf dessen Ueberlegenheit wieder, und erschütterte die Zuversicht des Gegners; er versicherte sich 2) der Treue der Belgier und beschleunigte die Aufstellung der 25 Bataillone aus diesem Volke, an welcher fortwährend gearbeitet wurde; er gewann 3) den verlorenen Boden größtentheils wieder, denn die Oesterreicher konnten dann, nach seiner Meinung, Lüttich, selbst Aachen nicht mehr halten, würden über die Maas gehen und sich unter den Mauern von Mastricht verschanzen; er hinderte den Prinzen Koburg 4) wahrscheinlich, vor dem Monat Mai wieder im Felde zu erscheinen.

Welchen Einfluß diese Vortheile auf die Verwirklichung seiner weitern Plane haben mußten, fällt in die Augen. War der Schlag gelungen, so wollte Dumouriez ohne Verzug zu dem Unternehmen, das ihm so sehr am Herzen lag, zur Eroberung Hollands zurückkehren. Man muß gestehen, daß, wenn diese früher schon nicht große Schwierigkeiten darbot, sie nach einem solchen Glücksfalle trotz der Verspätung nicht schwer fallen konnte. Sie sollte dann nach einem andern Plane bewirkt werden. Während nämlich Miranda, dem Dumouriez den Befehl über die jetzt zu Antwerpen stehenden Truppen zugedacht hatte, den Marsch über den Mordyk erzwungen hätte, würde Dumouriez selbst mit 30,000 Mann nach Herzogenbusch aufgebrochen seyn, würde die Preußen aus dem Felde geschlagen und über Gorkum und Utrecht sich mit Miranda vereinigt haben. Valence mit dem Ueberrest des Heeres

in einem verschanzten Lager zwischen der kleinen und großen Geete, Harville bei Namur zurückgelassen, und beide durch alle nachrückende Unterstützungen aus Frankreich verstärkt, hätte ausgereicht, den Prinzen Koburg so lange im Schach zu halten, als dies zum Gelingen der Unternehmung auf Holland nothwendig war.

Aber selbst, wenn Dumouriez den Marsch nach Holland jenseits nicht hätte ausführen können, so mußte er doch Zeit gewinnen, sich der festen Plätze in Flandern zu bemeistern. Dadurch gewann er Sicherung für seine linke Flanke, Lebensmittel, Kleidung, Waffen, Geld und Unabhängigkeit, gegen den Convent die Stellung zu nehmen, die ihm zweckmäßig dünken würde.

Wenn die Schlacht unglücklich ausfallen sollte, so rechnete Dumouriez darauf: 1) eine Stellung hinter dem Kanal von Löwen zu behaupten, welche Brüssel so lange decken würde, bis er sich verstärkt haben konnte; 2) daß sich Harville zu Namur vertheidigen und auf 25,000 Mann verstärken, die Division Neuilly aber einen Verbindungsposten zu Jodoigne, mit sicherm Rückzuge nach dem Walde vor Soigne, bilden würde; 3) daß auf dem rechten Flügel ein ähnliches Seitencorps durch die zu Antwerpen stehenden Truppen gebildet werden könnte, welche auch Breda und Gertrudenburg fortwährend halten und zu Lier und Diest Verbindungsposten haben würden; 4) daß man bei Brüges 14 bis 15,000 Mann sammeln, und damit See-Flandern decken könnte; 5) daß endlich mit den Oesterreichern ein Waffenstillstand unterhandelt, und das Heer überzeugt werden könnte, all sein Unglück komme vom Convent, und es sey Zeit, der Anarchie ein Ende zu machen, die Frankreich dem Untergange Preis gebe; in den Händen des Heeres liege das Schicksal des Vater-

landes. Waren die Gemüther seiner Soldaten hinlänglich bearbeitet, dann wollte Dumouriez die belgischen Bataillons an sich ziehen, sich offen gegen den Convent und zu Gunsten der beschränkten Monarchie erklären, Geiseln nehmen, um die im Temple Gefangenen zu sichern und nach Paris marschiren. *)

Dies waren die Absichten Dumouriez; dies sein Streben in beiden Fällen. Ob Sieger, ob besiegt, er beharrte darauf, seinem Vaterlande eine andere Gestaltung, als die damals bestehende, selbst mit den Waffen in der Faust und auf dem gefährlichen Wege des Verrathes und der Empörung zu geben. Im Falle des Mißlingens der Schlacht finden wir nur Ein Ereigniß nicht bedacht, was möglicher Weise eintreten konnte und nicht zu übersehen war, nämlich: daß vielleicht das Heer für Dumouriez Ansicht und Wollen nicht zu gewinnen seyn dürfte.

Den 17. März brachten beide Oberbefehlshaber mit Erkennungen und Vorbereitungen zur Schlacht zu. Koburg änderte nichts in seiner Stellung.

Dumouriez ordnete dagegen schon an diesem Tage die Truppen zum Angriff.

Die Strecke zwischen Tirlemont und St. Thron, nach der Straßenlinie 24,000 Schritte lang, wird von zwei größeren und einigen kleineren von Südwest nach Südost gleichlaufenden Bächen durchschnitten; jene beiden heißen die große und die kleine Geete, und fließen durch Wiesengründe, die von Wassergräben vielfach durchzogen sind; die eine kommt durch Tirlemont, hat da sehr sumpfige Ufer und zur Linken die Höhen von Oplinter; die andere durchschneidet die Straße bei dem Orte Ors=

*) Mémoires II. Chap. V.

mael, halbwegs zwischen Tirlemont und St. Thron, fließt 5000 Schritte weiter durch das Städtchen Leau und ergießt sich in einiger Entfernung unter demselben in die große Geete. An beiden Ufern der kleinen Geete steigt der Boden sanft, doch stufenförmig, so daß am linken Ufer Goidsenhoven und das Dörfchen Hautmare, auf der rechten Racour und Overwinden auf den höchsten Punkten liegen. Eine beinahe ununterbrochene Kette von Dörfern zieht an diesem Bache hin, der, so wie die Hügel näher an ihn drängen oder sich sanfter verlaufen, unzählige Krümmungen bildet. Bei Orsmael hat das Thal eine Breite von mehr als 2000 Schritten. Diese mehrt sich nach Leau zu, da an beiden Ufern die Hügel nordöstlich sanft sich verflachen. Oberhalb Orsmael wird das Thal enger und hat bei Pellaines, gegenüber Racour, nicht über 500 Schritte. Zwischen Pellaines und Orsmael (16,000 Schritte von einander entfernt, wenn man dem Bache folgt) liegen die Orte Linsmeau, Hamptiau, Opheylissem, Neerheylissem, Esmael, Elissem, Wanghe, Overhespen, Neerhespen und Gutsenhoven; bei jedem derselben gehen Brücken über den Bach. Zwischen Orsmael und Leau befindet sich nur eine Brücke, nämlich bei dem auf dem halben Wege dahin liegenden Dörfchen Heelen. Leau ist mit Werken umgeben und gegen einen ersten Anfall hinlänglich gesichert. Hinter dem Rücken, der von Racour und hinter Overwinden in der Richtung von Leau ausläuft, liegen an einem kleinen Bache die Orte Landen, Aldenhoven, Rumsdorf, Neerlanden, Dormael und Halle. Landen ist von Racour 5000, von Overwinden nur 2500 Schritte entfernt, und die ganze Breite der Höhen zwischen der kleinen Geete und diesem Bache, der sich vor Leau in dieselbe ergießt, von Neerheylissem bis Landen beträgt nur etwa 8000 Schritte.

Zwischen Overwinden und Neerwinden liegt ein kleiner Hügel, la Tombe de Mittelwinde genannt, welcher beide Thäler und das Feld ringsum beherrscht. In den Thälern sind hie und da kleine Wäldchen, um die Orte Wiesen, sonst überall Ackerland. Hinter Landen steigen die Höhen abermals stufenförmig bis St. Thron.

Die Schilderung des Schlachtfeldes zeigt schon, daß die Oesterreicher in günstigerer Stellung als die Franzosen standen. Dies war ein Grund mehr, warum Dumouriez den Angriff nicht abwarten, sondern darin zuvorkommen mußte. Da die Oesterreicher ihre Zufuhren aus Mastricht und Lüttich bezogen, so setzte Dumouriez voraus, daß sie ihre Hauptstärke auf dem rechten Flügel haben würden, und also der Angriff auf den linken am wahrscheinlichsten gelingen werde.

Dennoch war der rechte Flügel nicht an Leau gelehnt, was ein sicherer Anlehnungspunkt gewesen wäre; auch der linke schien nicht hinlänglich gesichert, und die Franzosen mußten dort Meister des Feldes werden, sobald sie die vor der Fronte liegende Höhe la Tombe de Mittelwinde genommen hatten.

Auf diese Betrachtung gründete der französische Ober-Feldherr am 17. März seinen Schlachtentwurf.

Diesem zu Folge ward das gesammelte Heer in 8 Colonnen getheilt. Drei derselben bildeten den rechten Flügel und waren dem General Valence untergeordnet, zwei die Mitte unter dem Herzog von Chartres, drei den linken Flügel unter Miranda.

Die erste Colonne zur äußersten Rechten (die Vorhut unter General Lamarche) sollte über die obere Brücke von Neerheylissem gehen, und den linken Flügel der Oester-

reicher in der Flanke fassen, indem sie zwischen Overwinden und Racour in der Richtung von Landen vordränge.

Die zweite Colonne (Division Leveneur und 2000 Pferde) sollte über die untere Brücke von Neerheylissem gehen, rasch gegen Tombe de Mittelwinde vordringen, die Höhe nehmen, Zwölfpfünder darauf setzen, und dann Overwinden angreifen.

Die dritte Colonne (Division Neuilly) würde über die Brücke Neerheylissem und Esmael gehen, und während die zweite die genannte Höhe nimmt, Neerwinden von der obern Seite angreifen.

Die vierte Colonne (Division Dirtmann) hätte bei Elissem den Uebergang zu bewerkstelligen, rasch durch Laer zu dringen und den Angriff auf Neerwinden von vorne auszuführen.

Die fünfte Colonne (Division Dampière), nachdem sie ebenfalls bei Elissem über den Bach gegangen, sollte Neerwinden von der untern Seite angreifen.

Die sechste Colonne (Division Miaczinsky) wurde beauftragt, bei Overhespen über den Fluß zu gehen, und, sich immer in gleicher Höhe mit der fünften Colonne haltend, nach Neerlanden vorzudringen.

Die siebente Colonne (Division Ruault) hätte der Hauptstraße zu folgen, die Brücke bei Orsmael zu erzwingen, und in der Richtung gegen St. Thron vorzurücken.

Die achte Colonne endlich (Division Champmorin) hätte von Neerliten aus über die große Geete zu gehen, sich nach Leau zu werfen, und diesen Ort bis zum Ausgange der Schlacht zu halten.

Hatte jede Colonne ihren Auftrag vollführt, dann sollten die fünf ersten eine Linksschwenkung machen, so daß die Schlachtlinie beinahe unter einem rechten Winkel

sich bräche, und senkrecht auf jene des Feindes zu stehen käme.

Der Fortgang der Schlacht würde dann nur mehr in einem Vormarsch dieser geschwenkten Abtheilungen bestehen, indem sie den in seinem linken Flügel überreichten Feind fortwährend aufrollten und so bis St. Thron trieben. Würde die Schlacht auf diese Weise zu Ende gebracht, so müßte das französische Heer beim Ausgange derselben mit seinem linken Flügel in Leau, mit seinem rechten in St. Thron stehen, und die Fronte nach Tongern, dem Rückzugspunkte der Oesterreicher, gewandt haben. Für den Fall des Rückzugs hoffte man mit Batterien die Brücke der kleinen Geete sichern zu können.

Am 18. mit Tagesanbruch sahen die Oesterreicher das ganze französische Heer die Vorwärtsbewegung und den Aufmarsch machen, der die Einleitung zur Schlacht war. Es rückte dasselbe auf die Abfälle der längs der kleinen Geete von Overheylissem bis an den Waterhof hinziehenden Höhen und hielt da bis nach 8 Uhr früh an. Auf der Linie der Vorposten begann das Feuer. Ein Theil der französischen Posten war schon in der Nacht über die Geete gegangen; Koburg ließ sie jetzt durch den General-Major Boros wieder über den Bach werfen.

Man sah deutlich, daß die Franzosen auf ihren Höhen abkochten; Koburg zweifelte, daß sie an demselben Tage noch zu schlagen die Absicht hätten; er ging nach Neerlanden zurück, um Anstalten zu treffen, sie in der kommenden Nacht anzugreifen, als ihm gemeldet wurde, daß der Feind in Colonnen abgebrochen sey und allerorts über die Geete rücke.

Die größte Gefahr schien in dem Augenblicke dem rechten Flügel zu drohen. Neerhey-

lissem, Gutsenhoven und Orsmael wurden mit Macht durch die sechste und siebente Colonne, welche letztere Miranda selbst führte, angegriffen, während Champmorin die Oesterreicher aus Leau vertrieb und Miene machte, nach St. Thron zu dringen. Koburg, befürchtend, daß die ersten beiden feindlichen Divisionen gleiche Absicht hätten, gab dem Prinzen von Würtemberg den Befehl, mit der Hälfte des zweiten Treffens auf die Höhe von Halle, über welche die große Straße zieht, zu eilen, und die aus Leau und Orsmael vordringenden Colonnen zurückzuwerfen. Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky mit dem noch übrigen Fußvolke dieses Treffens folgte dem Prinzen von Würtemberg in dieser Bewegung; der General-Adjutant Major Stipcsicz aber warf sich mit 2 Kürassier-Schwadronen von Karaczey und 2 Schwadronen Kaiser-Karabiniere dem aus Leau kommenden Feinde entgegen, um ihn bis zum Eintreffen des Fußvolks aufzuhalten.

Neerheylissem, Gutsenhoven und Orsmael waren gegen 9 Uhr schon in der Hand des Feindes. Der Erzherzog Karl verhinderte jedoch den Vormarsch aus diesen Orten. Miranda schien auch hiezu nicht ernstliche Absicht zu haben, indem er sich auf ein sehr heftiges Kanonenfeuer beschränkte, dem der Erzherzog mit seinem ganzen Linien- und Reservegeschütz antwortete. Vor Leau hieb der Major Stipcsicz in den Feind ein, und erfocht die Zeit, welche Würtemberg bedurfte, um mit dem Fußvolke durch den sehr durchschnittenen Boden zu gelangen. Die Spitze der feindlichen Colonnen wurde zurückgedrückt, und Würtemberg nahm von dem hinter dem Städtchen Leau gelegenen See bis zum Gehege von Halle eine Stellung, welche die rechte Flanke des Heeres vollkommen deckte.

Das Benehmen des linken feindlichen Flügels ließ bald errathen, daß durch ihn nicht der Hauptschlag geführt werden sollte. Um Mittag geschah der Angriff vom rechten Flügel. Alle 5 Colonnen waren ohne Anstand über die Geete gelangt und marschirten auf die gegebenen Punkte los. Die erste griff Racour mit Lebendigkeit an, und nahm diesen Ort bald, indem er nur von leichten Truppen besetzt war. Lamarche beging den Fehler, nicht alsogleich gegen Landen vorzudringen, auch hielt er sich zu sehr links an Overwinden; nur seine Reiterei sandte er mit einigen Geschützen gegen die Höhe la Tombe de Warsmont, aber das am äußersten linken Flügel der Oesterreicher stehende Dragoner-Regiment Latour warf diese Reiterei zurück und sicherte die Flanke. Lamarche führte auf den Höhen von Racour sein Geschütz auf und beschoß die österreichischen Unterstützungstruppen mit vielem Nachdruck; sein Fußvolk gerieth jedoch durch die vorzeitige Linksbewegung unter die zweite Colonne. Diese, schon durch die Langsamkeit, mit welcher Geschütz und Fußvolk marschirte, aufgehalten, griff die Punkte Overwinden und Tombe de Mittelwinde erst um 2 Uhr, aber mit solcher Heftigkeit an, daß sie bald in Besitz von beiden kam.

Eben so schnell war der Erfolg der dritten Colonne. Sie hatte sich Neerwindens bemeistert, bevor noch die vierte und fünfte Colonne eingetroffen waren. Die Sucht, aufzumarschiren, welche, zur Unzeit angewendet, schon mehr als eine Schlacht verlieren machte, half den Oesterreichern auch diesmal die verlornen Punkte wieder nehmen. Das Fußvolk der beiden ersten Colonnen der Franzosen bildete sich zwischen Racour und Overwinden in zwei Treffen und nahm die Reiterei in die Mitte. Die Höhe von la

lissem, Gutsenhoven und Orsmael wurden mit Macht durch die sechste und siebente Colonne, welche letztere Miranda selbst führte, angegriffen, während Champmorin die Oesterreicher aus Leau vertrieb und Miene machte, nach St. Thron zu dringen. Koburg, befürchtend, daß die ersten beiden feindlichen Divisionen gleiche Absicht hätten, gab dem Prinzen von Würtemberg den Befehl, mit der Hälfte des zweiten Treffens auf die Höhe von Halle, über welche die große Straße zieht, zu eilen, und die aus Leau und Orsmael vordringenden Colonnen zurückzuwerfen. Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky mit dem noch übrigen Fußvolke dieses Treffens folgte dem Prinzen von Würtemberg in dieser Bewegung; der General-Adjutant Major Stipcsicz aber warf sich mit 2 Kürassier-Schwadronen von Karaczey und 2 Schwadronen Kaiser-Karabiniere dem aus Leau kommenden Feinde entgegen, um ihn bis zum Eintreffen des Fußvolks aufzuhalten.

Neerheylissem, Gutsenhoven und Orsmael waren gegen 9 Uhr schon in der Hand des Feindes. Der Erzherzog Karl verhinderte jedoch den Vormarsch aus diesen Orten. Miranda schien auch hiezu nicht ernstliche Absicht zu haben, indem er sich auf ein sehr heftiges Kanonenfeuer beschränkte, dem der Erzherzog mit seinem ganzen Linien- und Reservegeschütz antwortete. Vor Leau hieb der Major Stipcsicz in den Feind ein, und erfocht die Zeit, welche Würtemberg bedurfte, um mit dem Fußvolke durch den sehr durchschnittenen Boden zu gelangen. Die Spitze der feindlichen Colonnen wurde zurückgedrückt, und Würtemberg nahm von dem hinter dem Städtchen Leau gelegenen See bis zum Gehege von Halle eine Stellung, welche die rechte Flanke des Heeres vollkommen deckte.

Das Benehmen des linken feindlichen Flügels ließ bald errathen, daß durch ihn nicht der Hauptschlag geführt werden sollte. Um Mittag geschah der Angriff vom rechten Flügel. Alle 5 Colonnen waren ohne Anstand über die Geete gelangt und marschirten auf die gegebenen Punkte los. Die erste griff Racour mit Lebendigkeit an, und nahm diesen Ort bald, indem er nur von leichten Truppen besetzt war. Lamarche beging den Fehler, nicht alsogleich gegen Landen vorzudringen, auch hielt er sich zu sehr links an Overwinden; nur seine Reiterei sandte er mit einigen Geschützen gegen die Höhe la Tombe de Warsmont, aber das am äußersten linken Flügel der Oesterreicher stehende Dragoner-Regiment Latour warf diese Reiterei zurück und sicherte die Flanke. Lamarche führte auf den Höhen von Racour sein Geschütz auf und beschoß die österreichischen Unterstützungstruppen mit vielem Nachdruck; sein Fußvolk gerieth jedoch durch die vorzeitige Linksbewegung unter die zweite Colonne. Diese, schon durch die Langsamkeit, mit welcher Geschütz und Fußvolk marschirte, aufgehalten, griff die Punkte Overwinden und Tombe de Mittelwinde erst um 2 Uhr, aber mit solcher Heftigkeit an, daß sie bald in Besitz von beiden kam.

Eben so schnell war der Erfolg der dritten Colonne. Sie hatte sich Neerwindens bemeistert, bevor noch die vierte und fünfte Colonne eingetroffen waren. Die Sucht, aufzumarschiren, welche, zur Unzeit angewendet, schon mehr als eine Schlacht verlieren machte, half den Oesterreichern auch diesmal die verlornen Punkte wieder nehmen. Das Fußvolk der beiden ersten Colonnen der Franzosen bildete sich zwischen Racour und Overwinden in zwei Treffen und nahm die Reiterei in die Mitte. Die Höhe von la

Tombe de Mittelwinde, von wo aus das Geschütz alle Bewegungen der Oesterreicher hätte hemmen können, wurde, vielleicht weil Overwinden schon genommen war, nicht gekrönt, und die dritte Colonne verließ Neerwinden wieder, um auf das freie Feld herauszutreten, und sich an die Linie anzuschließen.

Der General Neuilly behauptete späterhin, den Befehl zu dieser Bewegung von Valence erhalten, dieser aber versicherte entgegen, nie eine derlei Weisung gegeben zu haben.

Clerfait ließ den General Lützow mit 2 Bataillons des Regiments Anton Esterhazy, mit den Dragonern von Latour und den Husaren von Blankenstein gegen Racour vorrücken. Der Major Büdeskuty erstürmte mit dem einen Bataillon das Dorf; bald darauf herausgeworfen, kehrte er, obwohl durch eine Kartätschenkugel am Kopfe verwundet, nochmals zum Sturm zurück, und nahm, unterstützt durch Lützow, den Ort wieder. Nun brachten die Oesterreicher Kanonen auf die Höhe, und behaupteten den diesseitigen Eingang des Dorfes, während die Franzosen den jenseitigen hielten.

Gleichzeitig schwenkte Clerfait mit dem Rest seiner Truppen in die Schlachtlinie auf, so daß die Brigade Auersperg das Feld zwischen Neerwinden und Racour einnahm, die Brigade Wenkheim aber hinter Overwinden zu stehen kam und alsogleich diesen Ort angriff. Der Feldmarschall-Lieutenant Baron Alwinzy führte selbst die drei Grenadier-Bataillons Rousseau, Löwen und Morczin zum Sturm auf Overwinden. Dieser Ort wurde von beiden Seiten das Grab vieler Braven. Dreimal genommen, eben so oft verloren, blieb er zuletzt in den Händen der Oesterreicher, nachdem diese einen großen

Theil der Brigade Auersperg in's Feuer gebracht hatten. Die Grenadiere von Morczin nahmen dem Feinde drei, die Grenadiere von Löwen vier Kanonen ab, und besonders that sich die Grenadier-Division des Regiments hervor, welches in demselben Augenblicke mit großem Heldenmuthe zu Racour stritt, des Regiments Anton Esterhazy. Das Bataillon Rousseau drang mit überraschender Gewalt rechts in das Dorf ein, aber es würde dasselbe nicht behauptet haben, wenn nicht der Generalmajor Fürst Auersperg eben das Regiment Würtemberg und endlich die drei der Zahl nach schwachen, aber an Muth von keiner Truppe übertroffenen wallonischen Bataillone von Ligne, Murray und Vierset zum Angriffe vorgeführt hätte.

Noch stritt man sich um den Besitz von Overwinden, als Lamarche abermals durch Racour sich Bahn brach, und die Truppen Clerfaits in die Flanke nahm. Aber die Husaren von Blankenstein und die Brigade Wenkheim wurden auch diesmal seine Meister, und setzten sich wieder zur Hälfte in den Besitz des Ortes, dessen andere Hälfte sie dem Feinde nicht abzunehmen im Stande waren.

So lange die Truppenlinie hinter den beiden Orten stand, war von der einen, wie von der andern Seite auf den Besitz derselben nicht zu zählen; denn ein neuer Nachschub, im Augenblicke gemacht, wo der Gegner ermattet war, raubte schnell die Frucht früherer Anstrengung. Clerfait beschloß daher, nicht mehr auf die Wegnahme eines dieser Orte sich zu beschränken, sondern die feindliche Linie selbst anzugreifen.

Er setzte sich an die Spitze des Anton Esterhazy'schen Regiments, und während er mit demselben sich des übrigen

Erholung, und obwohl das bald daraus gegebene Feuer wegen der geringen Schußweite für das Regiment Sztaray sehr verderblich ward, so hielt dasselbe standhaft seine Stellung, bis Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky zwei Bataillone der Regimenter d'Alton und Brechainville, dann 2 Schwadronen Koburg-Dragoner, sammt dem bereits im Feuer stehenden Bataillone Joseph Kolloredo gegen den Feind führte. Dormael wurde nach halbstündigem Gefechte wieder genommen. Aber jene auf der Straße vordringende feindliche Unterstützungs-Colonne warf bald darauf die Oesterreicher wieder heraus, und verfolgte sie mit solcher Heftigkeit, daß nur ein schneller, mit seltener Gewandtheit und Geistesgegenwart, unter dem Feuer beider Theile ausgeführter Aufmarsch sie rettete und den Feind aufhielt. Die österreichischen Bataillone kehrten auf's Neue zum Sturm zurück, nahmen das Dorf, wurden abermals herausgeworfen, nahmen es wieder und brachten den Feind durch einen Bajonett-Angriff zuletzt dermaßen in Unordnung, daß die National-Bataillone die Linien-Truppen verließen und nach der Brücke von Orsmael flohen.

Dieser Ort war durch den Erzherzog Karl mehrmals mit Heftigkeit angegriffen worden, und obwohl Dampière ihn mit Erfolg vertheidigte, so mehrte doch das nahe und furchtbare Feuer den Schrecken in den flüchtigen National-Bataillonen.

Sie rißen mit sich, was ihnen an Truppen begegnete. Noch aber standen zwischen Orsmael und Dormael die Linienbataillone Miranda's. Der Erzherzog Karl, dessen Truppe schon beinahe ohne Munition war, ließ sie durch das Regiment Sztaray mit dem Bajonette angreifen, und zugleich 3 Schwadronen Esterhazy-Husaren in dieselben

einhauen. Benjowsky schickte zu demselben Zwecke 2 Kürassier-Schwadronen von Zeschwitz und 2 Schwadronen von Koburg vor.

Dieser Angriff vollendete die Niederlage Miranda's. Mehrere Flügeladjutanten und Offiziere des Generalstabs wurden getödtet; der Chef seiner Artillerie, Guiscard, hatte dasselbe Schicksal. Die Generale Ruault und Ihler wurden verwundet. Dies mehrte die Verwirrung und hinderte die Herstellung der Ordnung. Bald nahm die ganze Colonne die Flucht, 25 Kanonen wurden verlassen, und erst hinter der Brücke von Orsmael gelang es dem Befehlshaber des linken Flügels, wenigstens einige Bataillone zum Stehen zu bringen, und den ersten Andrang der verfolgenden österreichischen Reiter aufzuhalten.

Es mochte etwa 4 Uhr seyn. Miranda erhielt die Meldung, daß die von Miaczinsky zu Löwen zurückgelassenen 8 Bataillone so eben in Tirlemont eingerückt seyen. Er hätte versuchen sollen, mit dieser frischen Truppe das Gefecht wieder herzustellen, aber vertraute er dieser Kraft nicht, oder sollte er wirklich, wie Dumouriez ihm vorwirft, *) aus Haß gegen Valence die errungenen Vortheile desselben zu dessen Verderben haben wenden wollen, genug, er gab Befehl zum weitern Rückzuge, den er bis Tirlemont ausführte, ohne daß Dumouriez, noch die Colonne zur äußersten Linken, Champmorin, davon verständigt worden wären. Der Erzherzog Karl rückte bis auf die Höhe von Overhespen und sandte seine Reiterei dem Feinde nach, den sie bis über Häkendove verfolgte.

*) Mémoires du général Dumouriez. II. 107. Chap. VI.

Champmorin wartete zu Leau des weiteren Befehls und des Fortgangs der Schlacht. Nachdem er die Flucht der siebenten Colonne sah, hielt er noch, bis es dunkel wurde, seine Stellung. Eben jetzt griff ihn Würtemberg in der linken Flanke an. Der Feind ging fechtend aus Leau über die große Geete, warf die Brücke bei Bingen hinter sich ab, und bezog die frühere Stellung auf der Höhe von Oplinter.

Dumouriez, der sich fortwährend auf dem rechten Flügel und in der Mitte befand, um hier die Bewegungen zu leiten, denen der linke Flügel nur als Anhaltspunkt dienen sollte, hörte mit Erstaunen Nachmittags 4 Uhr das früher sehr heftige Feuer seines linken Flügels schwächer werden und späterhin völlig schweigen.

Er erklärte sich diesen Umstand zu seinem Vortheile; die Oertlichkeit erlaubte nicht, diesen Flügel zu überschauen, aber Dumouriez hatte vernommen, wie das Feuer auf jenem Flügel sich immer weiter und weiter verschob, und glaubte daher, nun halte Miranda in guter Stellung, nachdem er den Feind geworfen, an, um das Vordringen der rechts von ihm fechtenden Colonne, dem Schlachtplane gemäß, zu erwarten.

Diese Meinung machte guten Eindruck auf den Ober-General und auf die Colonnen der Mitte selbst, denen er sie kund geben ließ. Als der Tag zu Ende ging, bemerkte Dumouriez, daß die Oesterreicher mehrere Truppen von ihrem rechten Flügel nach dem linken zogen; das fiel ihm unangenehm auf, und eine Ahnung des Vorgefallenen bemeisterte sich seiner. Er konnte in diesem Augenblick den rechten Flügel nicht verlassen, da eben Valence verwundet worden und die Truppe ohne Stütze war. Bald darauf ritt er jedoch mit Thovenot, dem Einzigen, welchem er

seine Besorgnisse mitgetheilt hatte, und mit einigen Offizieren nach seinem linken. Es mochte 10 Uhr seyn, als er durch Laer kam. Er fand den Ort unbesetzt. Ein Offizier, der hier den Vorposten hielt, sagte ihm, Dampière habe bei Einbruch der Nacht seine Division über die kleine Geete in die Stellung von Orsmael zurückgeführt. Von der Gewißheit des Unfalls getrieben, an dem nicht mehr zu zweifeln war, eilte Dumouriez nach der Brücke von Orsmael; hier meinte er die Colonne Miranda's zu finden, denn er hoffte, daß sie zum wenigsten am linken Ufer der Geete — gleich Dampière — die am Morgen inne gehabte Stellung bezogen haben werde. Oesterreichische Uhlanen empfingen ein paar seiner vorausgesprengten Offiziere an jener Brücke; bald wäre ihnen der Obergeneral in die Hände gefallen. Mit Kummer und Staunen bemerkte nun dieser, daß weit vor Orsmael zur Rechten der Straße schon österreichische Truppen sich fanden. Er folgte dieser Straße und kam glücklich außer den Bereich der Oesterreicher. Aber keine Spur der Seinigen gab sich kund; ringsum Stille und Einsamkeit, als wenn der Friede in diesen Thälern wohne; endlich eine halbe Stunde vor Tirlemont fand er die ersten Posten Miranda's, mit einem Rückhalt von 4 Bataillonen quer über die Straße, ohne einen Mann Reiterei gestellt. Er eilte nach Tirlemont. Da traf er Miranda, der ihm erklärte, daß er der Uebermacht habe weichen müssen. Der verwundete Valence hatte bereits sich vergeblich bemüht, den General Miranda zum abermaligen Vormarsch zu überreden. Dieser hielt die Sache für unthunlich und blieb. Dumouriez machte wenige Worte bei diesem Wiedersehen. Mit diesen wenigen befahl er dem General Miranda, auf der Stelle sein Corps zu sammeln, und in der Nacht noch die Höhe von

Wommersem, die große Straße und die Brücke von Orsmael und Neerhespen zu besetzen, damit zum wenigsten die Mitte und der rechte Flügel, welche, die Geete im Rücken, nunmehr vom Feind umgeben seyen, sich retten könnten.

Aber der Schrecken, welcher die Colonne Miranda's ergriffen hatte, löste alle Banden des Gehorsams. Ueber 6000 Mann entwichen in dieser Nacht aus Tirlemont, und flohen bis über Löwen und Brüssel. Im Gefechte hatte dieser Flügel über 2000 Mann verloren.

Es blieb also sehr wenig an Truppen übrig, und die erwähnte Stellung war auch am 19. Morgens noch nicht bezogen, als bereits der gesammte rechte Flügel des Heeres und die Mitte, welche die Nacht noch diesseits der Geete zugebracht hatten, über diesen Bach zurück gingen.

Der Herzog von Chartres leitete diese mit vieler Ordnung und Kaltblütigkeit auf denselben Wegen, welche zum Angriff gedient hatten, ausgeführte Bewegung. Thovenot aber machte diese Truppen in die vor drei Tagen zwischen Goidsenhoven und Häckendoven inne gehabte Stellung einrücken. Der Oberfeldherr in Person befand sich jetzt bei den wenigen Truppen Miranda's, die er vergeblich bemüht war, gegen die Höhe von Wommersem und nach der Brücke von Orsmael vorzubringen. Er ließ die halbe Division Dampière links rücken, um die Oesterreicher zu verhindern, aus Orsmael vorzubrechen. Diese Bewegung, pünktlich ausgeführt, verschaffte eben der Mitte die Möglichkeit des Rückzuges, da ohne dieselbe sich die österreichische Vorhut den zurückziehenden Colonnen in die Flanke werfen konnte. Eine Muthlosigkeit sonder Gleichen hatte sich der Truppen Miranda's bemächtiget, und Alles, was Dumouriez erreichen konnte, war eine stumpfe Gleich-

gültigkeit, die Folge von Beschämung und Ermüdung, welche sie wenigstens den Tod ertragen lehrte.

Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen marschirte auf der Höhe von Wommersem auf, und beschoß diese unglückliche Truppe aus einer Batterie schweren und einigen Stücken leichten und Cavallerie-Geschützes. Die Verheerung in den Reihen derselben war furchtbar, sie standen unerschüttert, aber alle Mittel, sie zum Sturme auf diese Höhe zu vermögen, blieben fruchtlos.

Dumouriez trat mehrmals an ihre Spitze; er suchte ihr zu beweisen, wie wenig gefahrvoll der Sturm im Vergleiche gegen dieses vertheidigungslose Stehen im Geschützhagel des Feindes sey; er machte sie aufmerksam, daß der Feind auf jener Höhe vereinzelt stehe, eine einzige Brücke zum Rückzuge habe, und wahrscheinlich vernichtet werden könne. Alles vergeblich, sie wichen nicht, aber sie gingen auch keinen Schritt vor. Eine Kanonenkugel riß um diese Zeit das Pferd des Obergenerals zu Boden, das ihn im Falle bedeckte; er erhob sich schnell und unbeschädigt wieder.

Der rechte französische Flügel war wenig auf seinem Rückmarsche beunruhigt worden. Jedes Heer schien beschäftigt, seine vor der Schlacht inne gehabte Stellung einzunehmen. Dies veranlaßte eine Menge Hin- und Hermärsche, die von beiden Seiten mit größter Ordnung ausgeführt wurden.

Nachts lagen sich beide Heere nahe gegenüber, und es war selbst eine zweite Schlacht am nächsten Tage nicht unwahrscheinlich.

Der Verlust der Kaiserlichen am 18. und 19. belief sich an Todten auf:

	18	Offiziere	693	Gemeine
Verwundeten	76	„	1766	„
Vermißten	3	„	288	„
Zusammen auf	97	„	2747	„

Der Verlust der Franzosen stieg an Todten und Gefangenen auf 3000 Mann, an Verwundeten auf 1000 Mann; außerdem hatten sie 30 Kanonen eingebüßt.

Fünfter Abschnitt.

Rückzug der Franzosen. — Die Preußen hinter der Donge. — Gefecht bei Löwen. — Uebereinkommen des Obersten Mack mit Dumouriez. — Koburg in Brüssel. — Vertheidigungssystem der Franzosen. — Namur und Antwerpen fallen. — Dumouriez erklärt sich an Koburg. — Verhandlungen deßhalb. — Verschlimmerung seiner Lage. — Die Franzosen räumen Holland und die Niederlande. — Dumouriez als Verräther. — Sein Unternehmen scheitert.

Die Niedergeschlagenheit, welche unter den französischen Truppen herrschte, überzeugte den Obergeneral, daß eine zweite Schlacht jetzt nicht zu wagen sey. Noch hielten zwar die Linientruppen, aber nur ein Viertheil des Heeres bestand aus solchen, und der Rest, National-Truppen, erklärten unumwunden, daß es zwecklos sey, sich jetzt in Belgien todtschießen zu lassen, daß man vielmehr Haus und Hof zu vertheidigen eilen müsse; sie entwichen zu ganzen Compagnien, ja zu ganzen Bataillonen. Kein Gesetz militärischer Ordnung war anzuwenden, denn es gab keine Gewalt, einem solchen Ausführung zu verschaffen.

Noch in der Nacht zum 20. führte Dumouriez seine Truppen über die große Geete in die ziemlich vortheilhafte Stellung von Kumptich. Die Oesterreicher gewahrten diesen Rückmarsch; ihre Vortruppen rückten durch Tirlemont, fanden jenseits dieser Stadt die feindliche Nachhut unter Miaczinsky, griffen sie an, nahmen

ihr eine Kanone ab, und warfen sie in Unordnung auf die Haupttruppe.

Diese hielt nicht hinter Kumptich, sondern ging über die Velpe, und bezog das Lager von Lautersem, mit dem rechten Flügel an Niedervelpe, mit dem linken an den Wald von Neerbutsel gelehnt. Benjowsky marschirte ihr gegenüber auf die Höhe von Willebringen. Koburg brach um Mittag auf, und rückte bis über Tirlemont nach, wo er zu beiden Seiten der Straße in zwei Treffen lagerte. Clerfait bildete noch immer den linken Flügel, und hatte jetzt den Rücken an Haugaerde gelehnt. — Der Oberst Milius mit 2 Bataillons des Regiments Michael Wallis und einigen leichten Truppen eilte ebenfalls nach der Geete, überraschte um 7 Uhr Morgens Diest, wurde zurückgeworfen, erneuerte aber den Angriff und drang von zwei Seiten in den Ort, wo er 1 Kanone und 50 Mann, dann mehrere Vorräthe nahm. Er selbst hatte einen Hauptmann und 50 Mann verloren.

Dumouriez that, was er vermochte, um sich den Feind vom Leibe zu halten. Er ließ die Division Neuilly, die er auf 6000 Mann brachte, wieder nach Jodoigne marschiren, um zu verhindern, daß österreichische Streifpartien sich in seinen Rücken schleichen, und Schrecken und Unordnung verbreiteten. Neuilly erhielt die Weisung, im Falle der Noth sich in den Wald von Soigne zu ziehen, und ihn zu vertheidigen. — Dem Befehlshaber in Brüssel ward befohlen, auf der Hut zu seyn, und alle entbehrliche Mannschaft ebenfalls zur Vertheidigung des genannten Waldes zu verwenden. Harville, der zu Namur stand, erhielt den Auftrag, die Citadelle dieses Platzes mit 2500 Mann zu besetzen, mit dem Reste aber sich zum Aufbruche bereit zu halten, um entweder nach Brüssel zu kommen, oder

den österreichischen Truppen entgegen zu gehen, die aus dem Trier'schen gegen Huy rückten. — Um mit Diest, dessen Verlust Dumouriez noch nicht wußte, in Verbindung zu bleiben, mußte Miaczinsky bei der Abtei Gemp sich aufstellen. — Die Besatzung von Mecheln ward verstärkt. — Dem alten Befehlshaber in Antwerpen, Marasse, ward Ruault an die Seite gestellt und ihm der Befehl über alle dort versammelten Truppen, welche, die Division Lamarlière eingerechnet, an 20,000 Mann betrugen, mit der Weisung gegeben, Lier so lange als möglich zu halten, und nur dann hinter die Linien von Antwerpen zu gehen, wenn er zu heftig durch die Uebermacht der Preußen und Holländer gedrückt würde.

Mitten in diesem Getriebe kamen die Commissäre Lacroix und Danton von Paris, die dem Oberfeldherrn im Namen des Convents den Widerruf seines Schreibens vom 12. März abforderten. Bald darauf erhielt er die Nachricht von dem Verluste von Diest, dessen Besatzung sich nach Mecheln geflüchtet hatte.

So stürmte von allen Seiten das Widerwärtige auf Dumouriez ein. Er verließ am 21. Abends die Stellung an der Velpe, und ging, besorgt, daß man ihn links überflügle, bis Löwen zurück.

Zwischen Pellenberg und dem Walde von Mördal marschirte er auf. Champmorin besetzte die Höhe hinter dem ersten Orte, Leveneur, mit den 18 Bataillonen der Ardennen-Armee, die hinter dem zweiten. Die Division Dampière entfernte sich vom rechten Flügel bis Florival, um mit Neuilly in Verbindung zu bleiben, der nach Tombeck, am Walde von Soigne, zurückgegangen war. Die Nachhut unter Lamarche stand auf der Höhe von Corbeck.

Am 21. hatte Koburg sein gesammeltes Heer ruhen, und den Feind auf seinem Marsche nur durch wenige Truppen und größtentheils nur durch Geschütz beunruhigen lassen. Er war vergeblich bemüht gewesen, die von Dumouriez so sehr gefürchtete Bewegung über Mecheln durch den Herzog Friedrich von Braunschweig ausführen zu lassen.

Schon am 14., dem Tage, da der Herzog seine Truppen in Herzogenbusch sammelte, um am 16. damit nach Breda und Antwerpen aufzubrechen, hatte ihn Koburg durch den Hauptmann des General-Quartiermeister-Stabs Prohaska auffordern lassen, links über Eyndhoven nach Hasselt zu marschiren. Der Herzog, der in dieser Bewegung nur eine Vereinigung mit dem Hauptheere und das Bestreben, ihn unterzuordnen sah, nahm diese Aufforderung sehr ungütig auf. Er gab dem Prinzen Schuld, er wolle ihn hindern, Holland zu befreien, und fußte diese Behauptung auf die versprochene, aber nicht geschehene Aufstellung eines österreichischen Zwischencorps von 6—7000 Mann (Wenkheim, später Latour) zu Eyndhoven, worüber ihm eben Prohaska zu melden kam, daß Koburg diese Aufstellung nicht für nothwendig gehalten habe, indem kein Feind die Verbindung zwischen ihm und dem Herzog bedrohe, er seiner Truppen auch auf einem andern Punkte bedürfe. — Der Herzog verweigerte nun den Marsch nach Hasselt, als von dem Hauptzwecke ablenkend, aus Rücksicht für die Verpflegung unausführbar und militärisch zu gewagt. Er rieth vielmehr dem Prinzen, sich nicht dem zweideutigen Glücke einer Schlacht auszusetzen, auch ohne eine solche würden die Niederlande befreit werden, denn sobald er, der Herzog, durch ein holländisches Corps, welches die Generalstaaten auf sein Betreiben zusammenzögen, verstärkt

sey, so würde er, vereint mit diesem, auf Antwerpen rücken, und nach Wegnahme dieses Platzes durch eine Bewegung aufwärts der Schelde den Feind bald in die Nothwendigkeit setzen, seine festen Stellungen in den Niederlanden ohne Schwertschlag zu räumen. *)

Der Herzog bezog darauf mit dem ganzen Corps eine Stellung hinter der Donge, und nahm sich vor, „mit aller nur möglichen Festigkeit der Ausführung seines Zweckes, den holländischen Staat zu unterstützen und zu befreien, von dessen Verlust das Wohl der beiden Armeen abhing, was auch sicher für das Ganze große Folgen haben würde, getreu zu bleiben." **)

Hieraus erklärt sich, daß auch eine wiederholte Einladung Koburgs, aus Landen vom 17. März, sich auf seiner rechten Flanke, und zwar bei Herk zu setzen, abgewiesen wurde. Der Prinz drückte außerdem in diesem Schreiben den Wunsch aus, daß der Herzog zwischen seiner Truppe und der bei Hasselt stehenden kaiserlichen Streif-Abtheilung des Obersten Milius ein Zwischencorps aufstellen möge, um die Verbindung mit dem Hauptheere einstweilen offen zu halten; endlich, daß er den Rest des französischen Heeres aus Holland verjage, um dann ungehindert die erwähnte Flankenstellung beziehen zu können. — Braunschweig ließ einige Reiter zusammenstoßen, die über Blandel und Postel bis Lömel, wo die ersten kaiserlichen Posten standen, streiften. Dadurch glaubte er die Verbindung hinlänglich gesichert.

Für den wirklichen Angriff auf die in Holland stehenden französischen Truppen war Braunschweig noch nicht

*) Dohna I., 73.
**) Tagebuch 103.

bereitet. — Nicht glücklicher war Koburg nach der Schlacht von Neerwinden, da er dem Herzoge schrieb: „Tirlemont vom 20. Mein Schicksal hängt von Euer Liebden ab. Ich bitte Sie nochmals bei Allem, was heilig ist, und bei dem Wohle unserer beiden Souveräns, daß Sie ohne Aufenthalt nach Lier marschiren wollen und von da nach Mecheln. Durch diese Bewegung werden wir nicht nur allein die feindliche Hauptarmee ohne eine decisive Schlacht aus ihrer inattaquablen Position (auf dem sogenannten Eisenberge hinter Löwen) heben, und ihr auch auf alle Fälle eine Bataille zu geben vereinigt im Stande seyn; sondern der Feind wird mit seiner kleinen Armee aus Holland, wo ohnedieß noch hinlängliche Truppen bleiben, um ihr Tête zu bieten, zu eilen gezwungen seyn, oder jene Armee würde sich ganz eingesperrt und abgeschnitten finden. Ich bitte Euer Liebden nochmals inständig, meinen Vorschlag anzunehmen, und mir durch diesen Courier Ihre Genehmigung zu erklären." *)

Der Herzog, der nach und nach auch die holländischen Truppen über Heusden und Gravemore an die Donge zog, versicherte, durch diese Stellung bedeutende feindliche Kräfte festzuhalten und von dem Prinzen Koburg abzuziehen, dessen rechte Flanke zu decken, die Rüstungen der Holländer und Engländer, ja selbst die preußischen Länder zu schützen. Er betrachtete seine Aufstellung als die einzige Veranlassung, daß die Franzosen das Unternehmen über den Mordyck aufgaben, und sich in die Festungen warfen. Diese Vortheile gab er als Gründe an, auch dießmal das Begehren des Prinzen Koburg von sich abzulehnen. Er erklärte, vor dem Falle von Breda und Gertruden-

*) Dohna I., 85. — Tagebuch 9.

burg, oder bevor er durch Oranien und York abgelöset sey, nicht aus der Stellung hinter der Donge gehen zu können. Er hielt sie auch unbeweglich noch mehrere Tage. Die Truppen waren durch den starken Postendienst nicht wenig ermüdet, und obwohl der Oberst v. Blücher einige Erkennungen gegen Breda und Gertrudenburg ausführte, wobei es zu kleinen Gefechten kam, so bestand doch der ganze Verlust der Preußen an der Donge nur in einem einzigen Husaren, der während einer Streifwache stürzte, und dem Feind in die Hände fiel.

Koburg, der sich ganz auf seine eigenen Kräfte beschränkt sah, setzte am 22. die Verfolgung bis Löwen fort. Sein Heer war in drei Colonnen getheilt; die erste (das zweite Treffen) nahm ihre Richtung nach Pellenberg, die zweite (die Vorhut und das erste Treffen) folgte der Hauptstraße, die dritte (Clerfait) zog über Tourinnes. Die Höhen, auf welchen die französische Nachhut Stellung genommen hatte, waren für die Oesterreicher zu ihrem Lagerplatze für diesen Tag bestimmt worden. Da sie dieselben von feindlichen Reitern, das Dorf Vlanden aber, das sie zum Stützpunkt ihres linken Flügels ausersehen hatten, stark vom Feinde besetzt fanden, so machten sie einen allgemeinen Angriff. Die mittlere Colonne theilte sich, so daß, während das erste Treffen der Straße folgte, die Vorhut links gegen das von Leveneur besetzte Dorf Bierbeek zog.

Die ungarischen Grenadiere erstürmten dasselbe, sie wurden aber durch das Regiment d'Auvergne unter dem Obersten Dumas mit Verlust ihrer beiden Kanonen wieder herausgeworfen. Erst nach mehreren wiederholten Angriffen wurden die Oesterreicher Meister dieses Orts und drückten auch den rechten feindlichen Flügel aus dem gut

vertheidigten Dorfe Blanden in den Wald von Löwen zurück. Nicht minder heftig waren Angriff und Vertheidigung auf dem linken Flügel des Feindes. Champmorin wies den Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky während des Tages mit Nachdruck zurück, erst gegen Abend räumte er Pellenberg, und zog sich mit Verlust von 3 Kanonen gegen die Abtei Vlierbeck. Die Unordnung aber hatte zuerst in der Mitte Platz gegriffen. Lamarche, nachdem er lange dem ersten Treffen Stand gehalten, wich endlich über die Abtei von Parc an die Dyle, und vermehrte dadurch sowohl für Leveneur als für Champmorin die Nothwendigkeit des Rückzuges. Jener ging nun bei Heverle über den Fluß — diesen zog Dumouriez selbst durch die Stadt auf das andere Ufer. Auch der zu Petersrhode stehende General Miaczinsky erhielt jetzt die Weisung, hinter den Kanal von Mecheln zu eilen.

Dieser Tag hatte den Oesterreichern mehr als 900 Mann gekostet. Der Nebel, der des Morgens über den Feldern lag, und sie verhinderte, genau die feindliche Stellung zu erkennen, trug zum Theile die Schuld dieses Verlustes. Uebrigens bewiesen die Franzosen auch eine unerwartete Haltung. Sie ließen die mit klingendem Spiele vorrückenden österreichischen Colonnen ganz nahe herankommen und empfingen sie dann mit dem heftigsten Feuer aus kleinem Gewehr und Kartätschen. Diese überraschende Begrüßung brachte einige Unordnung in die Truppe, wodurch der Gang des Gefechtes gehemmt und langsamer ward, als dies bis dahin der Fall war. Der Verlust der Franzosen soll an 2000 Mann betragen haben.

Abends erschien der französische Oberst Montjoye an den österreichischen Vorposten, und verlangte den Chef des Generalstabs, den Oberst Mack, zu sprechen. Ein Wort

dieses Letztern über das Wünschenswerthe eines Waffenstillstandes am Tage zuvor dem Erstern, mit dem er um die Verwundeten und Gefangenen unterhandelte, leicht hingeworfen und Dumouriez überbracht, bestimmte diesen, dem Obersten eine Zusammenkunft zu Löwen antragen zu lassen, um diesen Gegenstand mehr zu besprechen. Koburg gab die Unterredung zu. Noch an diesem Abende kamen Dumouriez und Mack unter sich mündlich über folgende Punkte überein:

1) Daß man sich gegenseitig nicht angreifen wolle.

2) Daß die Franzosen Brüssel räumen.

3) Daß man sich nach der Räumung von Brüssel wieder sprechen wolle, um das Weitere zu verabreden.

In Folge dieser Uebereinkunft ließ man Dumouriez ruhig nach Corbeck ziehen. Koburg lagerte vor Löwen, den linken Flügel an Heverle gelehnt. Die Vorhut hatte sich einiger Vorräthe in Löwen bemächtigt, die sie mit leichten Truppen bewachte. Clerfait war zu Tourinnes. In dieser Stellung blieben die Oesterreicher am 13. stehen, um den Franzosen Zeit zu lassen, den zweiten Punkt zu erfüllen.

Aus seinem Hauptquartier Bierbeek schrieb Koburg jetzt zum letzten Male an Braunschweig, um ihn zum Marsche nach Mecheln, und in des Feindes Flanke zu vermögen. Er machte ihn für alle Folgen einer längern Trennung verantwortlich, und bewies ihm, daß die holländischen und englischen Truppen mehr als hinlänglich waren, Gertrudenburg und Breda zu beobachten.

Dies Schreiben bewirkte, daß der Herzog, obwohl mit Widerwillen, am 25. den General Reppert mit 4 Bataillons, 7 Schwadronen und 1 Batterie nach Arendock aufbrechen, und am 26. über Destel und Mol an die

Neethe marschiren ließ, um sich mit dem Obersten Milius zu verbinden. Der Herzog selbst blieb noch bis zum 29. hinter der Donge.

So wacker sich die Franzosen vor Löwen geschlagen hatten, so war doch ihr Rückzug über die Dyle wieder gänzlich einer Flucht ähnlich geworden. Dumouriez hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit diesen Resten seines Heeres nichts mehr gegen die Oesterreicher erwirken werde, und sein Gewicht als Gegner mit jedem Tage abnähme; er eilte daher, seinem Plane gemäß, sich ihnen zu erklären. Daher seine Anfrage um Waffenstillstand; daher das schnelle Uebereinkommen mit Mack. — Um nur einigermaßen den Schein der Widerstandsfähigkeit zu erhalten, zog Dumouriez eine starke Division Artillerie, die gesammte Reiterei und 25 Linienbataillone Fußvolk, an 15,000 Mann, und eigentlich die ganze verläßliche Truppe am 24. bei Cortenberg als Vorhut zusammen, während der Rest des Heeres durch Brüssel eilte. Am 24. Abends bezog diese Nachhut vor Brüssel das Lager, die Rechte an St. Peters Woluwe, die Linke an Vilvorde gelehnt. Am 25. ging sie durch Brüssel nach Hall. Koburg rückte an demselben Tage in Brüssel ein und ließ das Heer rings um die Stadt Erholungsquartiere beziehen.

Von Hall war die französische Gränze nicht schwierig mehr zu erreichen. Dumouriez beschäftigte sich daher jetzt hauptsächlich nur mit seinen entsendeten Abtheilungen. Er besorgte eine Bewegung der Verbündeten aus dem Luxemburgischen gegen Givet oder Maubeuge, Plätze, die beide Verstärkungen nach Namur gegeben hatten, und jetzt entblößt sich befanden. Harville erhielt nun wirklich den Befehl, nachdem er die früher bestimmten 2500 Mann in die Citadelle von Namur geworfen, die übrigen Truppen

seiner Division in zwei Colonnen zu theilen, wovon General Bauchet die eine nach Givet führen, Harville mit der andern nach Charleroi und von da nach Mons gehen sollte.

„Auf den Höhen von Nimy, vor letztgenannter Stadt, habe er sich aufzustellen; er werde die Division Neuilly dort finden, und folglich 10 bis 12,000 Mann stark seyn. In dieser Stellung könne er Maubeuge, le Quesnoy, Condé und Valenciennes decken."

Dieser Befehl wurde auf die Meldung Harville's, daß er nicht auf 14 Tage Lebensmittel für 2500 Mann aufbringen könne, und entweder mit seiner Gesammtkraft Namur vertheidigen, oder diesen Punkt verlassen müsse, dahin geändert, daß es von der Besetzung der Citadelle abkam. Namur sollte aufgegeben werden und Harville unverzüglich den Rückmarsch antreten. Eben damals brach Latour von Huy gegen Namur auf. Dies beschleunigte den Abmarsch Harville's. Er ließ Geschütz und Munition zurück und eilte am 26. März nach Charleroi. Latour nahm nunmehr ruhig Besitz von Stadt und Festung.

Am 26. war Dumouriez nach Enghien, am 27. nach Ath gegangen.

Am meisten bekümmerten ihn noch Antwerpen und die in den holländischen Festungen zurückgelassenen Truppen. Sechs Bataillons standen in Breda, 3 in Gertrudenburg. Sie waren als verloren zu achten; aber da sie Lebensmittel auf 4 bis 5 Monate und hinlängliche Munition hatten, so konnten sie immer den Preußen und Holländern eine Weile zu schaffen machen, und versprachen daher bei den erwarteten Unterhandlungen zu gutem Preise abgelöst zu werden. — Mecheln war seit dem 24. in der Gewalt der Oesterreicher unter dem Obersten Milius. Es konnte daher nur noch Antwerpen

als Zwischenposten mit Holland benützt werden. Dumouriez warf den General Berneron mit 2000 Mann und mit Lebensmitteln auf 6 Monate in die Citadelle dieses Platzes. Der General-Lieutenant Omorae, der zu Dünkirchen den Befehl führte, wurde gleichzeitig angewiesen, das verschanzte Lager zwischen Dünkirchen und Bergues in Stand zu setzen, auf der Höhe von Mont Cassel ein zweites zu entwerfen, und in Person nach Courtray zu gehen, um dort die gegen Holland verwendeten Truppen zu übernehmen. Diese Truppen sollten Ruault und Marasse über Gent langsam in's Lager von Harlebeck vor Courtray führen, und die aus Mecheln gezogene Besatzung sich über Dendermonde mit demselben im Marsche vereinigen.

Durch diese Anordnungen hoffte Dumouriez außerhalb den Gränzen Frankreichs sich eine starke Linie zu ziehen, die von Namur über Mons, Tournay, Courtray, Antwerpen und Breda bis Gertrudenburg ginge.

Er selbst wollte seine Kräfte bei Tournay sammeln, und konnte im Falle großer Ueberlegenheit seines Gegners in's Lager bei Maulde rücken. Brachten die erwarteten Unterhandlungen, was er wünschte, so konnte ein solch fester Besitz nicht anders als gewichtig für ihn seyn; brachten sie das Gewünschte nicht, und sollten sogar die Feindseligkeiten sich wieder erneuern, so befanden sich die Oesterreicher in der Mitte eines Halbzirkels; sie mußten die Enden angreifen, um mit Sicherheit weiter vorgehen zu können; dadurch würden sie aber zu einem Belagerungskriege gezwungen, und Dumouriez gewann das Kostbarste — Zeit.

Die Verlassung von Namur beeinträchtigte schon diesen Vertheidigungsplan. Aber eine größere Lücke in denselben riß der Fall von Antwerpen.

Der Oberst Milius, immer bewegt und zu dem Kühnsten aufgelegt, war am 25. März nach Berghem marschirt, verjagte daraus die französischen Posten, zeigte sich am 26. vor den Thoren von Antwerpen und forderte die Stadt auf. Zu dieser Kühnheit berechtigte ihn der Zustand der Besatzung.

Ein Theil der vormaligen Armee von Holland war bereits im Marsche auf Gent, nur 10,155 Mann lagen in der Stadt, die mit Vorräthen überfüllt war.

Das Absenden derselben, vielleicht zu wenig ruhig betrieben, hatte allgemeine Muthlosigkeit in der Truppe verbreitet, die sich bei ihrer Entfernung von Frankreich und Dumouriez schon als ein Opfer ansah, und, durch die Erzählung übertriebener Gerüchte aufgeschreckt, eben gegen alle Bande der Zucht und Ordnung zu wüthen anfing, — als Flüchtlinge aus Berghem die Nachricht von dem Anmarsche der Oesterreicher brachten. Dieser Schreckruf riß die Truppen gänzlich aus den Händen der Generale. Milius, in eben diesem Augenblicke von einer überlegenen feindlichen Abtheilung in der Seite angegriffen, ging ihr mit dem Bajonette zu Leibe, nahm ihr 2 Kanonen und einige Gefangene, und trieb sie auseinander. Dieser Vorfall gab seinem Erscheinen noch größern Nachdruck. Die Besatzung blieb zu nichts fähig, als zur Uebergabe.

Marasse hielt einen Kriegsrath. Einstimmig wurde beschlossen, Stadt und Citadelle gegen freien Abzug zu räumen. Milius gab das zu, und nahm am 28. von beiden Besitz. Er fand darin 100 Kanonen. — Koburg stand an diesem Tage noch zu Brüssel, seine Vorhut zu Hall. Eine Streifabtheilung unter dem Obersten Michalowich war in Dendermonde eingerückt. Die aus dem Luxemburgischen vormarschirenden Truppen besetzten

Dinast und Bouvigny. An allen diesen Orten wurden theils Vorräthe an Lebensmitteln, theils Kanonen und Gewehre erbeutet, und Gefangene gemacht. Die Nachricht von der Einnahme Antwerpens bewog den Herzog von Braunschweig, am 29. gegen Hoogstraten und Breda vorzurücken, diesen Platz sowohl als Gertrudenburg auffordern zu lassen, und dem Prinzen Koburg, der ihn nach Courtray wies, zu versprechen, am 9. April dort einzutreffen.

In Ath angelangt, hatte Dumouriez den Triumph, zu Folge eines Befehls des Convents Miranda verhaften zu dürfen. Einigen anderen Offizieren, die des Ungehorsams angeklagt waren, geschah dasselbe. Aber sein Geist war jetzt durch eine andere Erwartung beunruhigt, und erst die Ankunft des Obersten Mack im französischen Hauptquartiere machte diesen Tag zu einem der heitersten für Dumouriez, der nicht wußte, wie viel er zu derselben Zeit auf einem andern Punkte verlor. Mack kam, einer neuen Einladung zu Folge, die der französische Oberfeldherr an ihn hatte ergehen lassen. Diese Einladung war von einer geheimen Erklärung an den Prinzen Koburg begleitet, worin Dumouriez diesen einen freien Blick in seine Pläne für die Zukunft thun ließ. „Er sey bereit,“ dies theilte er mit, „allen Uebeln ein Ende zu machen, denen sein unglückliches Vaterland Preis gegeben sey. Er wolle den Convent aus einander jagen, die Verbrecher züchtigen, und einen constitutionellen König einsetzen.“

Diese Eröffnung traf Koburg in einem Augenblicke, da er eben, neuerdings über die Unbeweglichkeit Braunschweigs erzürnt, mit Zuziehung seiner Generale beschlossen hatte, keinen Schritt über Brüssel hinauszurücken, bevor

er nicht Verstärkung erhalten, oder Braunschweig sich mit ihm verbunden haben würde. Da der Prinz wohl nicht ganz genau von dem Zustande des französischen Heeres unterrichtet war, und Dumouriez ihm besonders in den letzten Tagen mit vieler Gewandtheit meist eine treffliche Haltung gezeigt hatte, so ist dieser Beschluß desselben begreiflich; denn das österreichische Heer bei Brüssel betrug, seiner vielen Entsendungen willen, nicht über 30,000 Mann, und hatte nur ungewisse und geringe Verstärkungen zu erwarten. Man nahm das französische der Zahl nach stärker an, und bedachte, daß eine Reihe fester Plätze in seinem Rücken ihm Zuversicht und neue Mittel geben würde. Dem Prinzen konnte daher auch die Gelegenheit zu weitern Verhandlungen nicht unwillkommen seyn.

Mack suchte den französischen Oberfeldherrn in Ath auf. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungsreden zog man sich in ein abgelegenes Zimmer zurück.

Valence, Thovenot, Chartres und der Oberst Montjoye folgten dahin. — Dumouriez erklärte in Gegenwart dieser Offiziere, daß er nichts wärmer wünsche, als die Auflösung des Convents, die Rettung der Königin und des Dauphins, und die Erhebung des Letztern zum constitutionellen König. Er sey bereit, diesen Wunsch ganz Frankreich kund zu geben, doch müsse ihn Koburg vor der Hand ruhig in der Stellung hinter der Dender stehen lassen, und späterhin, wenn es nothwendig werden sollte, auch unterstützen.

Mack, dem französischen Oberfeldherrn mißtrauend, entgegnete diesem Begehren: daß Koburg in keine Unterhandlung eingehen werde, so lange noch ein Franzose in den Niederlanden stehe. Die Vorbedingung jedes weitern Verständnisses sey also die Räumung der Nieder-

lande, und der von den Franzosen noch besetzten Festungen in Holland.

Nach einigen Wechselreden über die Kräfte, die man zum Angriff und zur Vertheidigung habe, ging Dumouriez diese schwere Vorbedingung ein. „Gut," sagte er, „die Niederlande waren von jeher die Beute einer Schlacht; ich lieferte deren zwei und verlor sie. Ich willige also in des Prinzen Begehren."

Nun erklärte Mack, daß Koburg nicht weiter als bis an die Gränze gehen, dort mit ruhigem Auge den Unternehmungen Dumouriez gegen Paris folgen, und sich nicht früher in Bewegung setzen werde, als bis dieser ihn zur Unterstützung herbeirufe. Zur Verbindung des kaiserlichen Hauptheeres mit den an der Maas stehenden Truppen werde jedoch, im Falle Dumouriez gegen Paris marschire, die Uebergabe eines festen Gränzplatzes auf französischem Boden nothwendig. Man kam überein, daß dies Condé seyn sollte, und verabredete außerdem, daß, im Falle des Nachrückens österreichischer Truppen zur Unterstützung des französischen Oberfeldherrn, alle übrigen im Bereiche dieser Truppen liegenden französischen Plätze zur Hälfte österreichische Besatzung einnehmen würden.

Dumouriez theilte zum Beschluß dem Obersten Mack mit, daß er für seine Person am 28. nach Tournay, Neuilly nach Mons, Ruault mit der Armee von Holland nach Courtray zu marschiren gedachten.

Die Bewegung nach Tournay geschah am bestimmten Tage.

Das französische Heer bezog an der Schelde die Lager von Antoing und Maulde. — Bis Braine le Comte folgte die Vorhut der Oesterreicher. Das erste Treffen

kam nach Hall, das zweite blieb in Brüssel. Die Unterstützungen gingen nach Enghien. — Am 29. rückten die österreichische Vorhut nach Mons, das erste Treffen nach Braine le Comte, das zweite nach Hall; Clerfait marschirte nach Ath.

In Tournay, in der Nacht vom 29. auf den 30., erhielt Dumouriez die Nachricht von dem Verluste von Antwerpen. Dieser Umstand beeinträchtigte sein Vertheidigungs-System nicht wenig, aber es blieb bei diesem Unfalle nicht; es entwickelten sich vielmehr größere Unfälle aus diesem einen. Kein Mann der Armee von Holland erschien dort, wo das Heer gesammelt werden sollte, nämlich zu Harlebeck. Die während des Angriffes auf Antwerpen schon im Marsche befindlichen Abtheilungen hatten auf die erste Nachricht die Flucht nach Brügges und Dünkirchen ergriffen. Der Rest mit Marasse fand die Straße nach Courtray nicht mehr frei, und zog sich hinter die Dender. Gent war schon am 29. durch die Streifabtheilung des Obersten Michalowich besetzt worden, der dabei viele Schiffe mit Vorräthen nahm, und Gefangene machte.

Courtray, einer der wichtigsten Punkte, war also für die vorausgesetzte Vertheidigungslinie verloren, und dadurch der linke Flügel entblößt. Ein anderer Unfall entblößte den rechten. Als die Division Neuilly zu Mons ankam, um auf der Höhe von Nimy, wie ihr befohlen war, Stellung zu nehmen, kündigte das Fußvolk dem General den Gehorsam auf, plünderte die Magazine, zerstreute sich, und lief nach Hause. Nur die Reiterei hielt aus. Dumouriez legte sie nach Condé. So sah sich Dumouriez von Tag zu Tag vertheidigungsloser, und dem Verhältnisse, dem er so sehr bemüht war auszuweichen, näher gerückt, nämlich, nicht an der Spitze eines Heeres,

nicht in der Verfassung freier Wahl, sondern gleichsam als Verlassener und Flüchtling die Verbindung mit den Oesterreichern zu suchen; nicht sie zu beschenken durch seinen Entschluß und Herr seines Willens vor ihnen aufzutreten, sondern ihres Schutzes bedürftig, sich damit beschenken zu lassen. Seine militärische Lage war auf das Höchste verschlimmert. Seine politische verlor eben jetzt den letzten Halt.

Am 29. verkündigt ihm ein Schreiben von sieben zu Lille versammelten Convents-Commissären, daß er angeklagt sey, und fordert ihn vor die Schranken. — Dumouriez entschuldigt sich mit seiner Unentbehrlichkeit zu Tournay, und ladet sie ein, dahin zu kommen. „Er wolle antworten," sagt er, „und wenn die Sache nicht sehr dringend sey, so würde er in einigen Tagen mehr Zeit für Geschäfte haben, die ihn allein angehen; übrigens würde er in keinem Falle Lille anders betreten, als umgeben von seinen Truppen, denn er habe die Feigen zu züchtigen, die ihre Fahne verließen, um jetzt die braven Vertheidiger des Vaterlandes mit Verläumdung zu besudeln." — Nach dieser Antwort hält er eine dritte Zusammenkunft mit Mack, worin er ihn von dem eben Geschehenen mit dem Bedeuten unterrichtet, er würde diese vermeintlichen Richter dem Prinzen Koburg überschicken, und ehestens an die Ausführung seines Umwälzungsplans gehen, für dessen Gelingen ihm der Geist des Heeres bürge. Noch fordert er als vorläufige Bedingung das Versprechen, daß keine fremde Macht unter keinem Vorwande, und zum Wenigsten die Ausgewanderten, sich in die innere Gestaltung Frankreichs mischen werden; er fügt den Wunsch bei, daß im Falle des Mißglückens er sowohl als jeder der ihm ergebenen

Generale, Offiziere und Soldaten in Oesterreich eine Zufluchtsstätte und den ihrem Range gebührenden Gehalt finden. Mack verspricht das Eine, und versichert auch das Zweite: „alle Franzosen würden nach abgelegtem Eid der Treue in Reichssold genommen werden.“ Dumouriez übergibt ihm nun für die Befehlshaber von Breda und Gertrudenburg den Befehl, diese Punkte gegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck an die Verbündeten zu übergeben, bricht am 30. Morgens mit den um Antoing liegenden Truppen nach Mortagne auf, geht da über die Schelde, und bezieht zwischen ihr und der Scarpe das Lager von Bruille, das er mit jenem von Maulde durch drei Brücken verbinden läßt.

Miaczinsky mit 4000 Mann wird zur Verbindung mit Lille nach Orchies geschickt, und in St. Amand das Hauptquartier genommen.

Nun stand das französische Heer auf französischem Boden. Das österreichische bezog Standquartiere zwischen Mons und Tournay.

Nach Mons verlegte Koburg sein Hauptquartier; Tournay war am 31. durch Clerfait besetzt worden. Latour erhielt Befehl, alle aus dem Luxemburgischen und Trier'schen an die Maas gerückten Truppen zurückzuschicken, mit den seinigen aber zwischen Namur und Mons sich aufzustellen und fortwährend an die Grenze streifen zu lassen.

Hohenlohe mußte die Vertheidigung der Strecke zwischen der Maas und Mosel mit Einschluß Namurs, das man in wehrhaften Stand setzte, über sich nehmen.

Am äußersten rechten Flügel hatte Oberst Michalowich am 31. in Brügges 12 Stück Feldgeschütz, dann 13 Schiffe mit 70 Kanonen und ansehnliche Vorräthe aller Art auf-

gegriffen. Er wandte sich nach Courtray. — Furnes, Ostende, Niesport, Ypern wurden von österreichischen Parteien des Oberst Milius besetzt. Die Vorposten desselben bewachten die vorliegende Grenze. — Die Strecke zwischen der Lys und Schelde ward dem Obersten Michalowich, die von der Schelde bis Fontaine l'Eveque an der Swalme dem Oberst-Lieutenant Fürsten Carl von Schwarzenberg übergeben, dort aber begannen die Posten Latours.

Die Preußen, seit 1. April zu Antwerpen, erhielten von dem Prinzen Koburg Befehl, den Marsch über Gent gegen Brügges und Courtray fortzusetzen. Den Engländern und Holländern ward gerathen, sich bei Antwerpen, Lier und Mecheln zu sammeln. — Breda und Gertrudenburg ging am 3. April über, und gleich darauf setzten sich die Preußen, der oben angeführten Weisung nach, in Marsch. Der General-Lieutenant Knobelsdorf führte sie; denn Braunschweig, zu stolz, unter Koburg zu stehen, ward krank, und verließ das Heer.

Die Verbündeten feierten durch Feste aller Art die Wiedereroberung der Niederlande. Bei Todesstrafe ward dem Heer verboten, die französische Grenze zu überschreiten. Koburg und seine Vertrauten harrten mit gespannter Erwartung des ersten öffentlichen Schrittes, den Dumouriez zur Ausführung seines Planes thun würde. Dieser mußte nun an das Schwerste und Entscheidende; er mußte die Truppen zur offenbaren Erklärung für ihn und seine Sache bringen. Es versteht sich, daß sie seit Längerem auf das Thätigste bearbeitet wurden. Besonders seit dem Tage von Neerwinden kam Dumouriez kaum mehr aus den Zelten und von den Lagerplätzen der Linien-Bataillone, oder von der äußersten Spitze seiner Nachhut. Er sprach mit dem gemeinen Manne wie mit

den Offizieren; er klagte über die erlittenen Unfälle, und ließ errathen, daß Niemand hievon die Schuld trage, als der gegen alle brave Vaterlands-Vertheidiger feindlich gesinnte Convent.

Er schien unter der Last des Undanks und der Parteiwuth zu erliegen, und dennoch nur das Vaterland und das Heer zu bedauern. — Bei der überaus schnellen Beförderung zu höheren Graden, welche damals Leute, die kaum einige Monate dienten, an die Spitze von Brigaden und Divisionen setzte, gewann der Oberfeldherr leicht alle Ehrgeizigen, indem er sie hoffen ließ, durch ihn einen schnellen Weg zu Ruhm und Glück zu machen.

Mit Gewandtheit wurden alle jacobinischen Blätter und sonstige Schriften, welche die Ehre des Heeres im Ganzen oder die einzelnen Glieder desselben angriffen, im Lager verbreitet. Alle diese Hülfen hatten in Kurzem die Stimmung hervorgebracht, welche Dumouriez wünschte. Die Reiterei, die Linientruppen, die Artillerie schienen gewonnen und die einigen Nationalbataillons, über deren Meinung man noch nicht klar war, nicht mehr zu fürchten. Manche Regimenter waren schon so weit gegangen, daß sie sich durch Aeußerungen gegen die Regierung vergingen, und kaum mehr zurückkonnten. Die unter dem nöthigen Aufputze dem Heere mitgetheilte Nachricht, daß man den Oberfeldherrn vor Gericht fordere, und ihm das Urtheil sprechen werde, sollte als Hauptprobe über die Stimmung der Truppen dienen, und wirklich lief auch diese nach Wunsch ab, denn die meisten Regimenter erklärten ohne Rückhalt, sie würden ihren General gegen alle Verläumder und Uebelwollende vertheidigen; sie würden ihn selbst nach Paris bringen; sein Schicksal sey das ihre.

Schwieriger waren die höheren Offiziere zu gewinnen, diejenigen, welche schon auf Plätzen standen, wo sie Dumouriez entbehren zu können glaubten und selbst auf die Führung von Heeren Anspruch machten. — Bei diesen schlugen die gewöhnlichen Mittel, sie zu schriftlichen Klagen, Bitten und Erklärungen zu verleiten, die an sich schon Hochverrath und Ketten werden konnten, nicht mehr an. Mit Miranda war das Haupthinderniß weggeräumt. Dampière, der fortwährend Briefwechsel mit den Häuptern der Jacobinerpartei unterhielt, mußte geduldet werden. Dumouriez hoffte ihn bis zum entscheidenden Augenblicke einzuschläfern. Chancel, Rozières, Kermorvon, Moreton, Stettenhofen und andere untergeordnete Generale, deren Gesinnungen ausgesprochen für die Republik waren, schienen ihm wenig bedeutend, um gefährlich zu seyn, und konnten zur Zeit, wenn es galt, entfernt werden.

Eingeweiht in den ganzen Plan des Obergenerals waren Valence, Chartres, Thovenot und die Obersten Montjoye, Nordmann und Devaux. Bis in den Tod ergeben glaubte er sich Neuilly, Ruault, Berneron und den Polen Miaczinsky. Für seine Sache entschieden hoffte er: Leveneur, Ferrand, Lamarlière, Bouille.

Einer großen Zahl von Offizieren aller Grade glaubte er sich durch Wohlthaten versichert zu haben. Das Heer schien sein, und das Gelingen sicher.

Von einem Mann, der solch Ungeheures unternimmt, als den offenen Kampf gegen die in seinem Vaterlande bestehende Regierung, darf man billig fordern, daß er die Menschen besser kenne, als Dumouriez. Die größte Zahl derselben hängt am Besitz; den Besitz verbürgt nur das Gesetz; jede Auflehnung gegen dieses macht ihn unsicher, und Hunderttausende opfern schon allein deßwegen

ihre Wünsche für Vaterland und Menschheit mit feiger Klugheit auf, sobald der Augenblick des Handelns da ist. Andere — und ihre Zahl ist die größte — sind nicht auf der Höhe, um für eine Idee Leben und Habe daran zu setzen, und wer sie besser bezahlt, hat sie. Noch Andere schreckt das Schaffot und ein geheimes Gefühl des Unrechtes, denn alles Bestehende dünkt ihnen ein von Gott Eingesetztes. Nicht Ueberzeugung, nicht Vortheil, nicht Begeisterung, nicht persönliche Neigung oder Dankbarkeit erlauben auf ein Heer zu zählen, sobald man es, wenn auch nur scheinbar, gegen das Vaterland brauchen will. Man muß und kann es zur Empörung reißen, aber man führt es nicht dahin.

Dumouriez war außerdem über die Mittel nicht entschieden genug.

Er wollte Gewalt brauchen — und wollte nicht. Er vergaß, daß wenn er sein Vaterland wirklich zu retten glaubte durch seine Empörung, es jetzt schon zu spät war, die möglichen Opfer zu zählen. Halbe Maßregeln begraben deren jederzeit weit mehrere.

Es ist Verbrechen, ein solches Spiel nur halb zu spielen, es ist Unklugheit gegen einen Feind, der den Schein des Rechtes, der den Vortheil einer geregelten Staatsmaschine, der alle Mittel, die öffentliche Meinung zu kaufen oder zu überreden, für sich hat, und der, wenn er siegt, schonungslos hundert Guillotinen in Bewegung setzen, und von hundert ergebenen Tribunalen Todesurtheile sprechen lassen wird: es ist Unklugheit gegen einen solchen Feind, den schonungsvollen, den leicht verträglichen, den weichen Gegner zu spielen.

Der Geist der Truppen hatte sich zu Condé, zu Valenciennes und auch zu Lille sehr heftig ausgesprochen, und

die Convents=Commissäre, welche die Weigerung Dumouriez, nach Lille zu kommen, als Widerspenstigkeit ansahen, benützten solche Unruhen, um auf das Heer durch Strafe und Belohnung, durch Geldvertheilung oder Entziehung den möglichsten Einfluß zu nehmen. In allen Plätzen und Lagern verbreiteten sich alsogleich ihre Beauftragten, mit Päcken von Assignaten wohl versehen, und ein halb anerkanntes, halb verläugnetes Manifest erklärte schon am letzten Tage des Monats März den gesetzlichen Krieg gegen Dumouriez.

Dieser, von allem unterrichtet, benützte ein an demselben Tage geschehenes Ereigniß zum eigentlichen Bruche. War es Spiel und von ihm selbst eingeleitet, — oder verdiente es wirklich auf die Rechnung der Convents=Commissäre gesetzt zu werden, erlauben wir uns nicht zu entscheiden. Für jenes spricht der ganze Hergang und die Wahrscheinlichkeit, für dieses die Versicherung des Oberfeldherrn.*) — Gegen jenes möchte man den persönlichen Charakter dieses Mannes anführen; gegen dieses die Unnothwendigkeit, das Ueberflüssige einer solchen Maßregel in den Händen von Richtern, die ihn, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Titel seiner Mörder belegt zu werden, auf dem bequemen Wege des Gesetzes aus der Welt schaffen konnten.

Genug, am 1. März verlangen sechs Volontärs des dritten Bataillons von der Marne den Feldherrn zu sprechen. Dieser läßt sie kommen. Sie treten vor ihn mit militärischem Anstande und nehmen Gewehr bei Fuß. Die Hüte trugen sie verkehrt, so, daß die größere Stülpe vorwärts sah; darauf hatte jeder mit Kreide das

*) Mémoires II., 159.

Wort: „Republique" geschrieben. Der General scheint auf diesen sonderbaren Aufzug nicht Acht zu haben, und erlaubt, daß sie reden. Der Wortführer beginnt alsogleich zu erzählen: „wie er höre, daß der General das Vaterland verrathen wolle; daß er nicht daran glauben könne, daß aber der General kein Mittel habe, sich von diesem Verdachte zu reinigen, als vor die Schranken des Convents zu treten." Dumouriez läßt ihn bis zu Ende reden. Dann will er eine bestimmte Antwort vermeiden, macht einige Seitenfragen, und spricht in allgemeinen Ausdrücken. Diese Aeußerungen werden vielmal unterbrochen. Der Stolz der Freiheit wandelt sich in Ungebundenheit um. Die Soldaten kündigen ihm ohne Rückhalt an: „wenn er sich weigere, dem Befehle des Convents zu gehorchen, so sähen sie die Beschuldigung als erwiesen an, und Viele, worunter auch sie sich befänden, hätten sich für diesen Fall verschworen, ihn umzubringen." — Dumouriez antwortet auf dieses freimüthige Geständniß mit ruhigem Tone: „ihr Eifer führe sie zu weit und mache sie blind. Wenn ihnen wie ihm daran läge, das Vaterland bald möglichst glücklich und frei zu sehen, so müßten auch sie erkennen, daß man nichts Zweckmäßigeres thun könne, als das Ungeheuer der Anarchie zu stürzen. Dieses habe Frankreich in's Verderben gebracht, und die Republik werde sich unter einer solchen Regierung ohne Zügel, ohne Gerechtigkeit, ohne Gesetze nicht erhalten." — Dieser Versuch des Oberfeldherrn, die Meinung der Soldaten umzustimmen, mißlingt. Das Gespräch wird hitzig — sie umringen den General — sie bedrohen ihn — er scheint verloren, da springt einer seiner Diener, Baptiste, herbei, faßt den Vordersten, ruft die Wache — die sechs Soldaten werden entwaffnet; man dringt auf ihren Tod — Dumouriez begnadigt sie, sichert

sie vor der Wuth der Seinigen — und schickt sie bald darauf, da er keinen Ort hatte, sie zu bewahren, an Clerfait.

Jetzt kommen von allen Regimentern Zuschriften an den Oberfeldherrn. Sie erklären in den heftigsten Ausdrücken ihren Unwillen über diesen Mordversuch, versichern ihre Anhänglichkeit und Treue, und sprechen zum Theile den Wunsch aus, daß Dumouriez an ihrer Spitze nach Paris marschiren, einen König einsetzen und die Constitution vom Jahre 1789 triumphiren machen solle. — Diese Adressen, von Gemeinen und Offizieren aller Grade unterzeichnet, geben die Truppen nunmehr, so meinte er, gänzlich in seine Hände. — Nun geht Dumouriez an die Ausführung seines Planes, der auf zwei Grundfesten ruhen sollte, beide erst zu erwerben, und beider Erwerbung höchst zweifelhaft. Er mußte sich nämlich mehrerer Stützpunkte für seine militärischen Unternehmungen, wenn diese nothwendig werden sollten, versichern. Er beschloß die Wegnahme von drei festen Plätzen. Jetzt konnte man ihn noch als Verbrecher vor die Schranken fordern; hatte er drei feste Plätze im Besitz, so war er ein Feind, mit dem man zum Wenigsten unterhandeln mußte. — Um aber für seine Sache schnell in ganz Frankreich Anhänger zu erwerben, um ihr eine bestimmte Ansicht zu geben, um die feindlich gegen Frankreich stehenden Mächte für sich zu gewinnen, um endlich von sich den Vorwurf abzuwälzen, als habe seine Empörung den Tod der im Tempel eingekerkerten Glieder der königlichen Familie der Bourbons beschleunigt oder veranlaßt, ward der Plan entworfen, diese zu entführen und als Pfand und Palladium bei sich zu behalten. Dies war die zweite Grundlage des ganzen

Unternehmens. Die Art der Ausführung gränzt beinahe an das Abenteuerliche, und scheint die schwächste Seite im ganzen Entwurfe der Empörung zu seyn.

Sobald man sich nämlich dreier festen Plätze heimlich versichert haben würde, sollten die Obersten Montjoye und Nordmann, der Erste ein Adjutant Dumouriez, der Andere der Führer des Husaren-Regiments Bercheny, mit 300 Husaren unter dem Vorwande, die entwichenen Soldaten aufzufangen und zurückzutreiben, gleichsam als Streif-Abtheilung bis in den Wald von Bondy sich verlieren, dort sich verborgen halten, plötzlich mit der halben Mannschaft auf dem Boulevard du Temple erscheinen, die Wache überwältigen, die vier königlichen Personen zu Pferde mit sich nehmen, in eine im Walde bereit gehaltene Kutsche bringen, damit nach dem Pont St. Maxence jagen, — dort müßte die andere Hälfte der Truppen zur Aufnahme bereit seyn, und nun ginge der Zug zurück nach den Niederlanden.

Die Schwierigkeit, die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens dieser Entführung schwebte dem Oberfeldherrn vor und machte ihn schwankend und unentschieden.

Er fühlte die Nothwendigkeit einer Verschwörung zu Paris, aber er hatte nicht den Muth, sie einzuleiten; die mißlungenen Versuche der Ausgewanderten schreckten ihn. Noch hoffte er durch bedeutende Geiseln das Leben jener Glieder des königlichen Hauses zu sichern. Diese Geiseln meinte er in den drei Plätzen zu finden, die er sich anzueignen gedachte, nämlich in Lille, in Valenciennes, in Tournay.

Er erließ in der Nacht zum 1. April an Miaczinsky, der sich zu Orchies befand, den Auftrag, alsogleich nach Lille aufzubrechen, in die Stadt zu dringen, die Com-

missäre des Convents und die bedeutendsten Klubbisten in Verhaft zu nehmen, dann nach Douay zu marschiren, daraus den General Moreton zu verjagen, dort, so wie zu Lille, das Verlangen des ganzen Heeres nach einer Constitution bekannt zu machen, und sich endlich über Cambray nach Peronne zu begeben, wo er Stellung nehmen solle.

An General Ferrand, der den Befehl in Valenciennes führte, erging die Weisung, das Verlangen des Heeres auch dort kund zu geben, und sich der Convents-Commissäre, welche sich in diesem Platze befanden, zu versichern. Hiezu ward ihm der Groß-Profoß der Armee, Ecuyer genannt, gesendet, der sich von Dumouriez als eine Gnade das Geschäft der Verhaftnehmung dieser Commissäre erbat. Dumouriez, auf den Geist seiner ihn umgebenden Truppe vertrauend, war der Meinung, daß in allen diesen Plätzen die gewaffnete Macht ohne Bedenken für ihn sey. In diesem Glauben handelte auch der feurige Miaczinsky. Vorsicht schien ihm Mangel an Eifer. Er sprach von seinem Auftrage, kaum daß er ihn erhielt, zu aller Welt.

Es schien ihm ganz natürlich, daß in seiner ganzen Division kein Mann sich weigere, die bestehende Regierung zu verrathen. Es schien ihm aber unmöglich, daß auch nur ein Einziger zum Verräther an dem Manne werden könne, der eine neue einsetzen wollte. Das ist die Blindheit des unbedachten Eifers! — Unter den Offizieren, die Miaczinsky in sein engstes Vertrauen zog, war auch jener bekannte Mulatte St. George, Oberst eines Husaren-Regiments. Dieser verrieth ihn, und trieb die Verstellung so weit, daß er den General sogar überredete, mit ihm und einem geringen Gefolge nach Lille vorauszueilen. Kaum hatten sie die Stadt betreten, als St. George der Wache am Thor ein Zeichen gab; das Thor wurde ge-

schlossen, Miaczinsky umringt und mit all' den Seinen gefangen. Man brachte ihn bald darauf nach Paris, wo er auf dem Schaffot das Leben endigte. Die Division, welche dem General auf dem Fuße folgte, sah sich abgewiesen, bedroht vor den Thoren; sie lagerte sich auf dem Glacis der Festung, und sandte einen Eilboten an Dumouriez.

Dieser, nicht wenig überrascht durch solche unerwartete Botschaft, übertrug den Befehl dieser Division einem seiner vertrautesten Offiziere, dem Obersten Philipp de Vaux. Er sollte die Truppen nach Douay oder zurück nach Orchies führen. De Vaux war ein Niederländer, vormals in kaiserlichen Diensten, die er aber während der Unruhen in seinem Vaterlande, wobei er Volkspartei nahm, aufgab; ein Mann nicht ohne Geist und Gemüth, in Dumouriez seinen Wohlthäter und Freund verehrend, von diesem wieder als ein Offizier, der die Anlagen hatte, einstens ein Heer ruhmvoll zu befehligen, geachtet; aber zu stolz, um die Menschen kennen zu lernen, zu furchtlos, um Hinterhalte zu befürchten, zu unerfahren, um denjenigen, die er für besser hielt, Gemeines oder Schlechtes zuzutrauen.

Mit solchem Charakter mußte auch dieser ein Opfer der Hinterlist werden, sobald sich ein Verräther fand. Dies geschah. Einer der ihn begleitenden Offiziere verrieth ihn — de Vaux fiel in Feindes Hand, und theilte unerschrocken, wie er gelebt hatte, bald darauf Miaczinsky's Schicksal.

So scheiterte die Unternehmung auf Lille, und als Folge hievon unterblieb jene auf Douay. Der dritte Punkt war Valenciennes. Hier schien die Lage günstiger für Dumouriez, denn er rechnete den Befehlshaber in diesem Platze, den General Ferrand,

den er zu seinem dermaligen Range emporgehoben hatte, von dem er also Dankbarkeit erwartete, zu den Anhängern seiner Sache. — Wie schmerzlich war das Erstaunen des Oberfeldherrn, als er sich auch hier getäuscht sah. Der Großprofoß Ecuyer, der sich seither so eifrig im Dienste Dumouriez erwiesen hatte, war kaum zu Valenciennes angelangt, als er mit den Convents-Commissären, in deren Vertrauen er seit Langem stand, sich vereinigte, um den General Ferrand durch Ueberredung oder Gewalt von Dumouriez abzuwenden, — es bedurfte hiezu nur der ersteren. Der gemeinschaftlichen Mühe dieser Männer gelang es bald, den Geist der Besatzung und auch jenen der Truppen umzustimmen, welche Dumouriez dahin in Marsch gesetzt hatte.

Schon am 2. April war Dumouriez in der vollen Kenntniß dieser Unfälle. Schnell mußte ihnen abgeholfen werden, denn das Heer lag an Verpflegung auf. Dumouriez stand in der Wahl, sich eines festen Platzes bemächtigen zu müssen, um sie zu decken, oder seine Truppen zu den Oesterreichern hinüberzuführen. Der letzte Entschluß war bei der damaligen geringen Vorbereitung noch ein verzweifelter, der erste dagegen schon völlig unausführbar, denn wie sollte man ohne Belagerungsgeschütz (dieses hatte man unglücklicherweise während des Rückzugs nach Lille gesendet) einen Angriff ausführen? Aber eine Belagerung war aus anderer Rücksicht unräthlich. Dumouriez durfte seine Soldaten nicht zur Besinnung kommen lassen; überlegten sie einmal, so gewannen Zweifel und Umtriebe Wurzel, und er war verloren.

Thovenot hatte ihm am 30. März gerathen, sein Hauptquartier nach Condé zu verlegen. Dumouriez verwarf jedoch diesen Vorschlag, und hatte wenige Tage darauf

Grund, seine Weigerung zu beklagen. Jetzt, wo Valenciennes, Lille, Douay nicht gewonnen waren, nicht gewonnen werden konnten, kam Condé als der nächste Platz an die Reihe. Hätte Dumouriez sich darin befunden, so war wahrscheinlich, daß seine Gegenwart zugereicht haben würde, diese Festung sich als Waffenplatz zu erhalten.

Statt seiner hatten sich Abgeordnete des Convents dahin begeben, denen es durch Umlaufschreiben, Versprechungen, Drohungen, Assignaten und Jacobiner in Kurzem gelang, das 6. Linien-Regiment und eine Compagnie der Nationalgarde von Versailles dergestalt gegen ihren Ober-Feldherrn aufzuregen, daß Neuilly, der den Befehl in der Festung führte, nicht mehr Herr derselben war, und Dumouriez jetzt nicht ohne Lebensgefahr sich in den Platz wagen konnte; also auch dieser ging für ihn verloren.

So war jeder Versuch, sich durch feste Plätze militärisch und politisch zu begründen, gescheitert.

Alle Hoffnung ruhte nur noch auf den im Lager zu Maulde versammelten Truppen. Um seine Lage auf das Schlimmste zu bringen, mußte Dumouriez gerade jetzt (1. April) die Erfahrung machen, wie unklug es ist, auf Dankbarkeit zu bauen.

Leveneur, dem Range nach einer seiner höchsten Generale, reichte das Gesuch um Entlassung ein. Dumouriez hatte im vorigen Jahre das Henkerbeil aufgehalten, das schon gezückt war, diesen Mann zu treffen; er hatte ihm die Anstellung, die er seither bekleidete, verschafft; jetzt trachtete Leveneur, zeitig genug in Paris zu seyn, um entweder Dumouriez Nachfolger im Oberbefehle, oder dessen Gegner zu werden. Dieser errieth seine Wünsche,

und gab ihm die Entlassung. — Ein anderer General, Stettenhofer, den Dumouriez aus nichts emporgehoben hatte, that dasselbe Ansuchen; auch er erhielt die Entlassung. — Diese Generale traten zum wenigsten ab, und ihre Wirkung auf die Truppen war dadurch gelähmt. Dampière aber, der mit seiner Division in le Quesnoy stand, Chancel, der zu Fresnes, nahe bei Condé, lagerte, Rozières und Kermorvon, welche die Belgier im Lager von Bruille anführten, unterhandelten früher geheim, jetzt aber offen mit den Convents-Commissären, und ihr Abfall von Dumouriez mußte um so mehr entscheidenden Einfluß auf die Truppen haben, als sie fortwährend als Freunde desselben gegolten hatten.

Nun aber bequemten sich die zu Lille befindlichen Convents-Commissäre zu einem Entschlusse, der von der Ausbreitung ihres schon gewonnenen Einflusses den sichersten Beweis gab, der aber dennoch Dumouriez Lage plötzlich eine günstige Wendung bereiten konnte. Am 2. April, des Morgens, erhielt der Oberfeldherr von einem Capitän, der zwischen Lille und Douay aufgestellt war, um von Paris kommende oder dahin gehende Couriere aufzufangen, die Meldung, der Kriegsminister Beurnonville sey nach Lille gegangen und habe sich geäußert: er eile, seinen Freund Dumouriez zu besuchen.

Wirklich hatte der Kriegsminister diese Absicht, denn er hatte den Befehl des Convents, sich des Oberfeldherrn zu versichern, in der Tasche. Die Commissäre Camus, Lamarque, Bancal und Quinette waren bestimmt, ihn zu begleiten.

Zwischen Beurnonville und Dumouriez bestanden seit langer Zeit sehr freundschaftliche Verhältnisse. Offenbar hatte Jener dem unangenehmen Geschäfte dieser Reise sich

nur darum selbst unterzogen, um seinen Freund wo möglich zu retten. Obwohl schon zu viel geschehen war, um ihn schuldlos erscheinen zu machen, so hoffte Beurnonville, ihn noch zu rechter Zeit aufzuhalten, um ihm das Leben in stiller Zurückgezogenheit zu sichern.

Diese Probe der Festigkeit seines Vorhabens war allerdings für Dumouriez die schwerste. Sie wurde es jetzt um so mehr, da sein Spiel bereits sehr schlimm stand, ja zum Vornhinein verloren schien. Dumouriez befand sich während des Tages in einem Zustande großer Spannung. Er errieth seines Freundes Absicht, aber er bedachte, was der Minister schon erfahren haben konnte, was man jenem zu Lille erzählen, was man von diesem fordern würde.

Um 4 Uhr Nachmittags kam ein Courier — bald darauf ein zweiter. Beide, von Dumouriez mit Angst und Sehnsucht erwartet, verkündigten des Ministers Kommen; der zweite setzte die noch unbekannte Nachricht bei, daß ihn die Convents-Commissäre begleiten. Auf den Gesichtern dieser Offiziere fand das Geschäft derselben seine Verkündigung; sie traten scheu, verstört vor den General hin, dessen Befehle sie seither gewöhnt waren in Schlacht und Tod zu folgen, und der ihnen nun als Verräther geschildert worden war.

Den Offizieren aus Dumouriez Umgebung erklärten sie frei: „der Oberfeldherr sey verloren, man wolle ihn mit Gewalt nach Paris führen, aber er werde nicht einmal bis dahin kommen, nicht einmal durch die Hand des Gerichtes fallen, denn überall wüthe das Volk gegen ihn, und Mörder warteten seiner zu ganzen Haufen zwischen Lille und Paris."

Noch geben die beiden Offiziere ihren Kameraden diese traurige Mittheilung — so geht die Thüre auf — Beur-

nonville mit den vier Commissären tritt ein. — Alles verstummt unter dem Drange von Erwartung und Empfindung. — Der Minister umarmt wortlos den Obergeneral — wendet sich dann und sagt, indem er auf die Commissäre deutet: „Diese Herren, Bürger, bringen Euch ein Decret des Convents.“ Keiner dieser Commissäre spricht ein Wort: — ihre Haltung, ihre Miene lassen den Inhalt des Decrets errathen. Die Augen aller Offiziere, die das Zimmer füllen, heften sich mit Verachtung auf sie; die bekämpfte Wuth ist bei den meisten kaum zurückzuhalten. Ein Blick des Oberfeldherrn gebietet Mäßigung; dann tritt er, um das Gespräch anzuknüpfen, mit heiterer Ruhe ein paar Schritte den Commissären entgegen. Camus nimmt das Wort; er bittet den General mit unsicherer Stimme, sie und den Minister in ein Nebenzimmer zu begleiten, um dort den Inhalt des Decrets zu vernehmen. — Dumouriez antwortet: „seine Handlungen seyen immer offen gewesen; ein Befehl, von 900 Personen gegeben, könne eben so wenig ein Geheimniß seyn; er wünsche daher, daß seine Waffengefährten Zeugen von dem seyen, was in dieser Stunde vorgehe.“ Da aber auch Beurnonville das Verlangen des Commissärs theilt, so weicht Dumouriez demselben. Der Minister, der Oberfeldherr, die Commissäre treten in das nächste Zimmer. Der letzte derselben ist im Begriff, die Thüre zu schließen; Valence nimmt sie ihm aus der Hand, folgt in das Zimmer und läßt sie weit hinter sich geöffnet; die Offiziere erklären einstimmig, daß sie nicht geschlossen werden dürfe. — Nun überreicht Camus dem Oberfeldherrn das Decret des Convents.

Dieser liest es mit erzwungener Kälte durch, und gibt es dem Commissär mit der Aeußerung zurück: „er nehme

sich zwar nicht heraus, die Entscheidung des National-Convents zu tadeln, aber er halte sie nicht für zeitgemäß; das Heer sey unzufrieden, halb aufgelöst, es werde sich ganz auflösen, sollte er in diesem Augenblicke den Oberbefehl niederlegen. Klugheit rathe, die Ausführung des Decrets so lange zu verschieben, bis das Heer wieder geordnet sey; dann wolle er Rechenschaft von seinem Benehmen geben, dann würde man auch urtheilen können, ob die Umstände noch verlangen oder erlauben, daß er sich nach Paris begebe. Er sehe übrigens aus dem Decrete, daß die Commissäre Vollmacht hätten, im Falle er dem Convente Gehorsam versage, ihn seines Amtes zu entsetzen, und ihm einen Nachfolger zu ernennen. Ein Auftrag so gefährlicher und strenger Natur setze voraus, daß der Convent eben so wohl auf die Klugheit als auf die Festigkeit seiner Commissäre baue."

„Er verweigere nicht geradezu Gehorsam, er begehre nur Aufschub. Sie befänden sich jetzt an Ort und Stelle, und würden urtheilen, was zu thun, und ob seine Entsetzung auszusprechen räthlich sey oder nicht. Er wolle ihnen übrigens ihren Dienst erleichtern, und begehre, was er so oft in diesen drei Monaten begehrt habe, seine Entlassung."

Auf diese halbe Aeußerung erklärte ihm Camus: „es läge außer ihrer Vollmacht, seine Entlassung anzunehmen." Er schloß mit der Frage: „und wenn Ihr sie gegeben hättet, was würdet Ihr dann thun?" — „Was ich eben für zweckmäßig fände," antwortete Dumouriez, „auf keinen Fall aber ginge ich nach Paris, um dort von der Tollheit entehrt und von einem Revolutions-Tribunal verurtheilt zu werden."

„Ihr erkennt also dieses Tribunal nicht an?"

„Ich erkenne es für ein Tribunal voll Blut und Verbrechen, und so lange ich ein Stück Eisen in meiner Hand halte, unterwerfe ich mich ihm nicht. Ja, ich erkläre Euch, stände in meiner Macht, es aufzuheben, es geschähe; denn dieses Tribunal ist die Schmach der freien Nation."

Diese Worte, mit Heftigkeit gesprochen und durch den lauten Beifall aller Offiziere begleitet, bewogen die Commissäre, die ihre Lage bedachten, einen nachgiebigen Ton anzustimmen.

Alle versicherten, Dumouriez habe nichts mit dem Revolutions-Tribunale zu schaffen; vor die Schranken des Convents sey er gerufen, dieser aber führe nichts Blutiges gegen ihn im Schilde; man achte, man liebe ihn; seine Gegenwart werde die Verläumder zu Schanden machen; seine Abwesenheit von dem Heere von kurzer Dauer seyn; sie, die Commissäre und der Kriegsminister, würden einstweilen im Lager bleiben.

Quinette trug sich sogar an, den Obergeneral zu begleiten; er wolle ihn decken mit seinem Körper, sagte er, er werde ihn unversehrt zurück bringen. Bancal forderte ihn bei seiner Liebe zum Vaterlande, bei allen Beispielen großer Römer und Griechen zum Gehorsam auf.

Dumouriez antwortete auf diese Versicherungen und Vorstellungen mit Offenheit und Schärfe.

„Man entwürdige die römische Republik," sagte er, „wenn man sie mit dem anarchischen Frankreich vergleiche, und Verbrechen unserer Tage durch die Tugenden jener Zeit rechtfertigen wolle. Er habe oft schon die Rolle des Decius gespielt, aber er werde jene des Curtius nicht spielen. — Alles beschränke sich darauf, daß man

seinen Kopf wolle, und er sey nicht gesonnen, ihn herzugeben."

„Marat herrsche im Convent; der Wille der Bessern aus dieser Versammlung werde ihn nicht vor diesem Ungeheuer und dessen Anhängern retten. Vermöchte er seinen Stolz so weit zu überwinden, vor solchen Richtern zu erscheinen, so würde sein Gleichmuth selbst seine Verdammung beschleunigen."

Die Commissäre hatten nun den Zweck dieser Unterredung erreicht, sie wußten, woran sie mit Dumouriez waren. Aber sie wußten nicht, wie sie dieses gefährliche Spiel beendigen sollten, und begannen die Unvorsichtigkeit, es unter so ungünstigen Verhältnissen für ihre persönliche Sicherheit unternommen zu haben, drückend zu fühlen. Der Kühnste unter ihnen, Camus, stellte dem Oberfeldherrn nochmals die einfache Frage: „ob er dem Decret gehorchen wolle oder nicht?" Dumouriez wiederholte seine früheren Antworten, machte die drohende Bitte an sie, nicht das Aeußerste herauszufordern, und rieth ihnen, nach Valenciennes zu gehen, von dort das Geschehene dem Convente zu berichten, und auf Aufschub der Ausführung des Decrets anzutragen.

Hätten sie diesem Rathe beigestimmt, so wäre Dumouriez (so sagt er in seinen Memoiren) unklug genug gewesen, sie gehen zu lassen. Denn es war ihm, Beurnonville's willen, unangenehm, Gewalt zu üben; auch mag ihn das Gefühl beängstigt haben, daß, was bis jetzt geschehen war, doch noch vergeben werden konnte; aber Gewalt, gegen die Bevollmächtigten des Convents geübt, brach alle Bande, konnte nicht mehr verziehen werden, brachte das Schaffot, wenn es den Sieg nicht brachte.

„Denkt," rief Bancal aus, „daß Euer Ungehorsam die Republik stürzen wird." — „Die Republik hängt nicht

an einem Manne," antwortete der General. „Hat nicht Cambon so auf eurer Tribune, von lautem Beifall belohnt, gesprochen? Ich erkläre übrigens, uns gebührt der Name Republikaner nicht! Frankreich ist keine Republik; es liegt dies Reich in völliger Anarchie. Ich kann nicht die Absicht haben, den Ausspruch eines Richters zu vermeiden. Mein Ehrenwort gebe ich — und Soldaten pflegen dies zu halten — daß ich mich auf das Genaueste rechtfertigen werde, sobald wir eine Regierung und Gesetze haben. Ich werde dann selbst Untersuchung verlangen, ich werde mich dem Richterspruche unterwerfen; dies jetzt zu thun wäre Tollheit."

Nun begehrten die Commissäre eine Stunde Zeit zur Ueberlegung, und verschloßen sich in ein abgesondertes Zimmer; Dumouriez aber trat mit Beurnonville und Valence unter seine Offiziere.

Mehrmals hatte Dumouriez den Minister während dieser Unterredung, die an zwei Stunden dauerte, gefragt: „was würdet Ihr an meiner Stelle thun?" und jederzeit hatte dieser nur die eine Antwort auf diese Frage gehabt: „Ich habe keinen Rath Euch zu geben, Bürger: Ihr wißt, was Ihr zu thun habt." — Dumouriez, gekränkt durch diese ausweichende Antwort bei einer Gelegenheit, wo er des Freundes Verwendung, wenn er sie auch nicht benützen wollte, noch bedurfte, doch erwartete, — Dumouriez, viel getäuscht in diesen Tagen, warf auch Beurnonville in die Classe derer, die jede Empfindung ihrem Amte abbitten und, Knechte der Verhältnisse, diesen selbst ihre Ueberzeugung zum Opfer bringen. In diesem Augenblicke war Beurnonville's Schicksal bei Dumouriez beschlossen. Aber noch sagte er: „bleibt bei mir und führt die Vorhut wieder, die Ihr einst geführt." —

„Nein," antwortete der Minister, „ich weiß, daß ich fallen werde, aber ich will auf meinem Posten fallen. Die Lage, in der ich jetzt Euch finde, zerreißt mein Herz. Ich sehe Euch entschlossen, das Letzte, Verzweifelte zu wagen. Laßt mich das Schicksal der Commissäre theilen." — „Das sollt Ihr," antwortete Dumouriez, „und ich glaube, ich leiste Euch und ihnen einen Dienst damit." Nach diesen Worten wandte er sich zu seinen Offizieren, die ihm die Versicherung gaben, sie würden gegen ihn selbst Gewalt gebraucht haben, hätte er beigestimmt, nach Paris zu gehen.

Alle Leidenschaften waren rege in dieser Versammlung, und Alles harrte mit Unmuth der Commissäre. Die Straße, gedrängt voll, ertönte von den Ausbrüchen von Liebe, Haß und Wuth. Das Regiment Berchenv Husaren stand vor dem Hause aufmarschirt. Dem Obersten Nordmann ließ Dumouriez die Worte sagen: „er solle 30 Mann mit einem Offizier bereit halten, um auf den ersten Wink zu thun, was ihm befohlen würde."

Eine Stunde war vergangen, da traten die Commissäre wieder in den Saal. Man schließt in unruhiger Ordnung einen Halbkreis um den Oberfeldherrn, darauf schweigt alles. Camus, mit einem Tone, in den er das Gewicht seines Amtes zu legen strebt, fragt: „Bürger-General! wollt Ihr gehorchen den Befehlen des Convents und Euch nach Paris verfügen?"

„Nein, jetzt nicht."

„Nun denn, so erkläre ich Euch entsetzt Eures Amtes. Ihr seyd nicht mehr General; ich befehle, daß Niemand Euch gehorche, daß man sich Eurer bemächtige. Ich gehe, das Siegel auf Eure Papiere zu legen."

Staunen hielt jede Zunge gefesselt. Endlich begann ein Murren der Verachtung, das schnell errathen ließ, der Schlag sey verfehlt und Niemand zittere vor dem Popanz des Gesetzes.

„Nennt mir die Namen dieser Leute hier," sagte Camus halb aufgebracht, halb verlegen.

„Sie werden selber sich Euch nennen."

„Das währt zu lange. Laßt mir Eure Papiere geben."

Der Unmuth wächst und findet bereits drohende Stimmen.

Dumouriez weiset diese zur Stille. Dann ruft er einem seiner Offiziere auf deutsch die Worte zu: „laßt die Husaren kommen." Kaum ist dies geschehen, so treten die Husaren ein.

„Verhaftet diese Menschen," sagte der General, indem er auf die Commissäre deutete, „doch schonet ihrer; ich will, daß ihnen kein Leid geschehe. Auch diesen hier verhaftet! (er zeigte auf Beurnonville) doch mag er seinen Degen behalten." — „Dumouriez, Ihr stürzt die Republik!" rief Camus aus. — „Vielmehr Ihr, wahnsinniger Alter!" antwortete der Feldherr.

Sie wurden abgeführt, zunächst in ein Seitenzimmer, wo man Speise und Trank für sie bereit hielt, dann nach Tournay. Eine Schwadron Bercheny begleitete die Wagen. Ein Brief an Clerfait bat diesen, die Gefangenen zu bewahren; „sie seyen Geiseln für Verbrechen, die man sich in Paris erlauben dürfte."

Kaum war dieser Gewaltstreich geführt, so eilte Montjoye zu Mack, um die Mittel in Bewegung zu setzen, den Folgen davon zu begegnen.

Valence wurde nach Brüssel geschickt, um einem Minister-Congresse nahe zu seyn, der um diese Zeit zu

Antwerpen gehalten werden sollte; Dumouriez entwarf noch in der Nacht einen Tagsbefehl an die Truppen und einen Aufruf an die Nation, worin er die Vorgänge erzählte und die Gründe auseinander setzte, warum er sich der Commissäre und des Kriegsministers, den er der kleinlichen Absicht zeihte, ihn um des Oberbefehls wegen beneidet zu haben, bemächtigen mußte. Er schob die Ansicht vor, diese Herren seyen nicht sowohl Gefangene als Bürgen für das Betragen der Jacobiner, und er habe sie den Oesterreichern nur darum zusenden müssen, weil er zu ihrer sichern Verwahrung keinen geeigneten Ort gefunden hätte. Er beschuldigte den Convent, die Ursache aller Verbrechen und alles Unglücks, welche das Vaterland besudeln, zu seyn; er erklärte, nach Paris gehen, die Tyrannen strafen und dann in stiller Zurückgezogenheit des Glückes seiner Mitbürger sich freuen zu wollen. Sonderbar, daß er in diesem Aufrufe, den er nur gestützt auf die Verbündeten laut machen konnte, die Verbrecher, die er zu strafen eilen wollte, eben durch das Gold dieser Verbündeten bestochen und wissentlich am Untergange des Vaterlandes arbeitend erklärte.

Dumouriez konnte den Tag kaum mehr erwarten, um in das Lager zu eilen, und die dort versammelten Truppen, nun seine einzige Stütze, in ihrer Gesinnung zu befestigen und zu stärken.

Sie empfingen ihn mit lautem Lebehoch; nur einige National-Bataillone schwiegen, als er an der Lagerfronte hinabritt und zu jedem Regiment sprach. — Dann ging er nach St. Amand, wo das Artilleriecorps lag, und wurde auch hier mit Beifall angehört. Aber er war in Kenntniß, daß diese Truppe viel durch geheime Umtriebe selbst zweier ihrer höhern Offiziere bearbeitet worden sey.

Er blieb daher, um sie durch Vertrauen zu überwinden, die Nacht zum 4. April in diesem Orte.

Hier brachte ihm Montjoye Bericht: Koburg wolle selbst eine Zusammenkunft mit dem Obergeneral halten, der Erzherzog Karl und der Oberst Mack würde ihr beiwohnen. Der Ort sey: zwischen Condé und Boussy, die Zeit: um 4. Morgens.

Dumouriez besprach noch mit seinem Generalstab eine Bewegung, welche er am 5. mit dem ganzen Heere ausführen wollte, nämlich in die Stellung von Orchies zu rücken; dadurch hätte er Lille, Douai und Bouchain bedroht, und die Truppen aus der gefährlichen Nähe von Valenciennes und aus dem müßigen Lagerdienst, der den Umtrieben leichten Eingang verschaffte, gezogen. — Dann ritt er nach Condé; der Herzog von Chartres, die Obersten Thovenot und Montjoye, einige Offiziere und acht Husaren begleiteten ihn. Eine Bedeckung von 50 Pferden, die den Dienst bei ihm haben sollte, war zur rechten Stunde noch nicht da gewesen; Dumouriez zögerte deßhalb nicht und ließ nur einen Offizier zurück, um sie nachzuführen.

Eine halbe Stunde vor Condé sprengte ihm ein Adjutant des Generals Neuilly mit der Nachricht entgegen: „die Besatzung sey in Gährung; der General lasse ihn bitten, sich in diesem Augenblicke nicht zu zeigen, sondern erst abzuwarten, wie es sich entscheide." Der Oberfeldherr, der dennoch durch Condé will, schickt diesen Offizier mit der Weisung zurück, daß man ihm das 18. Reiter-Regiment entgegen führe; er werde es in Doumet erwarten. Noch während er mit diesem Offiziere spricht, sieht er drei National-Bataillone auf der Straße aus dem Walde gegen Fresnes heranrücken mit Gepäck

und Geschütz. Er wundert sich über diesen Marsch, den er sich nicht entsinnt angeordnet zu haben, und da er vom Pferde gestiegen war, so tritt er dieser Truppe entgegen und fragt, wohin sie gehe? „Nach Valenciennes," antwortete sie. Jetzt schöpft er Verdacht. Um jedoch keine Veranlassung zu geben, sagt er nur: „sie sey auf falschem Wege; dieser führe nach Condé, nicht nach Valenciennes."

Dann beugt er von der Straße ab und geht mit scheinbarer Ruhe gegen Doumet, in der Absicht, diesen Bataillonen alsogleich schriftlich den Befehl zuzuschicken, nach Bruille zurückzukehren; denn aus diesem Lager waren sie. Kaum hat er ein paar hundert Schritte gemacht, so vernimmt er ein gewaltiges Schreien und sieht die ganze Colonne, die sich wieder umgewandt hatte, im vollen Laufe auf ihn zukommen. „Halt an, halt an, Verräther!" sind die einzigen Worte, die er verstehen kann. Er springt auf's Pferd, aber er ist nicht weit vorwärts noch, so stößt er auf einen Wassergraben, sein Pferd bäumt sich und will nicht hinüber; er läßt es laufen und setzt zu Fuß über den Graben. Seine Begleitung thut dasselbe, so wie es geht. Jetzt fallen Schüsse in Menge. Zwei Husaren stürzen vom Pferde, zwei Diener des Oberfeldherrn deßgleichen. Sein Secretär Cantin wird vor dem Graben erreicht, und starb später unter der Guillotine. — Die National-Bataillone breiten sich aus, um die Flüchtlinge zu umringen. Dumouriez, ohne Pferd, ist in Gefahr, gefangen zu werden; sein Neffe, der Baron Schomberg, springt von dem seinigen und bietet es ihm dar. Dumouriez verweigert dieses, und nimmt dafür eines, was ein Diener des Herzogs von Chartres geritten hatte. Sie sprengen gegen Bruille. Schon abgeschnitten von diesem

Punkte theilen sich die Flüchtlinge. Die einen gelangen noch in das Lager von Maulde.

Dumouriez mit fünf andern folgt der Schelde, rettet sich auf einer Fähre unfern dem Dorfe Wichers über den Strom, und eilt zu Fuß durch Moräste nach einem kleinen Hause, das in geringer Entfernung steht. Als er es erreicht, schlagen die erschrockenen Bewohner das Thor zu. Er nennt sich, man öffnet ihm wieder und nimmt ihn freundlich auf.

Er ist auf kaiserlichem Boden, aber zu nahe an der Gränze, um sicher zu seyn. Er darf sich nur wenige Minuten Erholung gönnen, dann muß er weiter. Man hat kein Pferd ihm anzubieten (er und seine Leute mußten die ihrigen bei der Fähre zurücklassen), er setzt daher seinen Weg zu Fuß gegen Bury fort. Hier stößt er auf kaiserliche Posten, Dragoner von Latour, die ihn mit gebührender Achtung aufnehmen. Er schreibt an Mack, und nimmt jetzt einige Nahrung zu sich, nach der ihn sehr verlangte.

Zu seinem großen Troste kam ihm jetzt sein treuer Baptiste aus dem Lager von Maulde.*) Er war unter Jenen, die sich dahin gerettet hatten. Als er den

*) Dieser Diener Dumouriez wird durch den Einfluß, den er auf die damaligen Angelegenheiten nahm, zur geschichtlichen Person. Wir haben oben gesehen, daß ohne sein Erscheinen der General vielleicht unter den Händen der Volontäre gefallen wäre. Ein Jahr früher, während der Schlacht von Jemappes, war Baptiste es gewesen, der voll Begeisterung in einem Augenblicke der Gefahr sechs Bataillons, die geworfen waren, sammelte und gegen den Feind führte. Horace Vernet hat daher auch diesem Diener, „qui réclame une part dans la gloire de cette journée“ eine Stelle in seinem Gemälde der Schlacht von Jemappes gegeben.

General dort vermißte, kam er auf seine Spur zurück und rang sich auf's Neue muthig durch alle Gefahr; denn er wollte nicht von ihm lassen. Er brachte die Nachricht, „daß man im Lager nichts von dem eigenmächtigen Abmarsche jener 3 Bataillone, noch weniger von ihrem Vorsatze gewußt habe; daß alles in Aufruhr gerathen sey bei der Erzählung des Geschehenen, und Rache über die Mörder schreie. Diese wären durch die nachkommenden 50 Mann Bedeckung und durch andere Reiterei, die alsogleich aufbrach, verfolgt worden, und in der Richtung von Valenciennes geflohen; das gesammte Heer verlange den Feldherrn zu sehen und in seiner Mitte zu haben."

Dumouriez wollte alsogleich dahin, aber es war zu spät am Tage, und wahrscheinlich würden ihn die österreichischen Dragoner auch ohne höhere Weisung nicht frei gegeben haben. Abends kam Mack, der über diesen Vorfall freilich nicht wenig erstaunt seyn mußte. Dumouriez suchte der Meinung zu begegnen, als könne im ganzen französischen Heere die Stimmung sich so ungünstig gewendet haben; er versicherte, daß dieser versuchte Mord nur das Verbrechen Weniger sey, und die Linientruppen fester noch an ihren Feldherrn binden würde.

Sein Muth erreichte durch die Erzählung Baptiste's die frühere Zuversicht, und seine Entschlossenheit war jetzt auf den Punkt gebracht, auf welchem sie schon seit dem ersten Schritte, den er zur Ausführung seines Planes that, hätte stehen sollen.

Zwei andere Offiziere waren Baptiste aus dem Lager gefolgt. Sie wiederholten dessen Aussage, sie begehrten dringend Dumouriez Rückkunft; sie sagten, „die Truppen seyen bereit, für Dumouriez zu leben und zu sterben, aber es verbreite sich wirklich unter ihnen bereits die Sage,

das Vaterland sey an den Feind verrathen; seine schleu=nige Rückkunft könne allein diese Verläumdung zu Schan=den machen."

Dieser Umstand vermochte Dumouriez, dem Obersten Mack einen Aufruf Koburgs an die Franzosen vorzuschlagen, geeignet, die Gemüther zu be=ruhigen und eine Ansicht zu berichtigen, die, wenn sie unbeachtet blieb, verderblich werden konnte. Er entwarf mit Mack während der Nacht diesen Aufruf, und Mack übernahm, den Prinzen Koburg zur Unterzeichnung desselben zu bewegen. Der Inhalt sollte sich auf die Erklärung des französischen Oberfeldherrn an sein Vaterland, die am Morgen desselben Tages ausgegeben worden war, berufen und folgender seyn:

„Der Prinz finde in jener Erklärung die Gesinnungen und Grundsätze eines edeln Mannes, der wahrhaft sein Vaterland liebe, und der durch den Segen einer weisen und kräftigen Verfassung die Wunden heilen wolle, welche die Anarchie geschlagen. Der Prinz wisse, daß alle Sou=veräne mit seiner Ansicht übereinstimmen; er betrachte Dumouriez daher für seinen Verbündeten, und werde dessen wohlthätiges und großartiges Unternehmen mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen, unterstützen.

„Er erkläre demnach, daß er im Falle des Verlan=gens des französischen Oberfeldherrn einen Theil oder die ganze Kraft seines Heeres zu den französischen Truppen würde stoßen lassen, um gemeinschaftlich mit ihnen Frank=reich seinen König und die Verfassung, die es sich bereits gegeben, wieder zu bringen. Er erkläre, daß er nicht als Eroberer französischen Boden betreten, jeden Platz, den ihm die Kriegsverhältnisse in die Hände spielen sollten, nur als heiliges Pfand betrachten und augenblicklich räumen

werde, sobald die dann eingeführte Regierung oder Dumouriez dies begehren. Er erkläre endlich, daß er die schärfste Mannszucht halten, und Todesstrafe auf jede Verletzung derselben setzen werde."

Tags darauf sollte dieser Aufruf erscheinen.

Dies geschah auch, wie bestimmt war. Für die Unterstützung, welche Mack im Namen Koburgs zusagte, verpflichtete sich Dumouriez, die Festung Condé, sobald er Meister davon seyn würde, an die Oesterreicher zu übergeben.

Am 5. Morgens machte sich Dumouriez unter Bedeckung von 50 Dragonern von Latour nach seinem Lager bei Maulde auf, um sich an die Spitze der Truppe zu stellen. Er wurde mit Beifall empfangen, doch war es nicht mehr der Jubel, der ihm sonst entgegen schallte: einige Gesichter verkündeten Unentschlossenheit, düstere Zweifel; einige Haufen, wenn gleich wenig zahlreich, wagten zu murren. Im Ganzen durfte Dumouriez noch zufrieden seyn, und durch Schnelligkeit konnte er den Unzufriedenen Zeit nehmen, sich zu vermehren oder sich zu einem Ausbruche zu vereinigen. Nun eilt er nach St. Amand, um Anstalt zu machen, daß das Heer nach Orchies rücke.

Im Begriff, St. Amand zu betreten, kam ihm bestürzt einer seiner getreuen Offiziere mit der Nachricht entgegen: die Artillerie sey so eben ohne Befehl nach Valenciennes aufgebrochen. Gestern Abends habe sich plötzlich die Nachricht verbreitet, der Obergeneral, im Begriff, zum Feind überzugehen, sey in der Schelde umgekommen. Als auf diese Nachricht die gesammte Artillerie in Bewegung gerathen, hätten sich überall Schleichredner des Convents gezeigt, sie wären mit kühner Stirne hervorgetreten und hätten öffentlich den Oberfeldherrn als

Verräther des Vaterlandes angegeben. Die Artillerie habe darauf einen Ausschuß gewählt, ihn nach Valenciennes zu den Convents-Commissären, auf welche sich jene Redner beriefen, gesendet, und der Wahrheit nachfragen lassen. Nun seyen diese Abgesandten zurück; die ganze Truppe wäre bald darauf zusammengetreten, habe den Führern den Gehorsam aufgekündigt, angespannt und den Abmarsch begonnen.

Dumouriez, nur von 5 Schwadronen begleitet (2 von Bercheny, 1 Saxe Husaren, 50 Kürassieren und 1 Schwadron Bourbon Dragoner) konnte seinem ersten Einfalle nicht folgen, sich mit seiner Reiterei auf jene abtrünnige Truppe zu werfen. Sie war auch bereits abgezogen. Kassen, Gepäck und was zum Hauptquartier gehörte, hatte sie unberührt zurückgelassen. Dumouriez schickte dies alles nach Rumegies zwischen Maulde und Orchies, wo ein Theil seiner Vortruppen stand, und ging ohne Verzug selbst dahin. Kaum dort angekommen traf ihn neue Unglücksbotschaft.

Der Abfall des Corps der Artillerie, das als die vorzüglichste Truppe des Heeres in der Meinung aller Soldaten großes Gewicht hatte, war schnell und gleichzeitig in beiden Lagern bekannt worden. Allgemeines Entsetzen folgte. Die Unzufriedenheit erhielt jetzt Nahrung und wuchs, durch tausend Hülfen gepflegt, zu Riesen empor.

Einzelne Abtheilungen brachen auf und verließen das Heer. Selbst die Führer wagten nicht, diesen Abmarsch zu hindern. Die Unordnung warf alle Schranken um. Ein Theil der höheren Offiziere, ohnedies nur halb den constitutionellen Ansichten ergeben, ergriff die Gelegenheit, sich ganz derselben zu entziehen, und ganze Regimenter unter ihrer Leitung zogen nach Valenciennes.

Als auch Lamarlière, der das Vertrauen des Oberfeldherrn beinahe unumschränkt besaß und für den persönlichen Freund des Generals Valence gehalten wurde, die Maske abwarf und die Truppen aufrief, den Verräther zu verlassen, so wagte keiner derjenigen Offiziere, die noch an Dumouriez hingen, für ihn öffentlich zu sprechen. Die Klubbisten und Jacobiner hatten unumschränkt das Wort, und die lügenhaftesten Behauptungen und Schilderungen von den Absichten des Oberfeldherrn wurden auf tausend Orten des Lagers verkündigt. Jetzt war das Heer für Dumouriez verloren. Die noch haltenden Bataillone ließen ihm erklären, sie hätten für die Constitution von 1789 zu fechten geglaubt, aber mit den Oesterreichern und gegen ihre Waffenbrüder und Landsleute würden sie nie zu Felde ziehen.

Dumouriez konnte auf die Nachricht dieser Unfälle nichts mehr thun, als die Flucht ergreifen. Er that dies, ohne irgend Jemand aufzufordern, ihm zu folgen; denn nun betrachtete er sein Unternehmen als gänzlich gescheitert.

Die zwei Brüder Thovenot, der Herzog von Chartres, der Oberst Montjoye, der Oberstlieutenant Barrois und einige niedere Offiziere begleiteten ihn nach Tournay. Dort warf er sich in die Arme Clerfaits. Eine Stunde darauf kamen 50 Kürassiere, eine halbe Schwadron Saxe Husaren, das Regiment Berchény und einiges Fußvolk, im Ganzen etwa 700 Pferde und 800 Mann Infanterie, nach. Das waren die Reste seines Heeres.

Am 6. erschienen auch noch einige Generale zu Tournay, darunter Bouillé, der mit der Vorhut, abgesondert von den Lagern stehend, seine Truppe, die beste des Heeres, dem Oberfeldherrn zugeführt hätte, wenn er zur rechten

Zeit den Befehl hiezu erhalten haben würde. Auch Neuilly kam, der sich aus Condé flüchtete, dann die General-Majore de Bannes, Second und Dumas.

Einige Tage darauf Marasse, Ruault und Berneron von der Armee von Holland. Eine Schwadron Dragoner von Bourbon hieb die Hauptkasse, die etwa zwei Millionen baar enthielt, und von einem Bataillon Jäger nach Valenciennes abgeführt wurde, heraus, und war im Begriff, sie nach Tournay zu bringen, aber sie verlor diesen Schatz wieder an einige Bataillone, die ihr auf dem Wege begegneten.

So endete ein Unternehmen, das von dem damaligen ersten Feldherrn Frankreichs an der Spitze des Heeres begonnen wurde, auf erbärmliche Weise in wenigen Tagen. Die Ursachen, warum dies geschehen konnte, liegen theils in der Person des Oberfeldherrn, theils in dem Umstande, daß diese Unternehmung nicht auf die öffentliche Meinung in Frankreich gegründet war. Was Dumouriez betrifft, so beurtheilt er sich sehr richtig, wenn er in seinen Memoiren sagt: „daß er nicht die Anlagen und Eigenschaften eines Parteihauptes besaß.“

Aber er irrt, wenn er als einzige Ursache des Mißlingens seine Menschlichkeit, seine Gewissenhaftigkeit, seine Scheu vor Verbrechen angibt. Wer sich der großen Bestimmung unterzieht, das Schicksal eines Reiches zu wenden, und die Ueberzeugung trägt, daß diese Aenderung der einzige Weg zum Heil für Millionen sey, muß wie jenes begeisterte Mädchen Charlotte Corday ausrufen: „Wer sein Vaterland rettet, den kümmert der Preis dafür wenig.“ Uebrigens ist die Ansicht irrig, daß nur Treulosigkeit, Bestechung, Mord und Grausamkeit zu dem Ziele führen

konnten, das sich Dumouriez steckte; *) es ist irrig, daß die Verbrechen der Jacobiner nur durch größere Verbrechen besiegt, und diese herrschende Secte nur durch fremdes Schwert oder durch einen größern Verbrecher besiegt werden konnten. **)

Umsichtige Klugheit, weitausgreifende Vorbereitungen, Entschluß und Schnelligkeit im Augenblick des öffentlichen Vortretens, Offenheit, und vor allem eine entschiedene Abfindung mit seinen eigenen Wünschen, und nöthigenfalls mit seinem Leben, das waren die Bürgen des Gelingens. Man überwindet ein Volk nicht durch Verbrechen. Der schmähliche Untergang der erstgenannten Secte in Frankreich beweiset des Oberfeldherrn Irrthum. Sie fiel durch sich selbst, wie dies jeder unnatürlichen Gewalt, welchen Namen sie trage, und was sie immer zu ihrer Rechtfertigung vorweise, Ende ist. Man muß nicht Verderbtheit der Verderbtheit, nicht Treulosigkeit und Grausamkeit dem Laster und der Roheit entgegensetzen, sondern Tugend, Klugheit, schonungslose Strenge, und vor allem Entschlossenheit, denn ihr Gegensatz verbreitet eine Abspannung, die der Kraftlosigkeit gleicht, und die alle Klugheit der Entwürfe zu Schanden macht. So werden Revolutionen vorwärts gebracht. Die Geschichte liefert dafür hundertmal den Beweis.

Wenn Camus sagte: „Dumouriez ist eine schwache Seele; er steht nicht auf einer Höhe mit der Revolution,“ ***) so hat er allerdings zu viel gesagt, aber etwas Wahres liegt in diesen Worten. Man kann nicht leicht rich-

*) Mémoires Chap. 13.
**) Chap. 11.
***) Chap. 11.

tiger denken über seine Stellung, als Dumouriez, wenn er in einem Briefe an einen seiner Freunde schreibt: „Gut muß man seyn, doch vor allem gerecht. Die Urtheile der Menschen dürfen uns nicht beirren, noch unsere Handlungen Sclaven der Frage seyn: was wird man davon sagen? Gerade bei mächtigen Volksbewegungen, gerade bei Umwälzungen von Reichen muß dieser Grundsatz mit Festigkeit aufrecht gehalten werden; das ist der Augenblick, wo man alle seine Talente aufbieten muß, um sein Volk zu retten; seinen ganzen Geistesschwung, um ihm die Gefahr seiner Uebertreibungen deutlich darzuthun; seine ganze Kraft, um am Abgrund des Verbrechens anzuhalten und nicht hinunter zu stürzen." *) Aber man kann nicht leicht unrichtiger handeln, als Dumouriez. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen.

Dumouriez fühlte sein Gewissen nicht beunruhigt, während zwei Monaten den Krieg auf's Thätigste zu führen, und Tausende von Leben für eine Sache zu opfern, die er verdammte, und die zu bekämpfen er sich eben bereitete. Diese Opfer waren der Preis für die Vorbereitungszeit, deren er bedurfte. Nun aber, als der Augenblick gekommen war, fing er an, die Leben zu zählen, und wie ihn hinterher ein Grauen wegen der Mittel überkam, so verwarf er auch jetzt die Maßregeln, die allein seinem Unternehmen Gelingen verschaffen konnten, einem Unternehmen, das, nach seinem Glauben wenigstens, das sicherste Mittel war, Frankreich zur Ruhe zu bringen, und die ungeheure Zahl von Kraft und Leben zu sparen, die eine längere Dauer des Krieges verschlingen mußte.

*) Mémoires p. 239.

Der schnelle Wechsel der Anhänglichkeit des Heeres für Dumouriez, das wir von dem lauten Schwur, sein Leben zu schützen, zum Mordversuch, vom Verlangen, nach Paris zu marschiren, zur gänzlichen Empörung gegen die Befehle des Oberfeldherrn überspringen sehen, ist sehr begreiflich.

Einmal that Dumouriez beinahe gar nichts, um diese Anhänglichkeit zu erhalten, und seine Gegner thaten desto mehr; — zweitens vereinigte er sich mit seinen Gegnern und handelte als sein eigener Feind, indem er Abtheilungen, deren Geist er als entschieden für die Ansichten der Jacobiner kannte, bewaffnet, und in Gemeinschaft mit den übrigen Truppen ließ, diese Truppen nicht in ein Lager zusammenzog, sie nicht beschäftigte, sondern ihnen ein müßiges Leben gönnte, was in solchen Fällen, wo nach gewonnener Stimmung nicht mehr gedacht werden soll, das Allergefährlichste ist; — drittens übt das Achtwort: „Verräther des Vaterlandes" jederzeit eine betäubende Gewalt aus, und wer damit belegt wird, darf darauf rechnen, in kurzer Zeit verlassen zu seyn; denn die Menge prüft nicht. Wer das Gesetz für sich hat, und sey es das ungerechteste, willkürlichste, hat auch immer tausend Fälle gegen einen. — Viertens ist ein Heer noch viel leichter zu wenden, als die Menge, welche man schon mit einem windbewegten Rohre vergleicht, denn ein Heer wird von Wenigen geleitet, die Gedanken passen sich nach und nach an das Befehlwort, und der Untergeordnete gewöhnt sich daran, anders in, anders außer Reih' und Glied zu denken. Wer den Obersten gewinnt, hat meistentheils auch das Regiment gewonnen.

Ueberhaupt gelingen Revolutionen, durch Soldaten veranlaßt und geführt, selten, weil ihre Führer

zu sehr durch das Schauspiel der Kraft bestochen werden, und des Glaubens handeln, offene Gewalt reiche zuletzt doch überall aus. Aber diese Kraft schmilzt wie Eis vor dem kaum merkbaren, warmen Hauche der Klugheit. Soldaten verschmähen eine Menge von Mitteln als geringfügig, und scheitern späterhin gerade an diesen Geringfügigkeiten auf eine schmähliche Weise.

Ferners führt man überhaupt keine Revolution durch, die nicht die öffentliche Meinung für sich hat oder gewinnt. Selbst für völlig eingerichtete und eingewohnte Regierungen ist es gefährlich, gegen sie zu kämpfen, und dieser Kampf endigt häufig mit ihrem Untergange. Dumouriez wollte nur durch die öffentliche Meinung siegen, aber er vergaß, daß man auch etwas thun müsse, um dieselbe zu erwerben, und noch mehr, um sie zu erhalten, wenn sie einmal erworben ist. Sie gleicht einem ungeheuern, alles aufwiegenden Gewichte, das zuletzt durch eine kleine Feder bewegt wird; aber an diese Feder muß gegriffen werden.

Dumouriez wollte ein zweiter Monk werden. Aber Monk war in einer ungleich günstigeren Lage. Er stand seit vielen Jahren an der Spitze der Geschäfte; man war schon gewohnt, das Schicksal des Königreichs mit seinem Schicksale vermählt zu sehen; sein militärischer Ruf zu Wasser und zu Lande befand sich auf einer Höhe, daß man gar nicht den Gedanken hatte, einen der übrigen höhern Offiziere mit ihm in Vergleichung zu bringen. Ueberdieß hatte sich die Revolution in England zur Zeit, da Monk Karl II. wieder auf den Thron setzte, schon überlebt.

Dumouriez dagegen fand die Revolution in ihrem kräftigsten Alter, bereit und fähig zu jedem Kampfe, lüstern

darnach im Uebermuthe der Jugend. Dumouriez war gehorchender General, wenigstens der Form nach; die Form aber, so unbedeutend und leicht zu beseitigen sie dem Manne ist, der im Glanze der Thaten noch mit dem Vertrauen der Regierung bekleidet ist, so hemmend und mächtig wird sie demjenigen, welchen dieses Vertrauen verlassen hat. Dumouriez hatte zwar im vorigen Jahr durch einen entscheidenden Sieg das Vaterland im Augenblicke der größten Bedrängniß gerettet, aber Kellermann theilte seinen Ruhm, der gemeine Haufe brachte die Begeisterung als Hauptursache des Sieges in Anschlag; es fanden sich sogar Tadler gegen die Benützung desselben; die jetzigen Verluste wogen den frühern Gewinn auf. Mit wenig Worten, wenn er auch genug gethan hatte, um seinen militärischen Ruf über den seiner Mitbürger zu setzen, so war dieß noch viel zu wenig, als daß man ihn nicht für entbehrlich, ja seinen Ersatz nicht für leicht gehalten hätte. —

Monk stand überdieß seit Jahren in einem Lande, das für die Ideen gestritten hatte, welche er späterhin zu den seinigen machte. Er erschien gleichsam überwunden durch die öffentliche Meinung; er hatte Zeit, Schottland zu bearbeiten, und war eines großen Anhanges zum Voraus versichert.

Dumouriez befand sich erst seit einigen Monaten in Belgien, hatte nicht freie Gewalt, darin zu schalten, keinen Rückhalt, als die zweideutige, schwankende Stütze eines verbündeten Heeres, das bis jetzt sein Feind und von jedem Franzosen gehaßt war.

Zwischen der Hinrichtung Karls I. und der Wiedereinsetzung Karls II. standen eilf Jahre und Cromwell; zwischen Ludwig XVI. Tod und Dumouriez Empörung nicht eilf Wochen. Das französische Volk, nur der

Hindernisse voll, welche der letzte König dem Gedeihen des ersten Verfassungsentwurfes entgegen gesetzt hatte; nur mit den traurigen Erinnerungen beschäftigt, welche man ihm aus seiner frühern Geschichte aushob; nur des Manifestes Braunschweig's und der Rache gedenkend, die ein wiederkehrender Bourbon nehmen würde, war keineswegs in der Stimmung, das Heil mit offenen Armen zu empfangen, das Dumouriez bringen und nöthigenfalls durch österreichische und preußische Bajonette eindringlich machen wollte. Sein Unternehmen hatte daher die öffentliche Meinung gegen sich.

Der Samen, den Dumouriez streute, konnte nicht gedeihen, denn es war weder das Feld bereitet, noch die Zeit der Aussaat da, noch Dumouriez der Mann für solch Geschäft. Wenn die Geschichte wirklich jedesmal den Mann von Werth in's wahre Licht setzt, wie Dumouriez irgendwo behauptet, und worüber — beiläufig sey es gesagt — der Beweis schwer fallen dürfte, so erscheint uns für wahrscheinlich, daß sie folgendes Schlußurtheil über ihn fällen wird: Er verachtete die unumschränkte Herrschaft und haßte insbesondere die Mächte, welche sich in die innern Angelegenheiten seines Vaterlandes eingemischt, und zu Pilnitz den Krieg beschlossen hatten; er lebte in der Ueberzeugung, daß die Revolution, an sich unerläßlich, ohne Verbrechen zum Heile Frankreichs sich gewendet haben würde, wenn nicht durch die Einmischungen von Außen das französische Volk überreizt worden wäre. Seit Parteigeist und Anarchie alles in Frankreich verdarben, wollte er sich eben dieser Mächte bedienen, um Frankreich zu retten. — Seine Absicht ist lobenswerth, auch wenn sie auf einem Irrthum fußte. Aber er war nicht unbefangen genug, die Sprache der Zeit zu verstehen; er war nicht kräftig, nicht

groß genug, das Schicksal eines gesammten Volkes zu verwalten. Man kann von seinem Umwälzungsversuche nur sagen: so pflegen Unternehmungen zu enden, die zur Unzeit eingeleitet, ohne Entschlossenheit betrieben wurden, und für die das Glück nicht die Rolle der menschlichen Weisheit übernahm.

Sechster Abschnitt.

Benehmen der Oesterreicher bei diesem Ereignisse. — Auflösung des französischen Heeres. — Maßregeln des Convents. — Dampière Oberbefehlshaber. — Besorgnisse Koburgs. — Zusammentretung in Antwerpen und Vorbereitungen der Verbündeten zur Fortsetzung des Angriffs. — Betrachtung über die Vertheidigung und den Angriff der französischen Grenze. — Die Feindseligkeiten werden wieder eröffnet. — Condé eingeschlossen. — Dampière im Lager von Famars. — Der Herzog von York in Tournay. — Die Preußen bei St. Amand; die Holländer bei Menin und Ypern.

Während dieser wichtigen, über das Loos des ganzen französischen Volkes möglicherweise entscheidenden Vorgänge, die in den engen Zeitraum von so wenigen Tagen zusammengedrängt waren, hielten sich die Oesterreicher ruhig längs der französischen Gränze. Koburg übernahm die ihm von Dumouriez zugesendeten Commissäre des National-Convents und den Kriegsminister Beurnonville, so wie den Adjutanten desselben und zwei Secretäre. Er sandte sie nach Mastricht, von wo sie später nach Ehrenbreitstein und dann, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, als Staatsgefangene nach den Erbstaaten abgeführt, dort aber getrennt wurden, so daß dem Kriegsminister Beurnonville und zweien der Commissäre die Festung Ollmütz, den übrigen Königgrätz und der Spielberg bei Brünn zum Aufenthalte angewiesen wurde.

Hier saßen sie in enger Haft, und entbehrten jeder Gemeinschaft unter sich.

Zum Unterhalte wurden dem Kriegsminister täglich 5 Gulden, seinem Adjutanten 2, jedem Commissär 4, jedem Secretär 3 Gulden ausgeworfen. —

Da man im österreichischen Hauptquartiere, den Berichten Dumouriez zufolge, mit der Hoffnung des Gelingens seines Planes sich getragen hatte, so war das Erstaunen nicht gering, als an demselben Tage, da jene Geiseln überbracht worden waren, Abends die Nachricht von den Vorfällen einlief, welche die Flucht des französischen Obergenerals nach Bury veranlaßt hatten. Die Versicherungen, welche dieser dem Obersten Mack von der Treue des größten Theils der Truppen gab, erhielten jedoch durch die Erzählungen Baptiste's so viele Glaubwürdigkeit, daß Mack noch der Meinung war, durch Schnelligkeit und Entschiedenheit werde der französische Oberbefehlshaber diesen Theil des Heeres mit sich reißen. Nur das Zaudern vor dem ersten Anstoße schien ihm gefährlich. Viel war bereits verloren. Um größeren Verlusten vorzubeugen, rieth Mack dem Prinzen Koburg die Unterzeichnung des oben erwähnten Aufrufes, welchen er, wie wir wissen, mit Dumouriez gemeinschaftlich entworfen hatte.

Durch diesen Aufruf hoffte er dem Unternehmen Dumouriez einen festen Halt, und ihm selbst den Sporn zum Handeln gegeben zu haben. Viel versprach der Prinz darin. Aber er sah auf die Vortheile, die ihm der glückliche Fortgang dieses Spieles in die Hände geben mußte, und verließ sich übrigens auf die Auslegungen, deren sein Aufruf fähig war. Die Flucht Dumouriez und der schmähliche Ausgang des mit Hoffnung gebilligten Planes änderten Alles.

Man mußte Anstalten treffen, um die mit Dumouriez übergegangenen Franzosen zu ordnen, und einen Sammelpunkt für alle jene bestimmen, die Lust haben konnten, zu folgen. Hiezu wählte man den Ort Leuze. Die Franzosen wurden dort kompagnienweise vertheilt, nach dem Reichssolde bezahlt, ihnen ein Vorschuß von 30,000 Fr. versprochen, und einstweilen 10,000 Fr. auf Abschlag gegeben. Dumouriez, in dem Grade eines Feldzeugmeisters anerkannt, begab sich mit Mack nach Mons, und nachdem er mit Koburg sich besprochen, wieder zurück nach Leuze, wo er mit Thovenot an der Aufstellung des geringen Restes seines ehemaligen Heeres arbeitete, über den er dem General Bouille den Befehl anvertraute.

So herabgekommen von allen seinen Hoffnungen hatte er hier Zeit und Gelegenheit, über das Schwanken der Gewalt, über das Seltsame seines Schicksals nachzudenken.

Noch mit Planen für die Rettung seines Vaterlandes beschäftigt, suchte er den Minister Grafen Mètternich dahin zu stimmen, daß er ihm eine Summe Geldes von 80,000 Gulden, und die Erlaubniß erwirkte, nach der Schweiz zu gehen. Dort wollte er die vormals in französischen Diensten gestandenen Soldaten sammeln und nach Lyon marschiren. Er versicherte, daß man ihn dort mit offenen Armen empfangen, daß ein Theil seines alten Heeres ihm zueilen werde. Die Franche Comté, die Bourgogne, das Lyonesische, die Provence und Gironde seyen sein. Wimpfen werde die Normandie aufregen — er aber nach Paris marschiren, und die Anarchie stürzen. Die Verbündeten brächen einstweilen in Frankreich ein; — noch in diesem Jahre würde alles beendet seyn. Dieser Vorschlag wurde verworfen. Er fand, als ihn der Oberste

Mack drei Monate später dem Feldmarschall Lacy vorlegte, auch von diesem keine Beachtung.

Aber noch hatte das Schicksal nicht alle Bitterkeit über Dumouriez ausgegossen. Noch mußte er fühlen, daß seine jetzigen Beschützer ihn nicht besser zu behandeln Willens waren, als er sie behandeln wollte; nämlich als Werkzeug, auf das man achtet, so lange man es braucht, und das man wegwirft, sobald man sich dessen nicht mehr bedienen kann. Die mit ihm Herübergekommenen verstärkten die zweite Hauptklasse der Ausgewanderten: diejenige, welche für eine Verfassung das Wort führte, und die von den Höfen immer mit Mißtrauen betrachtet, und im Grunde nicht weniger als die Jacobiner gehaßt wurde. Man duldete zwar die Mannschaft, aber man mißtraute den Höheren. Ein Handbillet des Kaisers vom 6. Mai befahl, daß man Thovenot und alle Offiziere von Dumouriez Begleitung alsogleich aus den Niederlanden entfernen, ihnen jedoch nicht erlauben sollte, sich in die österreichischen Erblande zu begeben. Die Bitten des Prinzen Koburg, der sein Wort für die Sicherheit und den Unterhalt dieser Offiziere verpfändet hatte, und alle Versicherungen von der Brauchbarkeit und von den Grundsätzen derselben, vermochten nicht mehr zu erwirken, als daß der Kaiser erlaubte, daß diejenigen, die im Emigranten-Corps zu Leuze nicht untergebracht werden könnten, sich nach Freiburg im Breisgau begeben dürften. Dumouriez merkte, daß man ihn los seyn wollte. Er kam einem dahin zielenden Antrage zuvor, indem er selbst um Pässe nach Deutschland ansuchte. Diese erhielt er unverweilt. In Deutschland fand er bei den Großen Verachtung und Schmach, bei den Kleinen Verachtung und Bedauern. Er irrte von Lande zu Lande, bis er in England eine Ruhestätte fand. Hier endet seine Geschichte. —

Die Flucht Dumouriez hatte die beinahe völlige Auflösung des französischen Heeres, das seither unter ihm gestanden hatte, zur Folge. Die dienstlichen Berichte, welche der neue Kriegsminister, Bouchotte, dem Convente vorlegte, gaben die Zahl der nach ihrer Heimath entwichenen Soldaten auf 24,000 Mann an; die zu den Oesterreichern Uebergegangenen berechnete er auf 1500; die in den verschiedenen Gefechten Gebliebenen auf 10,000 Mann; das Heer war daher um 35,000 Mann geschwächt, und der Rest von etwa 30,000 Mann hatte die Lager von Maulde und Bruille verlassen, warf sich nach Valenciennes, Condé und Maubeuge, und war, obwohl mit einer Wuth, die jede Aufopferung versprach, gegen die Verbündeten erfüllt, wegen Mangel an Zucht und Kriegsmitteln für den Augenblick zum Streite unfähig.

Um wegen der Gefangennehmung der Conventsglieder und des Ministers Rache zu nehmen und sich Geiseln zu verschaffen, legten die Franzosen zunächst die in ihren Händen befindlichen Grafen Auersperg und Leiningen, beide Offiziere und gefangen, in Fesseln und schickten sie nach Paris.

Alle Glieder der königlichen Familie der Bourbons, so wie die Söhne und Freunde des Herzogs von Orleans, und außerdem noch an 80 österreichische und preußische Offiziere wurden ergriffen und in's Gefängniß gesetzt.

Der Convent richtete ein eigenes Militärgericht auf, um das Betragen aller Jener zu untersuchen, die den General Dumouriez umgeben hatten, oder auf ihn einwirken konnten. Er erniedrigte sich unnützer Weise so weit, einen Preis auf dessen Kopf zu setzen, den dieser jetzt nicht mehr werth war. Die drei Commissäre Cochon, Bellegarde und Lequinio, mit dem Degen, der dreifar-

bigen Binde und drei Federn auf dem Hute feierlich ausgerüstet, wurden unter dem Titel: **Représentans du peuple** mit diktatorischer Gewalt an das Heer gesendet. Sie sollten nach Gutdünken belohnen und bestrafen, ein- und absetzen, überhaupt schalten und walten, wie es das Heil der Republik erforderte, nur die einzige Beschränkung ward ihren Anordnungen beigegeben, daß sie 24 Stunden, nachdem sie in Ausführung gebracht waren, dem Convente berichtet werden mußten.

Diese Volksvertreter, früher schon in Lille befindlich, fanden das Heer noch zum Theil in den Lagern von Maulde und Bruille, und ihrem Bestreben gelang es, die ordnungslosen Reste nach Valenciennes zu bringen. Sie zeichneten das dritte Bataillon de l'Yonne, dasjenige, welches die Flucht Dumouriez über die Schelde veranlaßt und darauf den Eid abgelegt hatte, jeden Verräther, wer er auch sey, zu tödten, auf besondere Weise aus, schmeichelten und ermuthigten durch den Anschein von Zuversicht, Unbefangenheit und strengen republikanischen Gesinnungen das Heer. Sie ernannten den General Dampière zum Oberfeldherrn, und in wenigen Tagen waren sie schon vermögend, dem Convente zu berichten: „Die Gefahr sey verschwunden; das Heer erhole sich, man müsse sich glücklich schätzen, es von Verräthern gereinigt zu sehen; die Oesterreicher verlören ihre Zeit in Paraden und Scheingefechten; man werde sie durch Unterhandlungen noch länger hinhalten."

Dies geschah auch. Dampière forderte die gefangenen Commissäre und den Kriegsminister heraus, und ließ dagegen die Auslieferung der Königin und des Dauphins anbieten. Er machte das Begehren eines Waffenstillstandes und ließ den Wink fallen, daß man nicht so fern von

einem allgemeinen Frieden stände, denn Frankreich würde sich bereit finden, die Eroberungen in Deutschland und Savoyen zurückzugeben, wenn man die Republik anerkenne.

Koburg erwiederte auf diese Anträge, er könne mit einer Regierung, wie die dermalige französische, sich in keine Verhandlungen einlassen, jedoch stünde es Dampière frei, sich an den König von Preußen zu wenden, der, selbst Souverän, darauf zu antworten wissen würde. Er, als Oberfeldherr der Verbündeten, habe nichts anders zu thun, als den Krieg nach Kräften fortzuführen. Dampière trieb das Spiel so weit, von der Nothwendigkeit, das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich herzustellen, zu sprechen; worauf Koburg immer die eine Antwort gab: „daß man vorerst wissen müsse, wer in Paris herrsche, und ob dessen Herrschaft von Dauer seyn werde.“

Obwohl nun Koburg, wie aus der oben ertheilten Antwort hervorgeht, sehr richtig einsah, was er in diesem wichtigen Augenblicke, der ein entscheidender für den ganzen Feldzug werden müsse, zu thun habe, so traf doch Manches zusammen, das gerade jetzt seine Thätigkeit lähmte.

Auch ihm ging statt der reichen Erndte, die er zu machen gehofft hatte, eine unerfreuliche Saat aus dem Zwietrachtssamen auf, den der Untergang des französischen Feldherrn verursacht hatte. Er hatte seither die Unterhandlungen mit Dumouriez, ohne die übrigen Verbündeten hiebei zu Rathe zu ziehen, allein für sich gepflogen, und nur seinen Hof in Kenntniß des Ganges derselben erhalten. Dies erregte Eifersucht und gab zu Klagen und Beschwerden Anlaß. Der Kaiser, um diese Mißhelligkeiten auszugleichen, hatte schon durch Handbillet vom 24. März den Minister Grafen Mercy in's Hauptquartier geschickt, ihn für alle politische Geschäfte dem Prinzen beigeordnet, und

diesem durch Handbillet vom 26. desselben Monats sogar befohlen, selbst im Falle blos militärische Gegenstände verhandelt würden, jeden zu dem Feinde abgeschickten Offizier durch einen Abgeordneten des Grafen Mercy begleiten zu lassen, und überhaupt gar nichts ausschließend zu verhandeln.

Koburg, außerdem viel gekränkt in diesen Tagen, glaubte in den verbündeten Heeren die ungünstigste Stimmung für den Angriff auf Frankreich selbst wahrzunehmen, und wußte sich diese Stimmung nicht anders als aus einseitigen und widersprechenden Absichten der verbündeten Höfe zu erklären.

Er besorgte, England ginge mit dem Gedanken um, seine uralten, oft aufgegebenen, aber nie vergessenen Ansprüche auf einige Provinzen Frankreichs wieder aufzufassen, und den Herzog von York auf den französischen Thron zu setzen. Hierin bestärkte ihn die von dem Herzoge schon mehrmals geäußerte Absicht, Dünkirchen anzugreifen, und die im National-Convente ausgesprochene Besorgniß wegen der Protestanten in den nördlichen Departements, die man als englisch gesinnt angab. — In Bezug Preußens wähnte Koburg, es werde keinen zweiten Feldzug mehr mitmachen, und beschäftige sich mit nichts mehr, als mit seinen Eroberungen in Polen. Das Benehmen des Herzogs von Braunschweig und die eben jetzt wiederholte Forderung, das Knobelsdorf'sche Corps gegen die bei Mainz stehenden kaiserlichen Truppen umzutauschen, schienen ihm klar darauf hinzudeuten. Da nun durch diese Ablösung eine starke Zahl von Truppen zu einer Zeit, wo man sie am besten verwenden konnte, mehrere Wochen nutzlos herummarschiren sollte; York mit den englischen, holländischen, hannöverischen und hessischen Truppen sich von dem Hauptheer zu trennen drohte, so fürchtete Koburg, wenn er etwas

Ernstliches, der Zeit und den Machtverhältnissen des Feindes Gemäßes unternähme, zugleich mit Frankreich und Oesterreich — ein Opfer des üblen Willens und der geheimen Umtriebe der übrigen Verbündeten — zu fallen. Er theilte seine Ansichten dem Kaiser mit, und bat um 30,000 Mann Verstärkung, damit er auf eigene Faust den Krieg fortführen könne.

Der Hof zu Wien tadelte die Besorgnisse seines Feldherrn, die Versäumniß, die daraus hervorging, und vorzüglich die Unterhandlungen, in die er sich mit dem Feinde eingelassen hatte. „Wenn man nur die geringste Aufrichtigkeit von Seite der Franken vermuthen konnte, so würden eben diese Versuche ein klarer Beweis von dem übeln Zustande ihrer Angelegenheiten seyn; eben dies mußte unserer Seits ein neuer Beweggrund werden, ihre schlechten Umstände zu benützen.“ (Handbillet vom 6. Mai.) Uebrigens versprach der Kaiser, besorgt zu seyn, daß von Seiten der verschiedenen verbündeten Höfe an ihre Truppenbefehlshaber in den Niederlanden die Weisung ergehe, den Prinzen in seinen Plänen zu unterstützen, und sich einseitiger Unternehmungen zu enthalten.

Dieser, des unangenehmen Briefwechsels mit den Befehlshabern müde, hatte schon am 8. April eine Zusammentretung derselben zu Antwerpen veranlaßt. Dort hoffte er das gegenseitige Mißtrauen zu überwinden, oder über die eigentlichen Absichten derselben klar zu werden. Es erschien außer ihm der Herzog von York, der Erbstatthalter von Holland, der Erbprinz von Oranien, General von Knobelsdorf, der kaiserliche Minister Graf Metternich, der englische Botschafter Lord Aukland, der kaiserliche und der königliche preußische Minister im Haag, die Grafen Stahremberg und Keller, so wie mehrere untergeordnete

Generale u. s. w. Man besprach sich über die weitere Führung des Feldzuges mit scheinbar aufrichtigem Bestreben aller Theile für Aufrechthaltung des guten Einvernehmens und der thätigen Fortsetzung der kriegerischen Unternehmungen. So vereinigte man sich in kurzer Zeit über folgende Punkte.

1) Der ausrückende Stand in den Niederlanden soll gebracht werden von Seiten der

Preußen	auf	8000	Mann	Fußvolk,	1800	Reiter
Engländer	„	7200	„	„	3000	„
Hannoveraner	„	12,000	„	„	3000	„
Holländer	„	15,000	„	„	2500	„
Hessen	„	8000	„	„	1500	„
Zusammen		50,200	Mann	Fußvolk,	11,800	Reiter.

2) Die Preußen werden am 9. bei Tournay, das englische Fußvolk wird am 20. bei Ostende eintreffen und die Vertheidigung der Strecke bis Menin übernehmen. 7—8000 Holländer lösen gegen Ende April das englische Fußvolk ab, das nun sammt der englischen Reiterei, die bis dahin gelandet haben muß, nach Tournay marschirt. Der Rest der Holländer soll bis 20. Mai im Felde erscheinen; er wird die Strecke von Furnes nach Menin verstärken, wenn man für sie Gefahr fürchten sollte; im andern Falle aber Lille berennen, oder belagern helfen, und so die Unternehmungen der übrigen Verbündeten begünstigen.

3) Engländer, Hannoveraner und Hessen stehen unter dem Befehle des Herzogs von York, die Preußen unter jenem des Erbprinzen von Oranien, alle zusammen unter dem Oberbefehle des Prinzen Koburg.

4) Die Engländer haben ihre Magazine in Ostende, die Preußen in Brüssel und Mons, die Holländer in Brugges.

5) Es wird an dem nöthigen Heergeräthe, als da sind: Brückenschiffe, Laufbrücken, Zelte u. s. w. nicht fehlen, um die Truppen immer beweglich zu haben.

6) An Geschütz haben die Engländer auf ein Bataillon 2 Sechspfünder, die Hannoveraner und Holländer 2 Dreipfünder auszurüsten. Die beiden ersteren haben einen gemeinschaftlichen Park, die lezteren einen besonderen.

7) Ein Stabsoffizier wird nach Haag gehen, um dort anzuzeigen, was man an Belagerungsgeschütz bedürfe. — Der Erbstatthalter läßt die Besatzungen von Antwerpen, Fort Lillo und Lieffkenfolk durch seine Truppen ablösen.

Selbst darin waren neue Keime für Mißverständnisse ausgesäet, denn manche der Einfluß nehmenden Personen in den verschiedenen Hauptquartieren quälten sich noch viel mit den Fragen, welche Kräfte der kaiserliche Hof anwenden würde? (denn darüber war in der Konferenz nichts gesagt,) — wozu die aufgebotene Kraft bestimmt wäre? und welches die eigentlichen Absichten dieses Hofes seyen? — Der weitere Gang der Ereignisse gibt über den Einfluß dieser Zweifel vielfältige Bestätigung.

Dies waren die Vorkehrungen zur Fortsetzung des Feldzugs. Wenn die Verhältnisse, auch nur oberflächlich betrachtet, je zum Einmarsche in Frankreich einluden, so war dies jetzt der Fall, wo der König von Preußen mit 50,000 Mann 30,000 Mann in Mainz umschlossen hielt; wo 60,000 Mann unter dem General Wurmser und dem Herzog von Braunschweig eine gleiche Zahl an der Queich und Lauter festhielten; zwölf Märsche von Paris 50,000 Mann unter Koburg vereinigt standen, kein französisches Heer gesammelt war, ihm die Spitze zu bieten und überdies, der Hebel für jeden Widerstand, die Regierung in Frankreich durch Spaltungen gänzlich

gebrochen schien. — Wenn Marlborough im Jahr 1705 unter weit ungünstigeren Verhältnissen, da Ludwig XIV. auf dem Throne saß, und ganz Frankreich dem Willen dieses Monarchen mit Begeisterung anhing, den Gedanken fassen konnte, aus den Niederlanden in die Champagne einzudringen, und nur die Feldherrngaben des Marschalls Villars die Ausführung dieses Entschlusses aufzuhalten vermochten: so scheint es beinahe unbegreiflich, wie man unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Gedanken, den Krieg in das Innere von Frankreich zu tragen, nicht einmal ernstlich bedacht haben sollte. Es scheint unbegreiflich, daß selbst die knechtische Anhänglichkeit an eine veraltete Kriegsschule nicht zu diesem Entschlusse führte, der so sehr im Wunsche der Cabinette lag; da ja die Muster, nach denen man sich für den Krieg zu bilden vorgab, hiezu auffordernde Beispiele lieferten. Es scheint unbegreiflich, wenn man weiter bedenkt, daß die Führung des Feldzuges von der Roer bis an die Schelde hinlänglich bewies, daß sich im Hauptquartier Koburgs Männer befanden, die mit der Fähigkeit, Truppenmassen verwenden zu können, mit kriegerischem Schwunge, Scharfblick und mit vorsichtiger Kühnheit begabt seyn mußten! — Der Geschichtschreiber, der nach den Beweggründen forscht, wird bei solchen Räthseln nur dahin verwiesen, daß Amt und Meinung Arm in Arm gehen müssen, wenn die letztere nicht dem ersteren Eintrag thun soll; daß in dem Falle, der hier vorliegt, der aufrichtige Wille hie und da mangelte, wie schon die Uneinigkeit unter den Verbündeten errathen läßt.

Bevor wir an den Entwurf der Fortführung des Feldzugs gehen, ist eine Schilderung des Kriegsschauplatzes nothwendig. — Die Gränze Frankreichs von Dünkirchen bis Basel zerfällt in drei durch ihre Lage,

Befestigung und durch die Natur des Bodens gleich verschiedene Theile: in den Strich zwischen dem Meere und der Maas, in jenen von der Maas zur Saar, und in den letzten endlich von der Saar bis an den Rhein, und längs desselben bis Basel. Wir haben es zunächst nur mit den beiden ersteren zu thun, werden aber, um der Hauptübersicht willen, auch des dritten erwähnen.

Die Hauptstärke einer Gränze, und ihre Vorzüglichkeit als militärische Gränze, besteht in den Hindernissen, welche sie dem vordringenden Feinde entgegensetzen, und in den Hülfen, welche sie zum eigenen Angriffe auf das feindliche Gebiet gewähren kann. Es ist daher jede Landesgränze aus dem doppelten Gesichtspunkte der Vertheidigung und des Angriffs zu betrachten.

Mit rauhen, unfruchtbaren, schwer zugänglichen Gebirgen, mit dichten Waldungen und anderen Hülfen der Vertheidigung hat die Natur die schönen Länder zwischen der Maas und der Nordsee verschont. Nur unscheinbare Hügel breiten sich in dieser Strecke aus; die Waldungen, die hie und da dieselben decken, sind meist durch den Fleiß der Bewohner angelegt und nirgends undurchdringlich, — Verbindungen durchkreuzen nach allen Richtungen das Land, in welchem eine sehr zahlreiche Bevölkerung sich mit Bequemlichkeit ernährt und leicht einem Heere die nöthigen Erhaltungsmittel geben kann. Das einzige und größte Hinderniß, welches jedes Unternehmen in diesen Ländern erschwert oder begünstigt, sind die Gewässer, die bald als Flüsse, bald als Canäle und Bäche die Städte und Orte vielfach verbinden, bald als Moor und Sumpf die Niederungen ausfüllen.

Von der Nordsee bis zur Maas sind es vorzüglich die Lys, die Schelde und Sambre, welche die Wasser-

Verbindungen zwischen Frankreich und den Niederlanden, so wie im Innern dieser Länder veranlassen. Auf diese Hauptflüsse haben die Franzosen auch das künstliche Vertheidigungssystem ihrer Gränze gegründet, das, nach ihrer Meinung, die französischen Niederlande zu einem geschlossenen Ganzen machen sollte, keinem Feinde mit offener Gewalt erzwingbar.

Die westlichste Angriffs-Fronte, welche die französische Gränze darbietet, geht von Dünkirchen nach Lille. Der Canal von Bergues, die Colm, die Aa, der Canal d'Artois, die Lys und die Deule bezeichnen die Vertheidigungslinie. Dünkirchen, Bergues am Canal gleichen Namens, St. Omer, Aire, St. Venant, Bethune und Lille schützen dieselbe. Die zweite und dritte Linie bilden Gravelingen, Calais, Ardres, Arras, Montreuil, Hesdie, Dourlens und Bapaume. Eine vierte Linie bildet die Somme mit den festen Plätzen St. Quentin, Peronne, Amiens, Abbeville und St. Valerie.

Zwischen Lille und Maubeuge befindet sich zuerst die Deule, dann die Scarpe und Schelde bei Condé und Valenciennes. Den offenen Raum zwischen diesem Punkt und Maubeuge soll das im eingehenden Winkel gelegene le Quesnoy decken. In zweiter Linie sind Bouchain und Cambray, Landrecy und Avesnes.

Die Strecke von Maubeuge bis Charlemont hat nur das kleine Philippeville als Zwischenpunkt in erster Linie, Rocroy und Mezieres aber in zweiter.

Da die Ausdehnung der Vertheidigungslinie von Dünkirchen bis Lille 24 französische Meilen beträgt, während die gerade Entfernung zwischen beiden Punkten nicht mehr als deren 12 ist, so bildet diese Linie einen eingehenden Bogen, der, wenn der Gegner sich bei Ypern sammelt,

an mehreren Punkten zugleich bedroht und angegriffen werden kann. Um diesem Nachtheile abzuhelfen, lag es seit Langem im Plane der Franzosen, Ypern, Furnes, Nieuport und Ostende mit dem französischen Reiche zu vereinigen, indem diese Punkte, durch Canäle unter sich verbunden, durch zweckmäßig angelegte Dämme zu einer kürzern und festern Linie benützt werden könnten.

Dieser Vortheil bleibt aber immer nur scheinbar, einmal, da der Angriff auf Lille auch dann noch frei steht, und wenn dieser feste Platz gefallen ist, jene erstgenannten Plätze keinen sonderlichen Nutzen mehr haben, wenigstens zum Schutze der Gränze nichts mehr beitragen. Dann aber und hauptsächlich, weil trotz dieses eingehenden Bogens diese Strecke an sich schon bedeutende Stärke hat.

Obwohl es vielleicht richtiger ist, den linken Flügel derselben nicht sowohl von St. Omer, der Colm nach Bergues folgend, und mit Dünkirchen an die See gestützt, sondern diese beiden festen Punkte nur als vorgelegte Werke der Linie von St. Omer nach Gravelingen zu betrachten, so haben sie doch wegen der Ausdehnung, in welcher sie der Feind umgeben muß, und wegen der Vortheile, welche dem Vertheidiger zu Wasser sich darbieten, große Widerstandskraft, die durch geringe Nachhülfe, vorzüglich durch einige Werke an den Schleußen und Uebergangspunkten der Colm, noch überdies sehr erhöht werden kann. — Auch die Mitte dieser Angriffsfronte, von St. Omer nach Aire, 4 französische Meilen lang, ist schon durch ihre zurückgezogene Lage, und dann durch ihre örtliche Beschaffenheit fest. Bei einer thätigen Vertheidigung, wo alle verwendbare Streitkraft auf dem rechten Flügel, bei Lille, gesammelt steht, kann kein Feind, ohne große Ueberlegenheit, wagen, diese kleine Strecke anzugreifen. Oertlich hat sie

durch den neuen Canal, der unfern Blaringhem vom Canal d'Artois ausbricht, und gedeckt durch das Fort St. François unter Aire an die Lys sich knüpft, ungemein gewonnen, sowohl wegen größerer Entfernung von den Höhen von Lözephem und bequemerer Schifffahrt, als auch wegen kluger Benützung der ausgeworfenen Erde, die als Wall mit Seitenvertheidigung für Canal und Straße eingerichtet ist. St. Omer und Aire selbst, an sich fest, werden durch gut geleitete Ueberschwemmung völlig unangreifbar.

Der rechte Flügel dieser Fronte, die Linie von Aire bis Lille, durch die Lys und Deule gedeckt, ist im Vergleiche der beiden übrigen Theile weniger fest. Der Feind kann durch den Canal von Nieppe, der die Lys mit dem Mazenbrucker Canal verbindet, dem Platze St. Venant die Wassermittel nehmen. Da außerdem Lille nicht, wie es seyn sollte, am Zusammenflusse der Lys mit der Deule liegt, so kann, wenn nicht einige Zwischenpunkte an der Lys (Armentieres, le Gorgne, Merville) haltbar gemacht werden, St. Venant, vielleicht auch Aire, angegriffen werden, ohne daß Lille dies zu verhindern im Stande wäre.

Obwohl also diese an sich feste Linie einige schwache Punkte zeigt, so mußten doch alle Stimmen im österreichischen Hauptquartiere gegen ein Unternehmen nach dieser Richtung seyn. Schon der einzige Grund würde diese Stimmen gerechtfertiget haben, daß, selbst wenn es gelänge, den Landstrich von Nordfrankreich zwischen dem Meere und der Lys zu erobern, dadurch die ohnedies schon sehr lange Operationslinie von Wien bis nach den Niederlanden noch mehr verlängert worden wäre. Die Nähe der Vertheidigungsmittel erhöht nicht wenig die Stärke einer Grenze. Man hatte also Recht gethan, den Vortheil, den

Frankreich hierin gegen Oesterreich hatte, nicht selbst zu vermehren. Freilich würde die Verbindung mit Holland Oesterreich dermalen große Hülfe geleistet haben, wenn anders Holland so bereitet für den Krieg gewesen wäre, wie jeder Staat dies zu jeder Zeit seyn soll; aber selbst in diesem Falle konnte für Koburg nicht räthlich seyn, daß er, hätten einmal die Umstände den Gedanken, in Frankreich einzudringen, Raum gewinnen lassen, den längsten Weg hiezu wählte, den Weg, wo der Feind eine Menge guter Stellungen hatte, wo die morastigen Ufer der Somme und ihre, obwohl damals eben nicht im besten Zustande befindlichen, aber leicht herstellbaren Plätze die Hindernisse ungewöhnlich häufen mußten.

Von Lille bis Maubeuge hat der Erfolg des Angriffes größere Wahrscheinlichkeit. Zwar machen die sumpfigen Ufer der Schelde und Scarpe einen Theil der Linie fest, aber der andere Theil, von Valenciennes bis Maubeuge, ist offen, und le Quesnoy hindert den Angriff auf keinen dieser Plätze, wie dies wohl der Punkt Bavay gethan hätte, wenn er statt le Quesnoy in das Vertheidigungs-System gezogen worden wäre.

Diese Strecke wurde auch von einigen der damaligen Wortführer als der wahre Angriffspunkt der französischen Grenze ausersehen, wenn es je die Umstände zulassen sollten, nach Paris zu marschiren. Der Weg dahin ist nach dieser Richtung der kürzeste, das Land eben, offen und reich. Sie betrachteten die Linie von Mons nach Tournay als Grundlage der ganzen Unternehmung, schlugen vor, auf diesen beiden Punkten die Vorräthe und Mittel zu sammeln, Bavay und Orchies, gegen Maubeuge und Lille, in feste Plätze zu umwandeln, durch Besetzung von Mortagne, St. Amand und Marshiennes sich der

Scarpe, durch Barlaimont und Chateau d'Ensuy der Sambre und des Mormaler Waldes zu versichern, den man noch mit einem Verhau durchschnitte; — dann müßte man das verschanzte Lager von Maulde und darauf jenes von Famars nehmen, le Quesnoy oder Maubeuge angreifen, wovon keines über drei Wochen halten würde, weiter sich nach Bouchain wenden, jedoch den Feind, wenn er das Lager von Paillencourt besetzt hätte (worin Montesquieu 1711 sich befand), daraus verjagen. Erst nach dem Falle von Bouchain, der ebenfalls in drei Wochen erfolgen müßte, dürfte man Valenciennes angreifen, da jenes durch seine Schleußen die Ueberschwemmung um Valenciennes meistert; endlich wären noch Landrecy, das ungefähr drei Wochen, und Avesnes, das nicht über vierzehn Tage halten könnte, zu nehmen. Jetzt, wenn Maubeuge nicht früher gefallen, müßte der Angriff auf diesen Platz und zugleich auf das verschanzte Lager von Falise geschehen, das jedoch schwerlich besetzt seyn würde.

Vor diesen Belagerungen hätte natürlich durch Befestigung oder Besetzung von Lannoy, Tourcoing, Raubail, Menin, Warenton, von Pont à Marque u. s. w. die rechte Flanke gesichert zu werden. Nun würde Frankreich geöffnet seyn; das Schloß von Guise könnte eine Abtheilung von 1500 Mann nicht acht Tage lang aufhalten, und käme in keine Betrachtung. Der Oise könne man sich durch die Befestigung von la Chapelle und durch die Redoute bei Estre=au=Port versichern. Man dürfte jetzt nur vorwärts marschiren über Laon, bei Compiegne auf das rechte Ufer der Oise setzen, dieser bis zum Einfluß in die Seine folgen und Paris umgeben. — Es verstände sich, daß gleichzeitig die Rheinarmee durch die Champagne heranrücke. Ein solcher Plan, sollte er in der Ausführung gelingen,

setzte ein Zusammenwirken der Angriffskräfte voraus, mit welchem sich bei den dermaligen Verhältnissen die Verbündeten nicht zu schmeicheln wagten. Er wurde als gänzlich unausführbar verworfen.

Die Franzosen hatten übrigens die Blößen dieses Theiles ihrer Linie nicht verkannt, und Nachhülfe getroffen. Douai, der Hauptplatz der ganzen Linie, die Vorrathkammer für alle zur Rechten und Linken bis an die Lys und Maas liegende Festungen, befindet sich im eingehenden Winkel von Lille und Valenciennes, und kann früher als einer dieser beiden Plätze angegriffen werden, wenn der Gegner nur einmal sich zum Meister der Scarpe gemacht. Läge Valenciennes am Zusammenflusse der Scarpe mit der Schelde, so würde diese Vorbedingung nicht zu erwerben seyn. Die Franzosen setzten daher das befestigte Lager von Maulde und Bruille an jenen Punkt. Ein gleiches hatten sie bei Paillencourt, zwischen Cambray und Bouchain, angelegt, um Herren der Verbindung zwischen beiden Plätzen der Lense und Schelde zu bleiben, und solchergestalt Bewegungen, denen ähnlich, vorzubeugen, mit welcher Marlborough im Jahre 1711 den Fall von Bouchain herbeigeführt hatte. — Das Lager von Famars, zwischen der Ronelle und dem Ecaillon, war ebenfalls trefflich gewählt, sowohl um dem Angriff auf Valenciennes entgegenzuwirken, als auch im Falle des Verlustes dieses Platzes nicht genöthigt zu seyn, sich hinter die Schelde zu ziehen, und dadurch sowohl le Quesnoy als die Verbindung mit Maubeuge Preis geben zu müssen. — Die vielen Plätze dieser Strecke sind sämmtlich fest, leicht zu verpflegen; sie lähmen dem Angreifenden, der sich gegen die erste Linie decken will, um einen Punkt der zweiten wegzunehmen, viele Kräfte. Wenn der Vertheidiger die rückwärtigen

Verbindungen sich offen und bequem erhält, wenn er sich leicht von einem Ufer zum andern zu werfen und überhaupt thätig zu seyn versteht, so wird er die Unternehmungen auch eines mächtigen Gegners hier scheitern machen.

Von Maubeuge bis Charlemont helfen weder Canäle, noch eine Reihe von festen Plätzen zweiter Linie dem Vertheidiger, aber das Land ist unfruchtbar, waldicht, sehr durchschnitten. Die schöne Straße von Mons nach Chimay bietet eine sichere Verbindung, auf welcher Beaumont eben so nützlich dem Angreifer ist, der es befestigen kann, als dem Vertheidiger, wenn es einen Zwischenplatz von Maubeuge bis Philippeville bildet. Ist Maubeuge, zur Sicherung des Rückens und der Seite, genommen, so hat die Picardie nur durch Avesnes und durch die Stellung hinter der Helpe einige Deckung, die aber erst dann bedeutend würde, wenn die Vertheidiger diesen Fluß durch Linien mit der Blanche in Verbindung brächten. Diese Linien würden, wenn Charlemont genommen ist und der Feind den Vormarsch längs der Maas versuchen sollte, zugleich auch den einzigen Platz in zweiter Linie, Rocroy, sichern. — Obwohl Beispiele aus frühern Kriegen für den Angriff der französischen Grenze auf dieser Strecke sprachen, so glaubten die Verbündeten ihn doch hier nicht wagen zu dürfen, und zwar wegen der Schwierigkeit der Verpflegung, wegen Enge der Grundlage, wegen der vielen Stellungen, welche die Ardennen dem Vertheidiger darbieten, und die man also sämmtlich dem Feinde schwer abringen müßte.

Wie nun die Franzosen in dem offenen Lande von der Nordsee bis an die Maas durch die dreifache oder doppelte Reihe ihrer festen Plätze und durch andere Hülfe gegen die Verbündeten, die ihnen nichts als Menschen entgegenzusetzen hatten, in großem Vortheile standen, so

war dies auch der Fall von der Maas zur Saar. Rocroy, Mezieres, Sedan, Montmedy, Longwy, Thionville, Saarlouis bilden hier eine schwer zu durchdringende Kette, und mehr als diese erschwert die Beschaffenheit des Landes einen ernsten Angriff, indem durch die unwegsamen Ardennen einem Heere seine vielen Bedürfnisse nur mühsam nachgeschafft werden können.

Die günstige Angriffslinie auf dieser Seite geht von Trier längs der Mosel vor, und der Fall von Thionville und Saarlouis bedroht die ganze Vogesenlinie im Rücken. Hier wird Bitsch auf der Strecke von der Saar zum Rheine bedeutend. Die Vertheidigung des Rheines ist schon durch die Natur dieses Flusses erleichtert. Durch Hüningen, Neubreisach, Schlettstatt, Straßburg, Fort Louis und Landau haben die Franzosen dieser Strecke so viele Festigkeit gegeben, daß selbst ein überlegenes Heer sich in dem Raume zwischen dem Rhein und den Vogesen nicht wird halten können, so lange die Franzosen Meister der Gebirgspässe sind, die durch Belfort, Pfalzburg und Bitsch, und außerdem durch Stellungen geschützt sind. Die gefährlichste Strecke zwischen Bitsch und Saarlouis war durch die Flankenstellung an der Queich, durch die Lager von Pirmasens und Hornbach gesichert.

Fielen diese Posten auch, und versuchte ein verbündetes Heer den Marsch nach Lothringen, so mußte es sich rechts gegen Metz und Thionville, links gegen die Elsaß-Festungen sicher stellen. Außerdem erlaubte die Armuth des Landes nur einen Durchzug. —

So bedeutend nun diese Vertheidigungsmittel, besonders in der Strecke von der Nordsee zur Maas, wirklich sind (zu denen noch der Gebrauch der Schleußen zu fügen war, durch welche die meisten festen Plätze sich mit Wasser

umgeben, die meisten Verbindungen unterbrochen werden konnten), so waltete doch im damaligen Augenblicke ein Umstand ob, der ihnen die Hälfte ihrer Bedeutung nahm: die Auflösung des französischen Heeres.

Noch gänzlich unentschieden über die Wendung, welche er den Unternehmungen geben sollte, gleichsam verlegen über die bis jetzt errungenen Vortheile, und unbehülflich gemacht durch den Glücksfall, in vier Wochen bewirkt zu sehen, was ihm Aufgabe für einen ganzen Feldzug geschienen hatte, kündigte Koburg einstweilen am 8. April den Waffenstillstand auf, und nahm am 9. eine Stellung auf den Höhen von Quivrain, das Flüßchen Hongeaux, die Orte Creszin, Quivrain und Baisieux vor der Fronte. Clerfait mit den Unterstützungstruppen lagerte vor Tournay, über Maulde, Bruille bis St. Amand.

Der Aufkündigung des Waffenstillstandes ging eine Erklärung voraus, welche jenen Aufruf Koburgs vom 5. April an die Franzosen widerrief und gänzlich aufhob. Der Prinz suchte diesen Widerruf, den man in Antwerpen mit ausdrücklichen Worten verlangt hatte, durch die Wendung zu verdecken, daß jener erste Aufruf nur die Wünsche enthalten habe, die er persönlich für die Ruhe und das Glück Europa's hege, welche beide einzig in Gerechtigkeit und Menschlichkeit eine dauernde Grundlage fänden. Gegenwärtig sehe er, daß die Wirkungen dieser ersten Erklärung ganz denen entgegen seyen, die sie hätte hervorbringen sollen: er widerrufe sie demnach in ihrem ganzen Inhalte, und erkläre den Krieg als wiederhergestellt, den die Verbündeten nun mit allen Kräften fortführen würden. Von seiner ersten Erklärung wolle er nichts beibehalten als das Versprechen, das er mit Vergnügen jetzt erneuere, aller Orten die strengste Mannszucht und Ordnung

beobachten, und jede Uebertretung mit der äußersten Strenge strafen zu lassen.

Auch die Preußen langten am 9. April richtig bei Tournay an. Was von Unterstützungstruppen noch zu Tournay stand, wurde von den Preußen dort abgelöst und rückte nach Bruille und Maulde. Nun ließ Koburg durch den Feldmarschall-Lieutenant Alvinzy auch die Lager von Doumet und Fresnes besetzen, wodurch die Verbindung von Condé nach Valenciennes durchgeschnitten wurde. Der General-Major Otto, der die Vorhut führte, besetzte auf dem rechten Schelde-Ufer die Dörfer Alt-Condé, Thivencelles, Crespin, dann Echautpont, Wich, Onnaing und Quarouble, nachdem er den Feind mit geringem Verluste daraus verdrängt hatte. Auf diese Weise war Condé eingeschlossen. Feldmarschall-Lieutenant Latour rückte nach Bettigry und beobachtete Maubeuge.

Die ganze Stärke der verbündeten Truppen zwischen Tournay und Maubeuge betrug jetzt 48,000 Mann, darunter 8000 Preußen. 4 Bataillons, 8 Schwadronen umgaben Condé. Der Prinz von Würtemberg erhielt den Befehl über diese Truppen. Alles Schlachtvieh aus der Umgegend wurde weggeschafft; zehn Schiffe mit Einwohner, die sich flüchten wollten, wurden in die Festung zurückgewiesen.

Condé ist ein kleiner Platz von 8 Bollwerken, am Zusammenflusse der Haisne mit der Schelde. Er hat drei Thore, vor den meisten Courtinen Ravelins, jenseits der Schelde ein Hornwerk. Ueberschwemmungen erhöhen seine Festigkeit. Die Haisne sowohl als die Schelde bilden an sich schon bedeutende Moräste, und diese können durch die Schleußen der Festung, 25 an der Zahl, unter Wasser gesetzt werden. Die Ueberschwemmung, welche die Haisne gibt, reicht bis an das Dorf Pomeräul. Die Haisne und

die Schelde verbreiten das Wasser bis an die Dammwege von Crespin, so daß der Raum vom rechten Ufer der Schelde zum linken der Haisne in einem bedeutenden Bogen, der durch Crespin zieht, ganz ausgefüllt ist. Die dritte Ueberschwemmung wird durch die Schelde auf ihrem linken Ufer gebildet und dehnt sich bis an die Straße von Fresnes aus. Um diese drei Ueberschwemmungen in volle Wirkung treten zu lassen, sind 24 Tage nothwendig, vorausgesetzt, daß Valenciennes seine Schleußen nicht sperre. Zum Ueberflusse haben die Franzosen bei dem Zusammenflusse des Hongeaux mit der Haisne noch das Fort Thivencelles erbaut, das mitten in Ueberschwemmungen liegt und unzugänglich ist. — Ein Nachtheil von Condé besteht in dem Mangel bombenfreier Gebäude.

Die österreichischen Truppen, welche Condé auf dem rechten Scheldeufer umgaben, lehnten sich mit dem rechten Flügel an Alt-Condé, mit dem linken standen sie vor dem Walde von Bon-Secours bei Maccon und stützten sich an die Ueberschwemmung, die bis an den Weg von Maccon nach der Festung reicht. Eine Abtheilung lagerte auf der Höhe oberhalb Fresnes. Dadurch war die Festung völlig eingeschlossen. Einzelne Posten bei Chapelle, Thivencelles, Wich unterhielten zwischen der Haisne und Schelde die Verbindung. Dampière, im Lager von Famars, ließ diese Einschließung ruhig geschehen. Seine Vortruppen standen unter Valenciennes nicht tiefer als bis St. Sauve.

Am 13. April mit Tagesanbruch ging Generalmajor Otto mit seinen leichten Truppen zwischen der Schelde und Ronelle vor, fand St. Sauve, Saultain und Curgies mit etwa 2000 Mann und 6 Kanonen besetzt, griff diese Orte an, und drängte den Feind nach dreistündigem Gefechte auf die Höhen von Famars. Er selbst nahm auf

den Höhen von Estreu Stellung. Diese Bewegung war geschehen, um den Marsch Koburgs in das Lager bei Onnaing zu sichern. Clerfait vertrieb den Feind aus dem Walde von Valenciennes und besetzte die Abtei von Vicogne, so wie die Orte Haisnes und Bruay. Die Franzosen hatten 2 Kanonen, 2 Pulverkarren und 60 Mann in den Händen der Verbündeten gelassen; diese aber nur 4 Todte und 33 Verwundete, darunter 2 Offiziere.

Auch die Preußen hatten an diesem Tage einige leichte Gefechte, indem sie, dem Befehle Koburgs zu Folge, eine Aufstellung zur entfernten Beobachtung von Lille von der Lys zur Schelde bezogen. Sie lehnten ihren rechten Flügel an Menin und vertheilten sich über Halluin, Roucy, Tourcoing, Lannoy, Croidemont bis Maulde; in diesem Lager setzte sich ihr linker Flügel. — Der Oberst Blücher mußte die Franzosen erst aus einigen Orten jagen, bevor diese Linie bezogen werden konnte. Man nahm dabei 1 Kanone, 1 Offizier, 17 Mann, 57 Pferde, und hieb 3 Offiziere und 30 Mann nieder.

Ueber diese gedehnte Stellung unzufrieden, schlug Knobelsdorf am 14. vor, mit seinem ganzen Corps ein Lager bei Waterloo zu beziehen, wodurch die Schelde, Tournay und Menin gesichert würden, worauf ihn Koburg am 16. nach Tournay rief, weil durch den Anmarsch der Engländer die Ausdehnung rechts nicht mehr so nothwendig war.

Der Marsch in's Lager von Onnaing sprach die Absicht Koburgs ziemlich deutlich aus, entweder Condé oder Valenciennes, oder beide Punkte zu gleicher Zeit anzugreifen. In der Nacht zum 14. ließ Otto vor Estreu eine Redoute aufwerfen; ein Gleiches geschah am Maierhofe, der etwa 1200 Schritte vor Onnaing, halbwegs nach

St. Sauve liegt. Früh Morgens suchten einige Hundert Freiwillige, die aus der Festung kamen, diesen Werken beizukommen; eine gleiche Zahl griff die Posten Clerfaits bei Raismes und Brouchay an und warfen Schanzen auf den Höhen von Anzain auf. Derlei kleine Gefechte wiederholten sich nun von Tag zu Tag. Die französischen Generale benützten die Gelegenheit, ihre neuen Truppen an den Krieg zu gewöhnen und die gesetzlosen Haufen des früheren Heeres wieder in die nöthige Ordnung einzuführen. Aus allen umliegenden Festungen brachen kleine Abtheilungen gegen die Vortruppen der Verbündeten los und hieben sich mit denselben herum. Koburg hatte noch am 15. den Obersten Fürsten Reuß mit einigen Truppen nach Bavay geschickt, um hier den Feind, der aus dem Mormaler Walde den linken Flügel des Heeres beunruhigte, zu vertreiben. Fürst Reuß bezog das kleine Lager bei Hoe, das die Franzosen inne gehabt hatten. Diese aber gingen durch den Wald nach Berlaimont und Pont an die Sambre zurück. Hauptsächlich erst in diesem Zeitpunkte strengten die Franzosen ihre Kräfte an, um dem Lager von Famars die gehörige Vertheidigungs-Fähigkeit zu geben. Sie verschanzten alle Zugänge, und schleppten auch, wie sie nur immer konnten, Vorräthe nach Valenciennes. Hätte Koburg diese Festung zugleich mit Condé eingeschlossen, so würde weder das Eine noch das Andere haben geschehen können; der Prinz aber fand zu solchem Unternehmen, denn der Angriff auf das Lager von Famars hätte als Einleitung dienen müssen, seine Kräfte nicht zureichend.

Er glaubte außer der Einschließung von Condé bis zum Eintreffen der Verbündeten, vorzüglich der hannöverischen Truppen, die erst in einem Monate erwartet

wurden, nichts thun zu können. Am meisten beunruhigte ihn die Lage Clerfaits zwischen der Schelde und den Wäldern von St. Amand. Eine Pontonsbrücke über die Schelde gab ihm zwar Verbindung mit dem Hauptheere; dieses aber zählte, die Entsendungen abgerechnet, nicht mehr als 11 Bataillons und 20 Schwadronen. Im Falle die Franzosen die eine oder die andere dieser beiden abgesonderten Hauptmassen angriffen, stützte sich Koburgs Hoffnung einzig auf die Beschaffenheit des Bodens, weil die Kriegsübung und der Muth seiner Truppen im offenen Gefechte den Sieg verbürgten.

Koburg glaubte, die jetzt so theure Zeit genügend zu benützen, indem er eine Note an alle unter ihm befehligende verbündete Feldherren richtete und zum Ueberbringer derselben den Oberst-Lieutenant Grafen Merveldt wählte, einen Offizier von ausgezeichneten Talenten, in welchen der Prinz das größte Vertrauen setzte, und der mündlich beifügen sollte, was etwa die Umstände in jedem einzelnen Falle erheischen konnten. Diese Note war folgenden Inhalts:

1) Indem die Lage der Truppen unter Clerfait von Tag zu Tag, und so zu sagen von einem Augenblicke zum andern mißlicher werde, so sey die Unterstützung derselben durch die Waffen der verbündeten Heere von höchster Wichtigkeit, und zwar vorzüglich, weil die Einschließung von Condé einzig von der Behauptung der Stellung dieser Truppen abhänge.

2) Se. königliche Hoheit der Herzog von York werde deßhalb auf das Eifrigste gebeten, alle englische Truppen unter seinem Befehle, sowohl die in Brügges anlangenden, als diejenigen, welche zu Ostende gelandet haben würden, so schnell als möglich nach Tournay marschiren zu machen, vor dieser Stadt ein Lager zu beziehen, um die Besatzung

von Lille zu beobachten und im Nothfalle die Preußen zu unterstützen.

3) Se. Excellenz der General von Knobelsdorf werde ersucht, mit allen Truppen, die bei Tournay stehen, am Tage noch, da der Herzog von York dort anlangen werde, nach St. Amand aufzubrechen. Das Lager von Maulde bliebe durch die preußischen Truppen besetzt. Die Hauptkraft des Corps werde in der Umgegend von Lécelles, diesseits des Baches, lagern, und den linken Flügel an den Kanal von St. Amand lehnen. — Der General werde seine Verbindung mit dem Corps des Generals Clerfait, das zwischen Bruay und Fresnes lagere, über den sehr wichtigen Punkt der Abtei von Vicogne behaupten, welche von Truppen Clerfaits besetzt sey, und werde gebeten, im Falle der Noth diesen Punkt, der etwas weit vom österreichischen Lager entfernt liege, und zu dem von dahin nur ein schlechter Weg führe, von St. Amand aus zu unterstützen.

4) Se. Durchlaucht der Prinz von Oranien werde dringend gebeten, sich mit der Mehrzahl seiner Truppen so bald als möglich nach Menin zu begeben, um bei der Hand zu seyn, Tournay zu besetzen, im Falle die Umstände erheischten, daß die Engländer, um näher an den Preußen zu seyn, nach dem Lager von Maulde zögen, welches dermalen noch von den Preußen besetzt sey. Auf der Linie von Ostende bis Menin genügten für den ersten Augenblick 2—3000 Mann, wovon der größte Theil in Ypern zu stehen kommen sollte.

5) Der Oberst Milius werde bis zum Eintreffen der Holländer das Regiment Wallis noch bei sich behalten. Sobald aber die Plätze von Ostende bis Menin von den Truppen der Generalstaaten besetzt seyn würden, ließe er

ohne Säumen das genannte Regiment über Tournay und Bruille zu Clerfait stoßen.

6) Da nunmehr von der bloß für den dermaligen Augenblick notbwendigen Besetzung der Plätze zwischen Ostende und Menin durch englische Truppen nicht mehr die Rede sey, so werde seine königl. Hoheit der Herzog von York seine Truppen so bald als thunlich im Lager vor Tournay sammeln.

Der Civil-Commissär, der sich von österreichischer Seite bei Sr. königl. Hoheit befinde, werde Allem aufbieten, um den englischen Offizieren Wagen für ihr Gepäcke und selbst Reitpferde für die Infanterie-Offiziere, nach deren Begehren, zu verschaffen. Im Falle Se. königl. Hoheit für die ersten Tage eine größere Zahl Reiterei brauchte, als dermalen in Ostende ausgeschifft sey, so wollte er den General Clerfait davon benachrichtigen, der ihm einige Schwadronen leihen würde.

Die Note, die einstweilen nur Vorschläge enthielt, trat in Ausführung, sobald die Engländer sich nahe genug befanden, um diese Ablösung mit Sicherheit vor sich gehen zu lassen. Am 20. trafen diese in Courtray, am 23. in Tournay ein, an demselben Tage bezogen die Preußen die Stellung von St. Amand.

Siebenter Abschnitt.

Koburg im Lager von Onnaing. — Stellung der Franzosen. — Sie wollen Condé entsetzen (1. Mai). — Absichten der Verbündeten auf Valenciennes, le Quesnoy, Dünkirchen, Lille und Maubeuge. — Abermaliger Versuch der Franzosen, Condé zu entsetzen (8. Mai). — Ihr Oberfeldherr Dampière getödtet; Lamarche tritt in seine Stelle. — Verlegenheit des Prinzen Koburg. — Verfügungen im verbündeten Heere. — Das Lager von Famars wird angegriffen (23. Mai), genommen und zur Belagerung von Valenciennes geschritten. — Die Franzosen im Lager bei Bouchain. — Custine, Oberfeldherr. — Ereignisse bei dem Beobachtungsheere vor Valenciennes. — Custine wird durch Kilmaine ersetzt. — Militärische Lage Frankreichs.

Den ganzen Monat hindurch blieb nun Koburg in dem Lager von Onnaing — der Hauptsache nach — unthätig stehen; die Postengefechte, von der Besatzung der umliegenden Festungen fortwährend unterhalten, ermüdeten die Verbündeten, und erhoben, obwohl sie selten glücklich für sie ausschlugen, den Muth der Franzosen. Zahlreiche Wagnisse der Einzelnen bewiesen dies. Man fürchtete im Lager der Kaiserlichen sogar, daß die von den Franzosen häufig verstreuten Flugschriften, welche die Truppen zur Entweichung und zum Aufruhre reizten, Eindruck machten, und der Kaiser befahl durch ein eigenes Handbillet, Gegenschriften drucken und durch vertraute Leute ebenfalls auf dem Felde verstreuen zu lassen, damit sie von seinen

Truppen gefunden würden, und es aussehe, als kämen sie aus der Hand für die Oesterreicher gut gesinnter Franzosen.

Bis gegen Ende des Monats hatte Dampière durch die aus dem Innern nachrückenden Verstärkungen (Aushebung in Folge des Decretes vom 21. Februar) bereits wieder ein Heer von 55,000 Mann gesammelt. 10,000 Mann derselben lagerten unter den Kanonen von Maubeuge und zwischen Philippeville und Givet; eben so viele befanden sich unter Lamarlière im Lager von St. Madelaine bei Lille, in dem bei Kassel und in der Umgegend von Dünkirchen. Die Hauptkraft, etwa 30,000 Mann stark, hielt das Lager von Famars. Als Zwischenposten von Famars und Madelaine wurden Hasnon mit 4 Bataillons, 12 Geschützen, Orchies mit 4 Bataillons, 8 Geschützen, und Romain mit 1 Bataillon, 2 Kanonen besetzt. So hatte Dampière eine Linie von der Maas zum Meere gebildet. Einem Befehl des Kriegsministers Bouchotte zu Folge sollten 12,000 Mann der Nordarmee nach der Vendée abgegeben werden, wo eben damals der Bürgerkrieg in hohen Flammen aufschlug. Dampière glaubte vor dem Abmarsche dieser Truppenzahl einen Schlag ausführen zu müssen. Er wollte die Verbindung mit Condé sich öffnen und den Prinzen Koburg nach Quikrain zurückdrücken. Dies sollte am 1. Mai geschehen. — Mit der Mitte, die Division des General Rozière als Unterstützung hinter sich, wollte er selbst über St. Sauve gegen Onnaing vordringen; seinem rechten Flügel unter Lamarche gab er die Richtung nach Saultain; sein linker sollte den Feldzeugmeister Clerfait beschäftigen; den Besatzungen von Maubeuge, le Quesnoy und Lille befahl er Scheinangriffe gegen die Flügel der Verbündeten.

Durch einen sehr rasch und kräftig geführten Angriff machte sich Dampière zum Meister von St. Sauve.

Lamarche warf die österreichischen Vortruppen aus Curgiers und Saultain; General Neyrode mit einem Theil der Besatzung von le Quesnoy drang bis Jalain vor. Beide wandten sich nun gegen die Ronelle, um die Stellung von Onnaing links zu umgehen. — Der österreichische General Otto, zu schwach, um dem Andrange der überlegenen Feinde zu stehen, zog zwar sein Fußvolk zurück, machte aber so trefflichen Gebrauch von seiner wenigen Reiterei, daß die Truppe im Lager vor Onnaing Zeit gewann, zum Angriffe vorzurücken. Vorzüglich bewies in diesem gefährlichen Zeitpunkte der linke Flügel der Vortruppe Otto's, den ein junger Offizier, der Oberst-Lieutenant Fürst Carl von Schwarzenberg befehligte, eine Beweglichkeit, Haltung und Kühnheit, die eben so sehr die Truppe als ihren Führer ehrten. Obwohl dieser Offizier nur 2 Schwadronen Uhlanen und 2 Compagnien Tiroler hatte, wagte er dennoch den Angriff von 3 feindlichen Bataillons und 4 Schwadronen aufzunehmen, und führte das Gefecht auf eine Weise, daß der Feind vorerst 6 Geschütze herbeizubringen für nothwendig hielt, mit denen er seinen Gegner, der nicht zu antworten vermochte, weil er keine einzige Kanone hatte, zwei Stunden beschoß. Darauf wurde der Versuch, längs der Ronelle nach Sebourg und in den Rücken des Heeres zu dringen, wiederholt, aber auch diesmal, obwohl mit verhältnißmäßig großem Verluste, von dem Fürsten Schwarzenberg abgeschlagen. Einstweilen rückte das erste Treffen des Heeres unter dem Feldzeugmeister Ferraris in die Richtung von St. Sauve, das zweite unter Feldzeugmeister Kolloredo gegen Estreu und Sebourg vor. Auf diesen Punkten war der Widerstand so heftig, daß die Truppen in der Linie von Saultain bis Jalain in's Handgemenge geriethen, und Ferraris einige Bataillons zur

Unterstützung an Kolloredo abgeben mußte. Hauptsächlich das Geschütz, welches Kolloredo gesammelt auf der Höhe von Sebourg aufführen ließ, verursachte Unordnung in dem rechten Flügel der Franzosen, der sich bald in die Dörfer Saultain und Curgiers zurückzog, sie in Brand steckte, und erst auf der Höhe vor Preseau wieder Halt machte. Kolloredo rückte ihm unaufgehalten nach, griff ihn abermals an, warf ihn über die Ronelle, und marschirte auf eben diesen Höhen, dem Lager von Famars gegenüber, auf. Zur äußersten Linken hieben die österreichischen Uhlanen unter dem Fürsten Schwarzenberg in die Besatzung von le Quesnoy ein, und verfolgten sie bis an die Thore der Festung.

Das österreichische Heer hatte sonach eine Rechtsschwenkung gemacht, und Ferraris rückte nicht über St. Sauve hinaus, bis nicht Kolloredo auf der Höhe von Preseau stand. Dann jagte auch er den Feind bis auf die letzte Höhe vor der Festung.

Auf dem linken Scheldeufer hatte sich das Gefecht größtentheils auf Geschützfeuer beschränkt. Nur die Posten von Raismes und die Abtei von Vicogne wurden viermal mit großer Heftigkeit angegriffen, aber muthvoll gehalten. Zwei Bataillons Preußen (Regiment Kalkstein), von dem General Knobelsdorf selbst geführt, unterstützten hier auf das Thätigste den General Clerfait. — Die Besatzung von Maubeuge hatte den Feldmarschall-Lieutenant Latour nur schwach angegriffen. Es kam zu einem Reiter-Gefechte, wo die Dragoner von Koburg eine entscheidende Ueberlegenheit an Gewandtheit bewiesen, und den Feind tüchtig mitnahmen. Eben so wenig sagte der Angriff auf Orchies, den ein Theil der Besatzung von Lille ausführte. Zwar nahmen die Franzosen das Dorf Rhume den 100 Hanno-

veranern, die es vertheidigten, ab; als aber der eben angekommene Herzog von York ein hannöverisches Bataillon und 2 österreichische Schwadronen Küraßiere in das Dorf eindringen ließ, so wurden die Franzosen bald nach Romain geworfen.

Der Verlust der kaiserlichen Truppen betrug an diesem Tage an Todten und Verwundeten nicht weniger als 15 Offiziere, 634 Mann und 134 Pferde. Der des Feindes wurde damals nicht bekannt, doch gaben ihn die französischen Quellen späterhin auf 2000 Mann an (Victoires et Conquêtes I, 146). Die Kaiserlichen behielten 10 Kanonen, 4 Haubitzen und 18 Pulverkarren vom Feinde in Händen. Gefangene wurden nur wenige eingebracht. Die Convents-Commissäre erwähnen in ihrem Berichte vier verwundeter Generale, und schildern das Feuer einer österreichischen Batterie des linken Flügels als besonders verheerend. Dennoch hatten die Franzosen einen Muth und eine Ausdauer gezeigt, die Dampière kaum erwartet hatte, und die Commissäre meldeten daher dem Convent, daß die Unternehmung des heutigen Tages, obwohl mißlungen, künftige Siege verbürge. Das österreichische Heer blieb in der eingenommenen Stellung, von St. Sauve nach Preseau, stehen, und rückte erst am Morgen des 2. Mai in das Lager von Onnaing zurück. Kaum war diese Bewegung bewerkstelligt, so vertrieben einige Haufen die österreichischen Posten vor der Höhe zwischen Preseau und Saultain, und begannen eine Schanze aufzuwerfen. Aber General Otto ließ sie damit nicht zu Ende kommen, griff mit 2 Bataillons, 4 Küraßier-Schwadronen und einigen Husaren das Dorf Preseau und das Erdwerk an, nahm beides in Besitz, und ließ nun selbst eine Redoute vor

dem Dorfe Saultain zur Behauptung der vorliegenden Höhe anlegen. Einige 60 Franzosen wurden niedergehauen.

Vier Wochen waren beinahe vorüber und noch hatten die Verbündeten nichts Entscheidendes unternommen. Condé, unvermuthet eingeschlossen, und, wie man berichtet war, nicht eben zum Besten mit Lebensmitteln versehen, versprach keinen langen Widerstand. Koburg beschloß jetzt, wo Truppen in hinlänglicher Stärke angelangt waren, es zu nehmen. Da er sich jedoch in diesem Punkte gerne eine Stütze für die weitern Unternehmungen erhalten wollte, so sollte keine förmliche Belagerung, sondern nur eine Bewerfung vorgenommen werden. Dadurch hoffte man die Magazine in der Festung zu verbrennen, und so die Uebergabe in 14 Tagen bis 3 Wochen zu erzwingen. Um aber, da man als möglich voraussetzen mußte, daß vielleicht, durch besondere Entschlossenheit der Bürger und Soldaten, die Festung sich an 2 Monate halte, die Zeit nicht unnütz vorüber gehen zu lassen, so wollte man gleichzeitig zur Belagerung irgend einer andern Festung schreiten.

Die verwendbare Kraft war zu Anfang Mai schon sehr bedeutend, sie mußte bis halben Mai noch um Vieles zunehmen. Die Oesterreicher, welche einen Theil des über der Maas gestandenen Hohenlohe'schen Corps und mehrere zur Deckung der Magazine entfernt gestandene Abtheilungen an sich gezogen hatten und 45,000 Mann betrugen, erwarteten bis zu diesem Zeitpunkte 50,000 Mann zu zählen; die Engländer und Hannoveraner mußten bis auf 20,000 Mann, die Holländer nach Abschlag der zwischen Menin und Ostende zurückgebliebenen Truppen auf 10,000 Mann anwachsen. Hiezu die Preußen mit 9,000 Mann

gerechnet, so zählte das um Condé und Valenciennes stehende verbündete Heer 89,000 Mann.

Die Blicke Einiger waren noch immer auf Lille gewendet, da man aber 40 bis 50,000 Mann zur Belagerung dieses Platzes für nothwendig hielt, diese 4 Monate dauern konnte, und folglich vor Ende December nicht mit Wahrscheinlichkeit auf die Uebergabe der Festung zu rechnen war; da ferner, außer einem Beobachtungsheer vor Lille, auch gegen Valenciennes und Maubeuge, um Mons zu decken, wenigstens 25,000 Mann nothwendig wurden, so mußte man von einem solchen Unternehmen abstehen und die Blicke auf Valenciennes wenden.

Meister dieses Platzes zu werden hoffte man, wenn man 25,000 Mann auf dessen Belagerung verwenden konnte, längstens in zwei Monaten.

Da man vor Condé nur 8,000 Mann nöthig hatte, eine gleiche Zahl vor Maubeuge zur Beobachtung genügte, vor Tournay endlich eine nach allen Richtungen verwendbare Unterstützung nicht über 20,000 Mann zu zählen brauchte, so blieben, diese 36,000 Mann abgerechnet, noch 53,000 Mann, um den Feind aus seinem verschanzten Lager zu schlagen und Valenciennes zu berennen. Aber selbst diese Kraft schien dem Prinzen Koburg noch immer zu schwach für eine eigentliche Belagerung, weil das Beobachtungsheer nach seinen Ansichten auch dann noch 40,000 Mann zählen mußte, wenn der Feind geschlagen war, indem sich dieser unter den Wällen von Bouchain und Douai sammeln nnd wieder angriffsweise vorrücken konnte. Die Belagerung sollte daher bis gegen Ende Mai aufgeschoben werden, wo noch mehrere Unterstützungen erwartet wurden. — Ein mehr genügender Grund für diesen Aufschub war der Umstand, daß vor

Anfangs Juni das Belagerungsgeschütz nicht anlangen würde. Mit ihm zugleich erwartete Koburg an Oesterreichern 4 Bataillons und 1 Husaren = Regiment, dann 8,000 Mann in englischen Sold genommene Hessen, mithin ungefähr 14,000 Mann; dadurch stieg das ganze für Valenciennes verwendbare Heer auf 67,000 Mann, und wenn man 40,000 Mann zur Beobachtung abrechnete, so blieben 27,000 für die Belagerung. Koburg entwarf nun folgende nähere Truppenvertheilung. Von den 50,000 Kaiserlichen sollten die Einschließung von Condé und die Beobachtung von Maubeuge besorgt, folglich 16,000 Mann verwendet werden, und somit 34,000 Mann für Valenciennes brauchbar bleiben. Hiezu wollte er an Engländern und Hannoveranern 20,000 Mann ziehen, was zusammen 54,000 Mann gäbe. Rückten mit Ende Mai die erwarteten 8,000 Hessen und 6,000 Oesterreicher ein, so sollte das Belagerungsheer aus 20,000 Oesterreichern und 8,000 Hessen, das Beobachtungsheer aus ebenfalls 20,000 Oesterreichern und 20,000 Engländern und Hannoveranern bestehen. Der Erbprinz von Oranien sollte mit 10,000 Mann bei Tournay sich aufstellen, rechts den gegen die Gränze von Flandern vertheilten 5000 Mann, links den bei St. Amand stehenden preußischen Truppen die Hände bieten. Diese würden ebenfalls mit dem Hauptheere in genauer Verbindung bleiben und nach Umständen von ihm unterstützt werden oder dasselbe unterstützen.

Sollte vor oder während der Belagerung von Valenciennes das französische Heer geschlagen werden, so nahm der Prinz sich vor, nach dem Falle von Condé le Quesnoy anzugreifen, wozu nicht mehr als 10 — 12,000 Mann und 3 bis 4 Wochen Zeit hinreichend schienen. Die Nähe beider belagerten Festungen würde dann nur ein einziges

Sicherungsheer nothwendig machen. War, wie man erwartete, Valenciennes mit Ende Juli gefallen, so ging der von Koburg angenommene Vorschlag des Obersten Mack dahin, nach Zurücklassung von 6,000 Mann in Valenciennes und Condé und von 17,000 Mann, die bei Bavay, Malplaquet oder Bettignies aufgestellt werden und Mons decken sollten, sich plötzlich mit dem Hauptheere, was dann etwa 60,000 Mann zählen würde, auf Lille zu werfen. Dort blieben 10,000 Mann stehen, um vereinigt mit den Holländern und Preußen diesen Platz zu beobachten oder auch zu berennen. — Die übrigen 50,000 Mann hätten unaufgehalten den Marsch nach Dünkirchen fortzusetzen und den Feind in seinen Linien anzugreifen. Der Belagerungszug würde dem Heere folgen, Holland und England hätten das Nöthige herbeizuschaffen, um sich seiner schleunigst wieder bedienen zu können. Mit Ende August sollte Dünkirchen genommen seyn.

Dann zöge der größte Theil des Heeres wieder nach Lille zurück, schlöße die Festung vollkommen ein, verschanzte sich auf vortheilhaften Punkten und sicherte die Einschließung so, daß sie auch während des Winters fortgesetzt werden könnte, im Fall dieser große Platz nicht früher durch Bewerfung zur Uebergabe gezwungen werden sollte.

Dieser Plan, der deutlich den Charakter einer halben, durch ganz fremdartige Rücksichten erzwungenen Maßregel trägt, und so wie das ganze Benehmen seit den ersten Tagen des Aprils auf Verlegenheit, Unentschiedenheit und Unfähigkeit im Hauptquartiere deutet, wurde von dem Prinzen allen Befehlshabern der Verbündeten vorgelegt und dem Kaiser eingeschickt. Jene forderte der Prinz zur eifrigsten Theilnahme, und die am Rhein und im Luxemburgischen stehenden Heere insbesondere auf, durch heftige

Anfälle auf den entgegenstehenden Feind zu verhindern, daß er nicht Truppen nach der niederländischen Gränze abschicke; — diesen bat er, noch 25—30,000 Mann Verstärkung nachrücken und zwar bis Ende Juli eintreffen zu lassen. Mit diesen Mitteln, äußerte der Prinz, hoffe er einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen, und der Monarchie einen dritten Feldzug zu ersparen. Griffen alle Theile mit Treue und Redlichkeit in einander, so glaubte er, während einerseits das Heer auf Lille und Dünkirchen losginge, auch zur Belagerung von Maubeuge schreiten und Bestürzung und Schrecken im feindlichen Gebiete verbreiten zu können. Hätte man aber das Unglück, eine Schlacht zu verlieren oder eine Belagerung aufheben zu müssen, so würde man sich, wenn die erbetenen Verstärkungen einträfen, doch wieder aufraffen, um abermals vor einer Festung erscheinen zu können, welches bei den dermaligen Kräften nicht wohl thunlich sey. — Den Prinzen beängstigte immer noch die Möglichkeit, daß Preußen oder England sich von dem Bündnisse mit Oesterreich lossprächen. Auch diese Möglichkeit führte er als Grund für die Nothwendigkeit einer Nachrückung an, damit er in diesem Falle auch allein im Stande sey, die Niederlande zu decken. Der Marsch nach Dünkirchen sey ohnedies ein Opfer, das er den Engländern bringe, und wozu er die Verpflichtung habe eingehen müssen, um sie dermalen, wo er sie noch nicht entbehren könne, fest zu halten.

Der Kaiser billigte den vorgelegten Plan und ließ durch seine Minister zu Haag und London die Mitwirkung der Verbündeten betreiben. Die eben auf dem Marsche nach dem Rhein begriffenen österreichischen Unterstützungen (17 Bataillons, 16 Schwadronen) erhielten die Bestimmung, ungetheilt nach den Niederlanden sich zu wenden.

Vergleicht man die Zahl der in den Niederlanden sich gegenüberstehenden französischen und verbündeten Truppen; — bedenkt man den Vortheil des Augenblicks, den die letzten nach der Auflösung des von Dumouriez geführten Heeres für sich hatten; — bedenkt man die Ordnung, Abrichtung, den militärischen Geist, den geregelten Muth, der unter den Verbündeten und vorzüglich unter den Oesterreichern herrschte; dann wieder die Zügellosigkeit, die Unbekanntschaft mit dem Dienste, die Tollkühnheit, welche die Franzosen bezeichneten, so ist Alles seit dem 1. April Geschehene, und Alles, was in diesem Jahre noch folgt, militärisch räthselhaft. Frankreich war verloren, wenn die Verbündeten nur vorwärts marschirten. Es gab keinen Weg der Rettung für dasselbe. Nur die Hoffnung Weniger wagte sich an den unwahrscheinlichen Glauben zu halten, die Sieger würden den hohen Werth ihres Vortheiles und ihrer Zeit an den geringen Gegeneinsatz der Festungen verspielen. Wenn Festungen jemals ein Land gerettet haben, so war das jetzt der Fall; aber es wird auch wenige Beispiele geben, wo der Sieger, so wie jetzt, Alles gethan, was nur immer die feindlichen Festungen als wichtiges und entscheidendes Hinderniß hervorheben mußte. Nicht genug, daß 80,000 Verbündete einem vernichteten Feinde die Gefälligkeit erzeigten, einstweilen und bis er wieder im Felde erscheinen konnte, sich überhaupt mit festen Plätzen abzugeben, — sie griffen auch nicht, wie vormals Eugen und Marlborough, mit einem kleinern Heere, als Koburg führte, gegen einen geordneteren und stärkeren Feind, als Dampière und seine Nachfolger waren, rückwärtig gelegene Plätze an, indem sie sich gegen die vordern deckten; sie benützten nicht im Geringsten die Lücken dieses ersten Festungsgürtels, und faßten vielmehr das

Wild an der Stirne; — sie griffen nicht einmal ernsthaft an, sondern tändelten acht kostbare Wochen um zwei kleine Plätze herum. Damit ihnen aber, wenn diese Plätze genommen, die dadurch erzwungene, ohnedies schon viel zu theuer bezahlte Oeffnung nichts nütze, wollten sie dann die beiden Endpunkte dieser Fronte angreifen, damit, wenn diese genommen waren, abermals für die eigentliche Fortsetzung des Krieges nichts gewonnen war. Wenn auch alle diese Plätze fielen, so stand das Spiel ungefähr so, als wenn sie nicht fielen.

Während die Verbündeten noch über diesem Plane lagen, entwarf Dampière abermals einen in Rücksicht auf die Schwäche und wenige Bildung seiner Truppen unklugen Angriff. Aber die Nothwendigkeit, für Condé etwas zu thun, und seine Stellung als Oberfeldherr unter einer Regierung, wie der Convent, rechtfertigen ihn. Er hatte aus dem Lager bei Famars und aus jenem auf den Höhen von Anzain am andern Ufer der Schelde lebhaft den kleinen Krieg unterhalten, auch durch Parteien und aus den Festungen die ganze Postenlinie der Verbündeten vom Meere bis an die Sambre thätig beunruhigen lassen. Der Vortheil kam öfter als vormals auf seine Seite; dies erhob die Zuversicht seiner Truppe. So hatte der französische General Stettenhofen am 6. Mai die Quartiere von Boesbrughe und Poperingen, wo 1 Bataillon Mich. Wallis, 1 Schwadron Blankenstein-Husaren, und eine Abtheilung Jäger unter dem Obersten Milius die Vorposten der Holländer hielten, mit Erfolg angegriffen. Ausfälle von le Quesnoy am 7. Mai auf den Fürsten Reuß und den linken Flügel des Generals Otto, aus Maubeuge auf die Posten an der Sambre, — aus Valenciennes auf St. Sauve und Saultain, aus Lille auf St. Amand unternommen,

bereiteten den Hauptangriff, der am 8. geschah, vor, indem sie einstweilen die Aufmerksamkeit der Verbündeten von der Angriffsseite abziehen sollten.

Am 8. nach 7 Uhr Morgens sahen sich die Posten Clerfaits plötzlich und in der ganzen Ausdehnung ihrer Stellung angegriffen. Wir wissen, daß diese sich mit dem linken Flügel bei Bruay an die Schelde stützte, und über Raismes und Vicogne durch den Wald gegen Hasnoe zog, wo sie sich an die Aufstellung der Preußen schloß. Die Hauptkraft der Franzosen war aus dem Lager von Famars auf die Höhen von Anzain gerückt, und vereinigte sich mit den Truppen, die seither auf diesen Höhen gelagert hatten. Mehrere Batterien schweres Geschütz krönten diese Höhen und wurden nach und nach so weit gegen Raismes und gegen die Abtei von Vicogne vorgebracht, daß sie ein sehr hitziges Feuer auf diese Punkte beginnen konnten. Das Feuer dauerte nur kurze Zeit, dann gingen die Franzosen in den Sturm über, den sie mit ungemeiner Heftigkeit ausführten, und nach dem ersten mißlungenen Versuche mit großem Nachdruck wiederholten. General Wenkheim mit den Walloner Regimentern Würtemberg, Ligne und Vierset, dann mit Abtheilungen der preußischen Regimenter Kalkstein und Knobelsdorf war es, der den Andrang dieser wilden Haufen brach. Das Grenadier-Bataillon Rousseau, dann die Infanterie-Bataillons Anton Esterhazy, Wartensleben und Brentano rückten als Unterstützung nach, sobald Dampière auf's Neue seine Truppen zum Sturm vorführte.

Vierzehn Stunden hindurch schlug man sich vor und in diesen Orten; fünfmal ward der Angriff wiederholt und jedesmal zurückgewiesen. Der Ungestüm der Franzosen reichte gegen die Kaltblütigkeit und Ordnung der

Oesterreicher nicht aus. — Einstweilen hatte auch Lamarlière die ganze Strecke von Belleporte über Rumegies bis St. Amand angegriffen, und seinen rechten Flügel (Division des Generals Doponche) über die Scarpe geschickt, wo er gemeinschaftlich mit Dampière im Walde von Vicogne focht und endlich Nachmittags, nachdem abermals 7 Bataillons über die Scarpe gesetzt und ihn verstärkt hatten, im Rücken der Abtei selbst erschien. Dampière erneuerte seine Anstrengungen, aber der Erfolg war auch jetzt nicht auf seiner Seite. Die Brigade Hedouville, welche Raismes angriff, konnte den Ort nicht nehmen.

Zwischen dieser Brigade und den Truppen, welche gegen die Abtei standen, blieb eine gefährliche Lücke. Dampière hatte eben einige Bataillons dahin geführt, durch sie die Posten der Oesterreicher zum Theile zurückgedrängt, und machte sich bereit, mit 8 Bataillons und 200 Jägern eine Schanze, welche Raismes deckte, zu nehmen, als eine Kanonenkugel ihm das Bein zerschmetterte. — Es war schon Abends, da dies geschah. — Sein Fall hatte den Rückzug der Franzosen zu Folge. — Das Gefecht, eines der heftigsten, was in diesem Kriege geliefert worden war, brach unter dem Schutze der Dunkelheit ab.

Der Angriff auf St. Amand war mehr zum Schein, als um sich wirklich dieses Punktes zu bemeistern, geführt worden, und blieb ohne Erfolg. Auch war Lamarlière nicht stark genug, um gegen die preußischen Truppen obzusiegen, denn besorgt für seine Linke, die er von Tournay aus sehr in Gefahr glaubte, hatte er schon in Belleporte 3 Bataillons mit 6 Kanonen zurückgelassen, und außerdem den General Chaumont nach Rumegies entsendet, um diesen von Hannoveranern besetzten Ort anzugreifen, und

überhaupt in der Richtung gegen Tournay auf der Hut zu seyn.

Am rechten Scheldeufer unterhielten die Franzosen ein heftiges Geschützfeuer, und nur auf ihrem äußersten rechten Flügel brachen von Maubeuge und le Quesnoy kommende Abtheilungen unter General Nesgrede gegen Jalain vor, und drohten mit einer größern Unternehmung. General Otto ließ seine Reiterei in die feindlichen Abtheilungen einhauen, worauf diese alsbald in die Linien von Famars und nach le Quesnoy zurückwichen. — Der Verlust Clerfaits an diesem Tage belief sich an Todten und Verwundeten auf 23 Offiziere, 525 Mann, 7 Pferde. Jener der Franzosen wurde auf 1000 Mann geschätzt. Ihrer eigenen Angabe zu Folge stieg er bis auf 1500 Mann.*)

Die Betäubung, welche der Fall Dampière's unter den Franzosen im ersten Augenblicke hervorbrachte, war allgemein, und drohte sie zu verderben, wenn der Gegner diesen Augenblick nützte.

Dampière hatte durch einen unablässigen, man möchte sagen, erfinderischen Eifer die vielleicht nicht ganz reine Art, wie er zum Oberbefehle kam, vergessen machen. Er hatte den Ehrgeiz, dem Vertrauen ganz zu entsprechen, das er vom Convente gefordert und erhalten.

Seine Persönlichkeit, die gerne hervortrat, den Schein und die Auszeichnung liebte, sprach die Menge an. Er hatte in kurzer Zeit sehr günstig auf sie gewirkt. Mit seinem Tode war das Heer als verwaist zu betrachten, und dessen Lage gefährlicher als je, da man im französischen Lager voraussetzte, daß die lange Unthätigkeit

*) Victoires et conquêtes. I., 147.

Koburgs eben jetzt enden werde. Mit allen Zeichen kriegerischer Achtung wurde Dampière, der bald, nachdem er die Wunde erhalten, starb, im Lager von Famars begraben, und ihm ein Trauergerüste dort aufgerichtet. General Lamarche nahm einstweilen den Oberbefehl. Aber Koburg war weit entfernt, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Vielmehr machten ihn das Gefecht vom 8. und die Berichte Clerfaits und Knobelsdorfs über die Heftigkeit des französischen Angriffs noch besorgter und unentschiedener.

Clerfait hatte ihm geschrieben, er zweifle, auch bei dem besten Willen in die Länge solchen Angriffen widerstehen zu können, und halte bei Hergnies eine Pontonsbrücke über die Schelde, so wie auch eine über den Kanal für unerläßlich, um nicht zwischen die Wasser geworfen zu werden, und einen sicheren Rückzug zu haben. Knobelsdorf, der an diesem Tage 5 Offiziere und 300 Mann verloren und viele Munition verschossen hatte, erklärte sich, bei ähnlichen Angriffen nicht mehr im Stande zu seyn, den General Clerfait zu unterstützen. Er würde es selbst diesmal nicht haben thun können, wenn nicht 3 Bataillons Engländer, geführt durch den Herzog von York, zu seiner Hülfe herangerückt wären.

Der Gedanke, daß mit jedem Gefechte ein Theil seiner Truppen verloren war, während die Franzosen ihren Unterstützungen so nahe sich befanden, — diese Bangigkeit vor der Entfernung der Quellen der Kriegsmittel überhaupt befiel jetzt den Prinzen Koburg eben durch diese Vorstellungen der Generale und durch die Beweise, welche die Franzosen von ihrer Tüchtigkeit im Angriffe gaben, mehr als je. Der Prinz wendete sich daher abermals auf das Dringendste an den Hofkriegsrath, und bat um Verstärkung. Er sagte voraus, daß durch wiederholte Gefechte

das Heer bis zu dem Zeitpunkte, wo Belagerungen vorgenommen werden sollten, so herabgekommen seyn werde, daß er nichts, was den Waffen zur Ehre gereicht, würde ausführen können; ja, daß es dann aufgerieben und gezwungen seyn werde, sich vertheidigungsweise zu verhalten, und einen schlechten Frieden zu machen. „Das Heer erscheint groß auf dem Papiere," fuhr er fort, „aber sein Stand ist weit geringer und nothwendiger Weise vertheilt. Die Verbündeten erscheinen überdies später und schwächer, als man berechnete. Er bitte daher, daß man den Marsch der 25 -- 30,000 Mann beschleunige, um welche er den Kaiser ersucht habe. So ungeheuer auch die Kosten des Krieges seyen, so würde doch unter Verhältnissen wie die dermaligen die eigentliche Verschwendung nur in verderblichen Ersparnissen liegen."

Der Hofkriegsrath hielt sich dagegen an das Frankfurter Uebereinkommen, und bewies dem Prinzen, daß dermalen schon statt der 120,000 Mann, wozu sich Oesterreich verpflichtet hatte, 135,000 Oesterreicher am Rheine, in den Niederlanden und im Luxemburgischen zu Felde stünden, und, wenn die Unterstützungs-Truppen bei dem Heere eingetroffen seyn würden, diese Zahl gar auf 168 000 steige, darunter 35,000 Reiter. Zählte man nun zu diesen Kräften die der Verbündeten, wie sie in jenem Uebereinkommen bestimmt worden waren, so würde die Gesammtzahl der auf dieser Grenze gegen Frankreich streitenden Heere 297,000 Mann betragen. — Und damit war die Sache abgethan. —

Diese Umstände trugen bei, den Prinzen Koburg fortwährend in Unthätigkeit zu erhalten. Er glaubte sein Heer zu stärken, wenn er nichts thue. Gerade das Entgegengesetzte glaubten, was ihr Heer betraf, die Franzosen.

Sie gaben an keinem Tage das Vorrecht des Angriffs auf, neckten und quälten die Verbündeten auf allen Punkten, und hatten noch in der Nacht zum 9. Mai gegenüber der Abtei von Vicogne einen Posten verschanzt, den sie während des 9. als Anhaltspunkt für ihre Neckereien einübten. Dies bewog Clerfait, ihnen denselben schon am 10. abzunehmen, was auch mit Anbruch des Tages geschah. Drei Abtheilungen, durch den Oberst-Lieutenant Rousseau und die Majors Graf Cloe und d'Aspre geführt, dann 300 preußische Freiwillige, überfielen die Schanze, machten die Mehrzahl der Besatzung (3 Offiziere und 170 Mann) nieder und brachten den Rest (10 Offiziere und 150 Mann) als Gefangene ein. Clerfait hatte an diesen beiden Tagen ebenfalls 10 Offiziere, 275 Mann und 40 Pferde verloren. Die Wegnahme dieser Schanze minderte in den nächsten Tagen die Postengefechte, jedoch nur wenig.

Der halbe Mai war gekommen, und nun rückten die Verbündeten nach und nach dem Heere zu. Koburg gab demselben eine veränderte Eintheilung, und zwar: das Corps des Prinzen Hohenlohe, welches seither im Luxemburg'schen und Trier'schen gestanden hatte, und davon ein Theil an die Maas gerückt war, wurde in drei Theile gesondert, wovon der eine die Mosel, der andere Luxemburg, der dritte die Verbindung von Namur mit dem Hauptheere sichern sollte. Die Feldmarschall-Lieutenants Blankenstein, Schröder und Beaulieu erhielten über diese 3 Abtheilungen den Befehl, die zusammen (die Besatzung von Luxemburg mit eingerechnet) 31,940 Mann stark ausgemessen waren, darunter 6207 Reiter. Der Prinz Hohenlohe, durch diese Eintheilung entbehrlich, wurde in's Haupt-Quartier gerufen, um den Obersten Mack, dessen Gesundheitsumstände den Felddienst nicht länger zuließen, und

der zugleich überdrüssig seiner bisherigen Verwendung war, in der Stelle des General-Quartiermeisters zu ersetzen.

Das kaiserliche Hauptheer zerfiel in die Truppen unter Latour bei Bettignies; in jene unter General-Major Werneck bei Bavay; in die Truppe, welche Condé umgab; in die bei Orcy und Ypern entsendeten Abtheilungen; endlich in die vor Valenciennes stehende Hauptkraft; zusammen 54 Bataillons, 88 Schwadronen, deren ausrückender Stand 49,587 Mann (darunter 11,143 Reiter) betrug. Die Engländer und Hannoveraner wurden auf den linken Flügel des kaiserlichen Hauptheeres gezogen, lehnten sich rechts an Rombies, links an Sebourg.

Die Preußen behielten ihre Stellung bei St. Amand. Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien nahmen mit 12 Bataillons und 12 Schwadronen eine Stellung bei Orcy vor Tournay. Ihre Vorposten gingen von Tantignye über Rhumes, Eplechieu, Lamain bis la Tombe. Der Feind im Lager von St. Madelaine hielt hier die seinigen von Bachy gegen Basieux.

In Flandern befand sich der Prinz von Oranien bei Menin mit 8 Bataillons, 8 Schwadronen. Er gab Besatzung nach Ypern, Knoke, Furnes, Ostende.

Am 20. Mai begann man endlich im Hauptquartier die Nothwendigkeit zu fühlen, die seit dem 1. April still gestandenen Unternehmungen weiter zu führen. Man entschied sich Tags darauf für den Angriff des Lagers auf Famars als Einleitung zur Belagerung von Valenciennes.

Das Lager von Famars bestand in einer Reihe durch getrennte Erdwerke befestigter Höhen zwischen der Ronelle und dem Ecaillon. Der linke Flügel war an Valenciennes gelehnt, der rechte stand auf den Abfällen von Manig

gegen Artre. Erdwerke von großem Umfange und sehr starkem Durchschnitte krönten diese Abfälle. Von nicht minderem Gehalte waren diejenigen, welche die Franzosen längs der Fronte des Lagers, die mit der Ronelle gleich lief, erbaut hatten, und welche vorzüglich die an diesem Bache liegenden und von ihnen besetzten Ortschaften beherrschten. Famars, Petit-Aulnoit und einige Gehöfe waren in das Lager eingeschlossen. Hinter Aulnoit und Sameon macht die Ronelle eine nach dem Lager eingehende Krümmung. Ueber diese legten die Franzosen eine starke Truppe vor, und deckten dieselbe mit drei durch Linien unter sich verbundene Redouten. Durch dieses Vorwerk waren die Lager der gegenseitigen Heere einander so nahe, daß sich die äußern Verschanzungen beinahe durch Feldgeschütz erreichen konnten.

Im Lager von Famars selbst mochten an 20,000 Mann vereinigt seyn; 4 bis 5000 besetzten jenseits der Schelde die unter dem Feuer der Citadelle von Valenciennes liegenden verschanzten Höhen von Anzain und hatten ihre Vortruppen im Walde von Vicogne längs der Straße von Raismes nach Aubry hinter Verhauen und Erdwerken.

Zum Angriffe auf diese Lager wurde das verbündete Heer in drei Hauptcolonnen und zwei Seitencolonnen getheilt, und erhielt folgende Weisung:

Erste Hauptcolonne: Herzog von York (16 Bataillons, 28 Schwadronen, 38 Stücke Reservgeschütz, 8 Pontons und 6 Laufbrücken). Sammlungspunkt links von Curgiers. Bestimmung: Auf der Berghöhe zwischen Preseau und Maresche vorzumarschiren, über die Ronelle zu gehen, und das Lager in seiner rechten Flanke anzugreifen.

Zweite Hauptcolonne: Feldzeugmeister Graf Ferraris (12 Bataillons, 12 Schwadronen, 23 Stück Reservgeschütz,

5 Laufbrücken). Sammelpunkt: Zwischen Saultain und der zweiten Windmühle von Curgiers. Bestimmung: den Feind aus den Verschanzungen diesseits der Ronelle zu werfen und links von Aulnoit unter dem Schutze des Geschützes entweder wirklich über die Ronelle zu gehen, oder wenigstens alles zu thun, was dem Feinde dies Unternehmen anscheinlich machen kann.

Rechte Seitencolonne: Feldmarschall-Lieutenant von Oeder (6 Bataillons, 6 Schwadronen mit 2 Zwölfpfündern). Sammelpunkt: Zwischen Onnaing und Estreu. Bestimmung: die Besatzung von Valenciennes zu beobachten, so wie die nach Mons und le Quesnoy führenden Straßen, und deßhalb so nahe an die Festung zu rücken, als angeht.

Linke Seitencolonne: General-Major von Otto (2 Bataillons, 12 Schwadronen, 8 Stück Reiter-Geschütz). Sammelplatz: Auf dem linken Flügel des Lagers. Bestimmung: nach Villerspol, der Besatzung von le Quesnoy entgegen zu rücken; diese anzugreifen, wo sie zu finden, und so dem Heere Flanke und Rücken zu decken.

Dritte Hauptcolonne: Feldzeugmeister Clerfait. Greift den Wald von Aubry und das Lager von Anzain an, schneidet dem feindlichen Heere wo möglich den Rückzug nach Bouchain ab, oder hält wenigstens die jenseits der Schelde stehende feindliche Abtheilung im Schach.

Mit diesem Hauptangriffe vor Valenciennes sollten Nebenangriffe auf der ganzen Linie von Maubeuge bis Dünkirchen verbunden werden.

Der Erbprinz von Oranien wurde daher ersucht, gegen Lille und Orchies vorzurücken und sich des Letztern zu bemeistern. General von Knobelsdorf sollte den Posten von Hasnoe, von St. Amand an der Scarpe aufwärts

gelegen, den die Franzosen verschanzt hatten, als ihren Verbindungspunkt, nehmen. Latour und Werneck erhielten Befehl, den Feind an der Sambre anzugreifen. Und so erhielt auch am äußersten rechten Flügel der Prinz Friedrich von Oranien eine Einladung ähnlichen Inhalts. Den Erfolg des Angriffes auf das Lager von Famars auch noch durch Ueberraschung zu verbürgen und zu erhöhen, wurde keine der gewöhnlichen Vorsichten versäumt, um das Unternehmen geheim zu halten. Eine doppelte Postenkette sicherte vor Spähern; die Truppen selbst erfuhren nicht früher den Aufbruch, als bis sie um Mitternacht geweckt, gestellt und durch Offiziere des Generalstabs auf die bestimmten Versammlungsplätze geführt wurden. Gezelte und Gepäcke blieben unter geringer Bedeckung zurück.

Sobald der Tag anbrach, rückten die Colonnen vor. Dichter Nebel lag über der Gegend und Reiter-Abtheilungen mußten den Feind in den gewählten Richtungen erst aufsuchen. Sie warfen dessen Posten an die Ronelle. Der Oberst Mack wurde bei diesen kleinen Gefechten verwundet. Vor dem Dorfe Artre hielt ein größerer feindlicher Aufnahmsposten, sowohl Reiterei als Fußvolk. Er ward von den Oesterreichern schnell geworfen, und diese drangen mit den Flüchtigen gleichzeitig in den Ort, den sie jedoch stark besetzt fanden, und wieder räumen mußten. Fünf Batterien, auf den jenseitigen Höhen errichtet, beherrschten das Dorf und die Ronelle; alle Fuhrten waren von den Franzosen durchstochen worden. Der Herzog von York suchte das Feuer der feindlichen Batterien zu fesseln, indem er ihnen heftig antworten ließ, zog aber seine Truppen links gegen Mareche, um hier den Uebergang zu versuchen. Dieser gelang auch. Fünf Züge Husaren unter dem Major Waina setzten zuerst über die Ronelle und warfen sich den

feindlichen Abtheilungen entgegen; die Laufbrücken wurden mit größter Schnelligkeit geschlagen. Die erste Colonne ging nun unaufhaltsam über den Fluß; nur 6 Bataillons und 12 Schwadronen blieben vor Artre, das Geschütz zu decken, das fortwährend mit dem französischen im Feuer stand.

Während sich dieses bei der ersten Colonne begab, griff die zweite in vier Abtheilungen die feindlichen Verschanzungen vor Aulnoit an. Drei dieser Abtheilungen rückten gerade gegen die Linien, und beschoßen sie heftig; die vierte, theils aus Oesterreichern, theils aus englischen Truppen bestehend, unter Feldmarschall-Lieutenant Benjowski, und geführt durch Major Duka vom Generalstabe, ging, Preseau links lassend, gegen den rechten Flügel der Verschanzungen vor. Gedeckt durch den Abhang des Bodens, gelang es dieser Colonne, den Verschanzungen unbemerkt in die Seite zu kommen; jetzt stieg sie die Höhe hinauf und erschien plötzlich vor dem erstaunten Feinde, der einen Hagel von Kartätschen über sie ausgoß. Aber es war zu spät. Augenblicklich ordnete der General Fürst Karl von Auersperg ein Grenadier-Bataillon zum Sturm und gefolgt durch ein anderes, erstieg er von der einen Seite, — der Oberst-Lieutenant de Brie von der andern die Brustwehre. Der Rittmeister Geringer aber mit einer Schwadron von Barco-Husaren drang durch die Kehle der Schanze, die gesammte Besatzung wurde von den Husaren und Grenadieren niedergemacht oder gefangen. Der französische General le Conte mit 150 der Seinigen blieb auf dem Platze, 10 Offiziere und 140 Mann wurden gefangen, 1 Fahne, 7 Geschütze, 10 Karren erobert.

Zwar hofften die Franzosen diesen Unfall auszugleichen, indem 2 Reiter-Regimenter derselben, eben da die Schanze fiel, durch das Thal der Ronelle heraufjagten,

und sich sowohl auf die Stürmenden, als auf den zur Unterstützung aufmarschirten Rest der Colonnen warfen; aber der Major Barco mit seinen Husaren und der Oberst-Lieutenant Bülow mit 2 Schwadronen hannöverischer Leibgarde griffen, obwohl in Minderzahl, sie mit überwiegender Gewandtheit an, und trieben sie bis unter die Kanonen der jenseits der Ronelle stehenden Batterien zurück. General Verges nebst mehreren Offizieren und Gemeinen wurden hiebei von den Hannoveranern gefangen, die ihrerseits einen Verlust von 8 Offizieren und 40 Mann erlitten.

Nun ließ Feldzeugmeister Ferraris aufmarschiren, und die genommenen Schanzen besetzen. Er glaubte anhalten zu müssen, und so lange die erste Colonne am jenseitigen Ufer der Ronelle nicht bis auf eine gewisse Weite vorgerückt war, seinerseits nicht über das Flüßchen gehen zu dürfen. Es entspann sich ein Geschützfeuer zwischen den gegenüberstehenden Batterien. Zur Sicherung der rechten Seite wurde General-Major Kray bei Marlis aufgestellt; ein Punkt, über welchen der Feind mit Scheinbewegungen drohte, und wo man ihn nun durch dasselbe Mittel festhielt.

Am linken Flügel war das Gefecht minder heftig geworden. Die Nothwendigkeit, sich bis an den Ecaillon auszubreiten, kostete den größten Theil des Tages. — Alle Truppen des Herzogs von York rückten nach und nach über die Ronelle und nahmen die Richtung nach Quevrechin und Moncheaux bis gegen Maing. Die Franzosen wurden in die Verschanzungen zurückgejagt, wobei eine Menge einzelne Reiter- und Jäger-Gefechte sich entspannen. Bei Quevrechin ließ York seine Hauptkraft halten, und da die Truppen schon 15 Stunden in Bewegung waren, ausruhen. Er besichtigte einstweilen das Lager von dieser

festesten Seite. Man sah den Abhang der Höhen durch mehrere Redouten, wovon eine die andere überhöhte, vertheidigt. Die Ermüdung war groß; der Sturm kostbar, dauernd und schwer; die Nacht nahe; York beschloß daher, auf dem ersiegten Boden zu lagern, und erst am nächsten Morgen die Schanzen zu stürmen.

Dies wirkte zurück auf die zweite Colonne, so, daß also an diesem Tage nicht sowohl das Lager von Famars angegriffen, als vielmehr jedes Hinderniß zum künftigen Angriffe weggeräumt worden war.

Auch die dritte Hauptcolonne, Clerfait, hatte das ihr vorgesetzte Ziel nur halb erreicht. Er griff den Wald von Vicogne in drei Colonnen an, welche der würtembergische Oberst Gontreuil, der Major Paulus vom Regimente Muray, und der Major d'Aspre vom Regiment de Ligne führten. Obwohl auf mehrere Schanzen stoßend, die man nicht gekannt hatte, warf man den Feind doch bis unter die Batterien zurück, die er außerhalb des Waldrandes aufgeführt hatte, und nahm ihm selbst Aubry ab. Man vertheidigte die nämlichen Erdwerke gegen ihn, als er verstärkt wiederkehrte und sie zurückerobern wollte.

Aber es blieb bei diesem Erfolge. Die Oesterreicher vermochten nicht, größern Vortheil zu erringen, noch die Franzosen, den verlornen Boden wieder zu gewinnen. Die Oesterreicher nahmen hier den Franzosen 2 Fahnen und 2 Geschütze ab. Das Feuer dauerte bis in die Nacht.

Die rechte Seitencolonne vollbrachte, was ihr anbefohlen ward. Sie rückte so nahe, als sie vermochte, an Valenciennes; aber sie fand keinen Feind im Felde, da alle Kräfte desselben auf den wichtigeren Punkten verwendet waren. Die linke Seitencolonne (Generalmajor Otto) wirkte sehr thätig zu den Bewegungen des Herzogs

von York mit, indem sie des Morgens Villerspol überfiel und den Theil der Besatzung von le Quesnoy, der diesen Punkt besetzt hielt, nach Orsainval und weiter bis in die Festung zurück trieb. Da Villerspol unfern von Mareche liegt, so war die Linke des Herzogs hauptsächlich durch eine Flesche beeinträchtigt, welche die Franzosen zwischen diesen beiden Punkten besaßen. Otto ließ sie durch den Major Etwös von dem braven Husaren-Regimente Barco angreifen und nehmen. — So fiel auch eine zweite Schanze in seine Hände. — Die Besatzung wurde meist zusammengehauen, 5 Kanonen genommen. Der Feind machte einige Versuche auf Orsainval und Villerspol; sie blieben vergeblich. —

In der Nacht zum 24., um 2 Uhr früh, setzten sich alle Colonnen der Verbündeten wieder in Bewegung, um den Sturm auf die Werke von Famars und Anzain auszuführen. Aber der Feind hatte diesen Augenblick nicht erwartet. Von den Vortruppen ging überall die Meldung ein, daß kein Feind mehr auf diesen verschanzten Höhen stehe. Erst einige Stunden darauf erfuhr man, daß das französische Heer, der Gefangennehmung oder der Einschließung in Valenciennes zu entkommen, nur etwa 10,000 Mann in diesen Platz geworfen habe, und nach der Cense, zwischen Bouchain und Cambrai, eile. Nun bezog der größere Theil der Hauptmacht Koburgs das Lager auf der Höhe von Famars; nur ein kleiner Theil ging nach Onnaing zurück. Clerfait besetzte die Höhe von Anzain. Der Verlust der Franzosen stieg auf 3000 Mann; 17 Kanonen, 14 Karren wurden gewonnen; man hatte nicht mehr denn 270 Gefangene (worunter 1 General und 20 Offiziere) gemacht.

Der Erbprinz von Oranien hatte am 23., dem Befehle gemäß, Orchies angegriffen, und ein sehr lebhaftes

Scheingefecht unterhalten, das die Erfolge erleichterte, welche die Preußen bei Hasnoe erfochten. Knobelsdorf theilte zur Einnahme der vor diesem Punkte gelegenen Erdwerke und des Ortes selbst seine verwendbaren Streitkräfte in zwei Colonnen, wovon die eine (5 Bataillons, 14 Schwadronen, 1 Jägercompagnie, 2 Batterien) unter dem General-Lieutenant Kospoth am linken Ufer der Scarpe; die andere (6 Bataillons, 1 Jägercompagnie, 50 Kroaten, 1 Batterie) am rechten Ufer durch die Waldungen hinauf rücken sollte. Die große Menge von Wassergräben, die dort nach allen Richtungen den Boden durchkreuzen, machten das Vordringen, und besonders die Verwendung des Geschützes schwer, so daß gleich anfänglich der größere Theil des letzteren zurückbleiben mußte. Dennoch gelang es beiden Colonnen bald, diese Hindernisse zu überwinden — die linke räumte die Verhaue auf, durch welche der Feind das Gehölz durchschnitt, die rechte bemeisterte sich aller Erdwerke, die vor der Abtei von Hasnoe liegen. Als diese Abtei von vornen und von den Seiten umgeben war, ließ Knobelsdorf die Besatzung auffordern, und auf die abschlägige Antwort den Sturm anlegen. Die Brücken und tiefen Gräben, welche die Gärten umgeben, machten den Freiwilligen viel zu schaffen, — sie mußten unverrichteter Dinge zurück. Knobelsdorf ließ die wenigen holländischen Haubitzen, die man mit Mühe durch den weichen Boden in gehörige Nähe brachte, zur Beschießung dieser Abtei verwenden, aber die morschen, nur mit Oelfarbe überstrichenen, aber nicht ausgebesserten Laffeten brachen nach den ersten Schüssen ein.

Der Abend war gekommen, die Verbindungsbrücken, die man in der Eile zwischen beiden Ufern geschlagen hatte, waren vom Feinde bereits wieder eingeschossen; —

die rechte Colonne verschanzte sich daher an der Stelle, wo sie stand; die linke ging in den Wald zurück und hielt ihre Posten am Rande desselben.

So blieben beide die Nacht hindurch. Während derselben wurde Geschütz herbeigebracht, — selbst der Erbprinz von Oranien sandte 6 Haubitzen, und am nächsten Morgen sollte der Angriff erneuert werden. Aber noch in der Nacht meldeten preußische Streifwachen, daß der Feind die Abtei räume; wirklich zog er sich an die Cense. Die Preußen besetzten am 24. den Punkt, hofften die Franzosen noch in Marchiennes einzuholen, fanden aber auch diesen in Vertheidigungsstand gesetzten Ort bereits verlassen.

Hier sowohl als in Hasnoe wurden Vorräthe und Kriegsmittel gefunden. — Der Oberst v. Blücher blieb nun mit 1 Bataillon und 100 Pferden in Marchiennes. — Der Verlust der Preußen belief sich auf 11 Offiziere, 250 Mann. —

Der Erfolg des Erbprinzen von Oranien bei Orchies war am 23. nicht minder günstig. Schon am 22. Abends brach er mit 3500 Mann Fußvolk und 1300 Reitern, dann 12 Geschützen aus dem Lager von Maulde auf, stieß bei dem Orte Planard auf feindliche Posten, hob sie auf, griff um 2 Uhr nach Mitternacht das verschanzte Dorf Mouchin an, nahm dort 3 Kanonen, 5 Offiziere, und 50 Mann gefangen, hieb 150 Mann nieder, trieb den Feind, dessen Flucht das hohe Getreide und der durchschnittene Boden begünstigten, nach Nomain; dort vereinigten sich alle 3 Colonnen der Holländer und erschienen ohne Zögerung vor Orchies, das sie von vornen unzugänglich und stark besetzt fanden.

Der Erbprinz befahl dem General Münster, mit 2 Bataillons, 2 Schwadronen den Ort zu bedrohen und heftig

zu beschießen, während er mit der Mehrzahl der Truppen über Landas gegen Beuvry ging und den Ort im Rücken faßte. Die Franzosen erwarteten den Ausgang dieser Bewegung nicht, sondern eilten nach Marchiennes. Der Erbprinz ließ 2 Bataillons und 1 Schwadron in Orchies. Die übrigen führte er nach Mouchin zurück, und bezog dort ein Lager. Der Verlust der Holländer stieg nicht über 2 Offiziere und 20 Mann.

Auch der Prinz Friedrich von Oranien erfocht am 23. einige Vortheile. Er machte von Menin über Hallain nach Rong eine Scheinbewegung und entsendete 1 Bataillon 1 Schwadron nach Tourcoing. Beide Punkte wurden am 24. von den Franzosen aus dem Lager von Madelaine heftig angegriffen. Das Gefecht dauerte an 13 Stunden; Rong wurde von den Holländern behauptet, Tourcoing aber ging wieder an die Franzosen über.

Dies veranlaßte eine Nachrückung der Holländer und Preußen von der Linken zur Rechten, indem der Erbprinz mehrere Truppen gegen Genech schob, Knobelsdorf aber Orchies durch Preußen besetzen ließ. — Um nicht genöthigt zu seyn, Gefechte im Gehölze anzunehmen, wo der ungeübte Franzose den geübten und an die scheinbare Unordnung der zerstreuten Fechtart schwer zu gewöhnenden Verbündeten überwog, kamen Clerfait und Knobelsdorf überein, den Wald von St. Amand nunmehr ganz im Rücken zu nehmen, und die äußerste Truppenkette über Wallers, Belaing und Herin nach Aubry und Anzain zu ziehen.

Nach allen diesen Vortheilen ging Koburg nun an die Erndte, die er davon erwartete. Noch am 24. ließ er Condé auffordern; noch am 24. entwarf er die Theilung seiner gesammten Streitkräfte, um Valenciennes zu nehmen.

— Condé hatte den Brigade-General Chancel zum Befehlshaber. Dieser erwiederte auf den Antrag Koburgs, jetzt einen ehrenvollen Vertrag einzugehen, indem späterhin keiner mehr gewährt werden würde: daß er nie einen andern Vertrag, als einen ehrenvollen, abzuschließen gesonnen sey, und durch eine standhafte Vertheidigung sich einstweilen des Prinzen Hochachtung zu verdienen suchen werde.

Die Berennung von Valenciennes war durch die Vertreibung des Feindes aus dem Lager von Famars und Anzain völlig bewirkt. York erhielt insbesondere hierüber den Befehl. —

Am 26. erließ Koburg aus dem Lager von Estreu den Entwurf über die Theilung der Streitkräfte in das Belagerungs- und Beobachtungsheer.

„Die Ingenieur-Offiziere" — sagte er — „verlangen zur Belagerung 30,000 Mann, worunter 2000 Reiter; da nun die englisch-hannöver'schen Truppen, welche dazu verwendet werden sollen, 15,000 Mann zählen, so werden 13 kaiserliche Bataillons, 4 Compagnien Scharfschützen und 10 Schwadronen zu ihnen stoßen. Dem Herzog von York wird der in der Kriegs- und Belagerungskunst so erfahrene Feldzeugmeister Graf Ferraris zur Oberaufsicht der ganzen Belagerung beigegeben werden. — Verschanzungen müssen das Lager des Belagerungsheeres sowohl gegen die Ausfälle der Besatzung, als gegen jeden Feind decken, der im Rücken desselben erscheinen sollte. Das Beobachtungs-Heer wird für die Sicherung gegen Philippeville, Maubeuge, le Quesnoy, Bouchain, Douai und Lille, dann gegen das feindliche Heer, das theils bei Bouchain, theils an andern Orten steht, für die Einschließung von Condé sorgen. Die Hauptkraft der Kaiserlichen rückt nach Wavrechin, und

verschanzt sich dort sehr stark; ihr linker Flügel stößt an die Schelde, ihr rechter verbindet sich mit den Preußen bei Wallers. Zwischen der Schelde und Ronelle steht eine Abtheilung zur Sicherung gegen Bouchain, und zur Verbindung mit dem Posten bei Villerspol, der wieder durch Bettignies und Houdaing mit der an der Sambre stehenden Abtheilung in Verkehr steht. Die Preußen betrachten Marchiennes als ihren Hauptpunkt. Der Erbprinz von Oranien aber wird Bouvines für sich als diesen ansehen, sich links bei Orchies an die Preußen, — bei Menin an den Prinzen Friedrich schließen, der, wie seither, die Plätze von Flandern hält."

Der näheren Eintheilung des Belagerungs- und Beobachtungsheeres zufolge zählte das erstere: 39 Bataillons, 14½ Compagnien, 28 Schwadronen. — Vom kaiserlichen Beobachtungsheere standen 14 Bataillons, 10 Compagnien, 6 Schwadronen bei Wavrechin; 1 Bataillon, 5 Schwadronen bei Moncheaux; 2 Bataillons, 15 Compagnien, 10 Schwadronen bei Villerspol; 2 Bataillons, 1 Compagnie, 2 Schwadronen bei Houdaing; 4 Bataillons, 5 Compagnien, 10 Schwadronen bei Bettignies; 8 Compagnien, 1 Schwadron bei Charleroi. Endlich waren noch immer den Holländern zugetheilt: 1 Bataillon, 2 Compagnien, 8 Schwadronen. — Condé war durch 4 Bataillons, 4 Compagnien, 8 Schwadronen eingeschlossen.

Der Ort Aubry wurde für den Park der Kaiserlichen, — Vicogne für ihre Magazine, — Herin zum Haupt-Quartier des Prinzen Koburg bestimmt.

Das französische Hauptheer, übel zugerichtet, und abermals durch die erlittenen Unfälle, mehr aber noch durch die Folgen des Abgangs einer kräftigen Führung entmuthigt, lagerte unter den Kanonen von Bouchain auf beiden Ufern

der Schelde. Custine, der seither am Rheine befehligt hatte, übernahm am 27. Mai das schwierige Geschäft der obersten Leitung dieses Heeres. Drei Feldherren waren binnen kurzer Zeit an dessen Spitze gestanden; der vierte sollte nun versuchen, ob er Geschick und Glück genug habe, diesen Platz, der ihm durch Conventsbeschluß vom 14. übertragen war, zu behaupten. Custine brachte mit sich den Ruf eines braven Soldaten. Sein Aeußeres verkündigte einen solchen, und die geschwätzige Offenheit in seinem Benehmen war geeignet, die Untergebenen zu gewinnen. Man hielt ihn ferner für einen treuen Anhänger der Republik; diese Meinung aber war die Grundbedingung des Vertrauens.

Die Sprache, welche Custine an den Convent führte, beweiset wenigstens, daß ihm um das Vaterland mehr, als um seine Stelle zu thun war. „Ihr habt,“ sagte er, „mir den Oberbefehl über ein Heer gegeben, das von Niederlage zu Niederlage ging. Jene bei Famars ist die am schwersten zu verbessernde. Niemals hätten eure Generale dies Lager verlassen sollen, und sie würden es noch behaupten, wenn sie den Feind gehindert hätten, es zu umgehen. Die Maßregeln des Feindes waren so weise, als es die eurer Generale nicht waren. Aber ich sprach nun einige derselben, und diese versichern mich, daß sie mehrmalen um Verstärkung angesucht, aber niemals eine Antwort auf ihr Gesuch erhalten haben, und daher aus Mangel an Kräften das Lager, das sie nicht halten konnten, lieber verließen, bevor der Feind sie darin einsperrte. Jetzt handelt es sich, diese Uebel wieder gut zu machen, eine Aufgabe, die nicht leicht ist. Ich zweifle, daß ich Valenciennes retten kann. Ich werde dies versuchen, aber ich stehe für nichts. Ich werde in Westflandern, und von Seite des

Lütticher Landes dem Feinde Beschäftigung geben — aber um seinen Cordon zu durchbrechen, seine Magazine zu zerstören, brauche ich 60,000 Mann; um den Prinzen Koburg anzugreifen, brauche ich 120,000 Mann. — Ich bin über meinen Plan mit mir einig, aber ich darf euch nicht verhehlen, daß er Umständen unterworfen ist, die ihn fehlschlagen machen können. Das Gelingen wird von der Tapferkeit der Truppen abhängen, die ich anführe. Jene, die ich zu bekämpfen habe, sind durch das Glück von vier Monaten herzhaft gemacht, aber nicht unüberwindlich. Ihre Siege erkauften sie theuer, ohne noch eine Eroberung gemacht zu haben. Es ist also nothwendig, daß die Nation das Aeußerste aufbiete, um sich dem Joche zu entziehen, welches ihr die Sieger auflegen wollen. Ich werde auf meinem Posten sterben, oder euch nie wieder sehen."

Die Strenge, mit welcher Custine am Tage nach seiner Ankunft zu seiner versammelten Truppe sprach, machte eine gute Wirkung auf dieselbe, denn überall liebt der Soldat die strenge Aufrechthaltung militärischer Zucht und Ordnung; er eifert gegen dieselbe nur, wenn er Bevorrechtungen und Ausnahmsgesetze herrschen sieht, und, während er selber entbehrt und duldet, Andere in sträflicher Willkür beschützt sieht. — Custine ließ die Truppe unter das Gewehr treten, und sagte: „Mein Alter, meine Erfahrung, und der Rang, den ich durch das Zutrauen des französischen Volkes bekleide, geben mir das Recht, mit euch die Sprache des Oberhauptes zu sprechen; dürfte ich, so würde ich die eures Vaters und Freundes vorziehen. Ich habe große Nachläßigkeit in der Ausstellung eurer Posten gefunden; so setzt ihr euch selbst der Gefahr aus, überfallen zu werden. Uebelgesinnte benützen dann

diesen Unfall, und überreden die Unerfahrenen, daß sie verrathen, daß sie aufgeopfert seyen; — die Angst treibt euch zur Flucht, um späterhin an eurem heimathlichen Heerde darüber zu erröthen. — Ich bemerke," fuhr er fort, „daß sich Viele von euch herausnehmen, willkürlich das Lager zu verlassen. Was ist die Folge hievon? Daß der Soldat, der seine Pflichten thut, darbt, und des Vortheils beraubt ist, den Alle gemeinsam genößen, wenn Alle ihrer Pflicht nachkämen, und im Lager blieben; dann würden die Landleute Lebensmittel genug herbei bringen; jetzt aber fliehen sie aus der Umgegend, denn jeder besorgt, beraubt, mißhandelt zu werden." — Er sprach noch über mehrere Mißbräuche, befahl strenge Mannszucht und versicherte dann den Sieg.

Die Stellung und Stärke der französischen Truppen war in diesem Zeitpunkte folgende:

Im Camp de César bei Bouchain 18,000 Mann. Im Lager von Madelaine unter Lamarlière 13,200 Mann. In Armentières, abhängig von Lille, abwechselnd 2 bis 4000 Mann mit 8 Kanonen. In Bailleul 1200 Mann. In Caestne 700 Mann. Im Lager von Cassel 6000 Mann mit 10 Kanonen. In Steneworde 1000 Mann. In St. Laurent 150 Mann. In Houthkerke 800 Mann, 2 Kanonen. In Bambecke 300 Mann. In Ost-Kapelle 800 Mann' 2 Kanonen. In Hondsschote 800 Mann, 2 Kanonen. Im Lager von Gyvelde und Dünkirchen 5000 Mann. — Alle Posten zwischen Dünkirchen und Armentières waren verschanzt, und standen unter dem Befehle des Generals Stettenhofen. Ferner im Lager von Maubeuge etwa 4000 Mann. —

Zu schwach, einen Angriff auf Koburg zu unternehmen, beschränkte sich Custine, in der Erwartung baldiger

Verstärkungen, auf die Flanken seines Gegners zu wirken. Schon am 30. Mai rückte eine Colonne von 2000 Mann aus dem Lager von Cassel gegen Niewkerke, während eine Abtheilung von 500 Mann gleichzeitig von Lille an die Lys ging, zwischen Comines und Warwyk über den Fluß setzte und Warneton angriff. Oberst Milius zog seine Vortruppe in der Richtung von Ypern bis St. Elon zurück; dort sammelte er, was ihm zu Gebote stand, und jagte jene 500 Mann, die von der zu Niewkerke stehenden Truppe zu rechter Zeit nicht unterstützt wurden, wieder über die Lys. — Tags darauf suchten die Franzosen, von Dünkirchen aus, Furnes zu umgehen, um die Holländer, welche dort standen, für den Rückzug nach Niewport besorgt zu machen.

Die Holländer vertheidigten Furnes durch vier Stunden, und gingen zur rechten Zeit zurück. Einstweilen marschirte Milius mit einigen Divisionen über Elsendon nach Giveringhove, und bedrohte die vorgerückten Franzosen im Rücken. Diese zogen sich eiligst zurück. Der Rittmeister Mesko überfiel ihren Nachtrab, und machte 2 Offiziere und 25 Mann gefangen. — Furnes wurde wieder von den Holländern besetzt. —

Diese Bewegungen gegen Flandern wirkten doch in so ferne auf die zwischen der Lys und Schelde stehenden Verbündeten, daß der Erbprinz von Oranien, der in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni in die Stellung von Chereng und Bonvires marschiren wollte, mit dieser Bewegung einhielt, und dagegen einige Truppen nach Menin und Courtray aufbrechen ließ, um seinen Bruder, der sich bei Dixmude sammelte, im Falle er ernstlicher angegriffen würde, zu unterstützen.

Knobelsdorf ging dagegen mit 2 Bataillons und 7 Schwadronen von Orchies nach Tournay, das er durch

diese Bewegung des Erbprinzen entblößt glaubte. Die Besorgnisse in Flandern waren bereits widerlegt; am 4. kehrten die Preußen nach Orchies zurück.

Knobelsdorf hatte schon seit dem 28. Mai, da Koburg dessen Stellung bei Marchiennes hinter dem Canal Tertaire nicht sicher genug fand, eine neue zwischen Orchies und Marchiennes bezogen. Am äußersten rechten Flügel standen dicht an Orchies 10 Kürassier-Schwadronen, weil dort die Gegend frei und eben ist; der Ort erhielt 2 Bataillons Besatzung, der übrige Theil der preußischen Truppen lagerte längs der Straße nach Marchiennes bis an den Punkt, der die drei Jungfrauen heißt.

In Marchiennes standen ebenfalls 2 Bataillone und eine Abtheilung Schützen und Reiter. Diese ganze Linie von Orchies bis Marchiennes wurde verschanzt, so daß das Corps, der Feind mochte es nun von diesem oder von jenem Punkte angreifen, sich nur rechts oder links zu schieben brauchte, und immer in einem verschanzten Lager stand. In Orchies nahm Knobelsdorf das Quartier.

Am 4., mit Tagesanbruch, besichtigte Custine diese Stellung der Preußen. Die Franzosen griffen die Feldwachen von Auchy und Coutiche an; — diese, eben im Ablösen begriffen, wehrten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit, tödteten den feindlichen Obersten Monjou und 12 Mann, nahmen 1 Oberstlieutenant, 8 andere Offiziere und 28 Mann gefangen, und vermochten die feindliche Abtheilung, wieder umzukehren. Es waren die Lieutenants Bonie, Völker und Schlegel, so wie der Hauptmann von Röthecken, welche mit kaum 30 Mann dieses Gefecht geliefert, und sich eben so besonnen als tapfer bewiesen hatten.

Auf der ganzen Linie von Dünkirchen bis an die Schelde und weiter bis an die Sambre wurde der Posten-

krieg in diesen Tagen wieder lebendig, und die Anstrengungen der Truppen nahmen zu. Vorzüglich gegen Flandern waren die Franzosen thätig und hielten die Holländer im Athem. Der Erbprinz von Oranien fürchtete Verantwortung, wenn er sich nicht näher an seinen Bruder ziehe, und das Gerücht, als wollten die Franzosen Menin und Courtray angreifen, vermochte ihn, am 5. Juni bei dem Prinzen Koburg Erlaubniß einzuholen, Tournay verlassen und dafür nach Menin rücken zu dürfen. Der Prinz gab dies zu, befahl ihm jedoch, den Obersten Milius mit seinem Bataillon Grün Laudon, 4 Compagnien Tyroler und 2 Schwadronen Husaren von Ypern nach Tournay zu senden; eben dahin sollte er 6 kaiserliche Schwadronen, die er bei sich hatte, abgeben. Diese Truppen sowohl als auch einige englische, die eben in Ostende gelandet hatten, wurden an Knobelsdorf angewiesen, diesem aber die Besetzung des Lagers von Bouvines aufgetragen.

Am 7. hatte diese Stellungsveränderung statt, die eine Nachrückung des gesammten Beobachtungsheeres von der Linken zur Rechten zur Folge hatte. Der Erbprinz lehnte seinen rechten Flügel an Dixmude, was als Mittelpunkt der Vertheidigung von ganz Flandern angesehen und mit 4,000 Mann besetzt wurde; seine Mitte hielt in Menin; sein linker Flügel reichte bis Lannoy. — Die Preußen nahmen Stellung auf der sanften Anhöhe zwischen Baysieux und Cysoing, vor der Fronte die Marque. Sie dehnten sich rechts bis Lannoy, links bis Orchies aus. Jenes wurde durch die preußische Ansbacher Brigade (2 Bataillons, 160 Jäger, 6 Geschütze) und durch 1 Schwadron und 4 Geschütze der Holländer; dieses durch 2 Bataillone, 70 Pferde besetzt. — Nach Marchiennes rückte der kaiserliche Oberst Salis mit 3 Bataillons, 4 Schwadronen,

und bildete einen Verbindungsposten zwischen den Preußen und dem kaiserlichen Hauptheere, das in seiner Stellung bei Wavrechin blieb. — Die Abtheilung des Obersten Grafen Hohenzollern, 6 Schwadronen, welche seither bei dem Erbprinzen gestanden hatte, stieß, wie befohlen war, zu den preußischen Truppen, und wurde auf ihren linken Flügel gestellt. Der Oberst Milius, so vertraut mit dem Boden zwischen der See und der Lys, wurde den Holländern noch länger überlassen. — Bei Waterloo und Lannoy kam es zu kleinen Gefechten. Custine verstärkte die Besatzung von Lille um 4,000 Mann. Diese trafen am 8. Abends in Pont à Marque ein, und griffen am 9. den linken Flügel der Preußen, aber ohne Erfolg, an. Am 10. geschah dasselbe dem linken Flügel des Erbprinzen durch 6,000 Mann, die aus dem Lager von Madelaine kamen und sich auf Lannoy wandten. Eine Bewegung des Obersten Blücher mit 1 Bataillon, 2 Schwadronen und einigen Schützen nach Herin in die Flanke des Feindes bewog diesen zur Rückkehr. — Der Oberst Fürst Hohenzollern verschaffte sich für einige Tage Ruhe, indem er die Brücke von Benans dem Feinde abnahm und zerstörte. Aus eben derselben Absicht griff der Erbprinz am 11. Morgens Warwyk, das wieder von Lille aus besetzt worden war, an, und nahm den Ort nach zweistündigem Gefechte. Er folgte den Franzosen über die Lys, und setzte sich in Roncq und auf dem Berge Hellein. Der Oberst v. Blücher hatte durch eine Scheinbewegung von Lannoy aus zum Erfolg dieses Gefechtes beigetragen, in welchem der Generalmajor Prinz Waldeck, der mit Truppen des Prinzen Friedrich zum Angriff auf Warwick mitwirkte, schwer verwundet wurde. Die Franzosen im Lager von Madelaine waren für den Augenblick so ziemlich hinter

die Marque beschränkt, nur gegen den linken Flügel der Preußen behaupteten sie sich noch am rechten Ufer in Templeuve, und am 13., da sie sich von den Holländern nicht weiter gedrängt sahen, rückten sie wieder bis nahe an Roncq und nach Lincelles vor.

Indessen wurden die Laufgräben vor Valenciennes eröffnet, und in der Nacht vom 17. zum 18. ging das Feuer aus 12 Batterien an. Wir werden später Gelegenheit haben, dem Gange dieser Belagerung genau zu folgen, und wollen hier in der Erzählung der Unternehmungen des Feindes fortfahren, welche wenigstens mittelbar zur Rettung des hartbedrängten Platzes beitragen sollten, da an den Angriff auf Koburg nicht zu denken war. — Zwei Rücksichten beunruhigten in diesen Tagen die sonst ungestörten Belagerer. Die eine war die Besorgniß für Ostende, wo die Engländer ihre Vorräthe hatten, und über welchen Punkt ihre Verbindung mit dem Mutterlande lief. York drang auf Sicherungsanstalten für diesen Platz, Koburg aber beschwichtigte ihn für diesen Augenblick durch die Unwahrscheinlichkeit einer Unternehmung des Feindes nach dieser Richtung, die immer ein Wagstück bliebe, da Ostende sich vertheidigen konnte, und die Holländer dem Feinde ganz in der Flanke stehen würden. — Größeren Einfluß hatten die Vortheile, welche die feindliche Moselarmee am 9. Juni über die zu Arlon stehenden 7 Bataillons und 8 Schwadronen (5,000 Mann) unter Feldmarschall-Lieutenant Schröder erfocht, und wodurch die Oesterreicher nach Luxemburg zurückgedrängt wurden. Der Zweck der Aufstellung dieser österreichischen Truppenabtheilung, nämlich mit andern Abtheilungen, die zu Dinant, Namur, Rennich und Saarbourg standen, Verbindungsglieder zwischen dem Hauptheer und jenem des

Königs von Preußen, das Mainz belagerte, zu bilden, ging durch den Rückzug nach Luxemburg verloren, indem der Feind sich Meister der Straße nach Mons und Namur machte, und außerdem die Magazine der Preußen auf der Mosel bedrohte. Der König machte einige Vorkehrungen, diesem Unfalle zu steuern; Koburg mußte aber an die eben über den Rhein nachrückenden Unterstützungen unter den Feldmarschall-Lieutenants Kinsky und Terzky den Befehl erlassen, sich von Koblenz nach Trier zu wenden, und vereinigt mit der dort stehenden Abtheilung unter Feld-Marschall-Lieutenant Blankenstein die Linie zwischen Valenciennes und Mainz wieder herzustellen. Eben so wurde Feldmarschall-Lieutenant Beaulieu, der mit 2½ Bataillonen und 1 Schwadron zu Namur stand, befehligt, diese geringe Truppenkraft zu sammeln, und sich über Mareschе, Rochefort und Clervaux mit Gewalt den Weg nach Arlon zu bahnen. Alle Besorgnisse wichen in wenigen Tagen, denn schon am 12. Juni verließen die Franzosen Arlon wieder und zogen sich nach Longwy, woher sie gekommen waren.

Custine, immer zu schwach, um auf Koburg unmittelbar zu wirken, hoffte durch die unausgesetzte Anstrengung, zu welcher er die Seitencorps des Beobachtungsheeres nöthigte, diese vielleicht vor dem Falle von Valenciennes noch in einem Grade zu schwächen, daß er sich den Weg zu entscheidenden Angriffen bereitet hätte. Aber er griff die Verbündeten dadurch bei ihrer stärksten Seite, bei den Vortheilen der Ordnung und Zucht an, und drang daher nicht durch. Jeder Tag brachte Postengefechte. Am 19. errangen französische Abtheilungen (700 Mann Infanterie und etwa 1,000 bewaffnete Bauern), die von le Quesnoy und aus dem Mormalerwalde gegen den kaiserlichen Posten

bei Gomegnies (zwischen le Quesnoy und Bavay) vorbrachen, einige Vortheile, indem sie ihn bis Franoy jagten. Darauf steckten sie Villereaux in Brand und zogen sich wieder zurück; dagegen machten die Oesterreicher am 23. mit 600 Pferden eine Erkennung aus dem Hauptlager, auf beiden Ufern der Schelde, durchschnitten die Verbindung von Bouchain mit Douai und le Quesnoy, fanden die Stärke des Feindes bei Ivay vereinigt und jagten ihm einige Reiter ab. Die zu Lille versammelten Franzosen, die man jetzt auf 25,000 Mann schätzte, hatten nach allen Richtungen ihre Posten wieder über die Marque geschoben; sie behaupteten le Quesnoy an der Deule mit 600 Mann, 2 Kanonen, Blaton mit 300 Mann, 2 Kanonen, Lincelles mit 2,000 Mann und 8 Kanonen, Bondues mit 1,000 Mann, 1 Kanone, Monvaux mit 100 Mann, Bonbaix mit 100 Mann; Kroix Laponpont, Hem, die Brücke von Bouvines, endlich Templeuve mit geringen Kräften; dagegen standen in Pont à Marque 3,000 Mann und einige Geschütze; 100 Pferde und 200 Mann Fußvolk wurden von dort aus nach Capelle vorgesendet. Der Hauptzweck der gegenseitigen Gefechte auf dieser Linie war, sich abzumüden. Die Franzosen fanden zu diesen Zwecken an den beiden Obersten Hohenzollern und Blücher, wo der Eine die Posten des linken, der Andere die des rechten preußischen Flügels befehligte, thätige Gegner. Aus Anlaß, daß man in der Nacht vom 29. Juni bei Pont à Marque stark fahren hörte, unternahm der Erstere am 30. mit 4 Schwadronen österreichischer, preußischer und englischer Reiterei (Lord Herbert war am 23. mit 400 Pferden der königl. Garde, von Ostende kommend, zu den Preußen gestoßen), dann mit 1 Bataillon und 4 Kanonen eine Erkennung gegen diesen Punkt. Bei Capelle stieß er auf den Feind, der

etwa 300 Mann Fußvolk und 150 Reiter stark war, sobald er aber sich von der Reiterei umgehen und das preußische Fußvolk im Sturmschritt gegen das Dorf vorrücken sah, den Rückzug antrat. Die österreichischen Kürassiere von Kavanagh holten ihn ein, und hieben in den hohen Getreidefeldern 60 Mann nieder, 2 Offiziere und 13 Mann wurden gefangen. Hohenzollern marschirte Pont à Marque gegenüber auf; es kam zu einigen Kanonenschüssen, worauf der Oberst, der seinen Zweck erreicht hatte, zurückging. Zwei Tage darauf wurde durch die Rittmeister Kronach, von Kavanagh und Ziethen von den preußischen Karabinieren der Punkt Pont à Marque abermals beunruhigt, worauf ihn Lamarlière mit Erdwerken umgeben ließ.

Am 3. Juli eröffneten die Belagerer von Valenciennes die dritte Parallele. — An der Sambre hatte Latour ein kleines Gefecht bei Solre; an der Ronelle suchten sich 3 Bataillons, die mit 6 Kanonen von le Quesnoy kamen, des Ortes Villerspol zu bemächtigen. Der Oberstlieutenant Fürst Carl Schwarzenberg warf sich mit einigen Uhlanen-Abtheilungen auf sie, und entschied das ziemlich hartnäckige Gefecht. An demselben Tage (5. Juli) unternahm der Erbprinz von Oranien eine Vorrückung von Tourcoing, Bousbeck und Warwyk gegen Monvaux, Lincelles und Blaton, um wo möglich die kürzere Vertheidigungsstrecke an der Marque und Deule zu gewinnen. Er gab das Unternehmen jedoch wieder auf, da der Entwurf hiezu durch einen Husaren verloren ging und in feindliche Hände gerathen seyn konnte. Dafür griff der Feind mit 2 Bataillonen, 3 Kanonen und 70 Pferden, von Bailleul aus, am 6. Juli Niewkerke an. Der Hauptmann Willson, der den Ort mit einer Compagnie Tyroler vertheidigte und

Unterstützung durch 1 Compagnie Grün Laudon erhielt, jagte ihn mit einem Verlust von 2 Offizieren und 22 Mann zurück.

Am 11. fiel Condé. Die Besatzung, wovon der Mann seit mehreren Tagen nur mehr von zehn Unzen Brod und zwei Unzen Pferdefleisch sich ernährte, streckte am 13., 4,009 Mann, 277 Offiziere stark, die Waffen, und wurde als kriegsgefangen in die Erblande des Kaisers geführt. Sie hatte sich ziemlich thätig benommen, und noch in den letzten Tagen einige Ausfälle gemacht, wovon der heftigsten einer am 25. Juni war, da sie auf der Straße nach le Cocq einen Aufwurf anlegte, der ihr mit dem Bajonette abgenommen werden mußte. Der Feldmarschall-Lieutenant Prinz Würtemberg besetzte nunmehr im Namen des Kaisers den Platz.

Am Tage, da Condé sich ergab, fielen heftige Gefechte an der Sambre vor; mehrere Schanzen wurden von den Franzosen genommen. Die Majore Meßlinger und Keglovich von den Regimentern Stein und Blankenstein nahmen ihnen jedoch diese Werke wieder ab. Die Franzosen ließen 3 Offiziere und an 100 Mann todt, 2 Offiziere, 107 Mann gefangen zurück. Die Oesterreicher hatten 11 Todte, 25 Verwundete und 35 Gefangene eingebüßt.

Der General Otto vergalt am 14. von Villerspol aus diese Angriffe, indem er mit Tagesanbruch durch 2 Schwadronen Husaren, 3 Compagnien Jäger und Scharfschützen die Posten des Feindes bei Avesnes le sec, Lieu, St. Amand, im Walde von Neuville und in den Gebüschen von Noyelle anfiel, 100 Mann zusammenhieb und die Flüchtigen in die Brückenschanze von Bouchain warf.

Die Sage, daß die Franzosen aus dem Lager von Madelaine aufgebrochen seyen, und sich, unbekannt wohin,

gewandt hätten, veranlaßte eine Erkennung, die Knobelsdorf am 17. gegen Lille unternahm. Er ging mit 2 Bataillons, 10 Schwadronen bei Bouvines über die Marque und rückte bis Lezenne und Ascq. Hier hielt er an, da er Feinde in seiner Rechten bemerkte, und auf die Entdeckung kam, daß einige Windmüller dem Feinde das Zeichen seines Anmarsches durch ganz einfache Bewegungen gaben. Er fand die Franzosen wieder im Lager von Madelaine, indem sie nur eine Drohung gegen die Holländer im Schilde geführt hatten. Knobelsdorf kehrte über die Marque zurück.

Das kaiserliche Beobachtungsheer zwischen Denaing und Villerspol war durch die seither um Condé gestandenen Truppen, durch hessische Soldvölker und durch die nach und nach heranrückenden Unterstützungen aus den Erblanden auf 38 Bataillons, 31 Compagnien, 79 Schwadronen gebracht. Es stellte jetzt am rechten Schel'deufer noch zwei Sicherungsabtheilungen auf, nämlich 4 Bataillons, 1 Compagnie, 8 Schwadronen bei Querenain; die hessischen Völker aber (8 Bataillons, 12 Schwadronen) bei Jallain. Auf beiden Ufern der Schelde begaben sich fortwährend kleine Reitergefechte, die meist zum Vortheile der Oesterreicher sich endeten und den Vorposten die Zeit vertrieben. Eben so an der Sambre, wo der Feind am 22. mit 300 Mann Marchiennes angriff und durch 100 Reiter diesen Ort umging. Oberst Salis warf ihn mit geringem Verlust zurück.

Einen ernsthaftern Angriff unternahmen die Franzosen an demselben Tage auf die Holländer; die ganze Linie derselben von Tourcoing bis Commines ward heftig gedrängt, während bei Laponpont, die Preußen zu beobachten, an 5,000 Mann gesammelt standen, und starke

Abtheilungen nach Capelle und Templeuter rückten. Sobald aus dem Lager von Menin Unterstützungen auf den angegriffenen Punkten erschienen, wichen die Franzosen wieder in ihre alte Stellung zurück. Nur 1 Offizier, 14 Mann von den Ihrigen wurden gefangen eingebracht, und zu Commines fand man 3 Offiziere, 12 Mann todt. Die Holländer büßten 3 Offiziere, 20 Mann ein; — Grün Laudon verlor 1 Offizier, 6 Mann.

Nach dem Falle von Condé glaubte man im Hauptquartier der Verbündeten einen Augenblick an die Möglichkeit, ohne Verzug die Belagerung von le Quesnoy vornehmen zu können, wie dies im Plane des Obersten von Mack festgesetzt worden war. Man kam aber wieder davon ab, indem man sich für zu schwach hielt, zwei Belagerungen gleichzeitig zu führen, und unternahm am 23. Juli einstweilen nur die Erkennung des feindlichen Hauptheeres, um den Angriff vorzubereiten, den man, sobald Valenciennes gefallen seyn würde, unternehmen wollte. Diese Erkennung geschah in fünf Abtheilungen. General Otto drang mit 700 Pferden von Hespres über Villere-en-couchin bis Nimo; General Benjowsky mit 400 Mann von Vermerain bis Solemmes und weiter über St. Vaast bis auf die Höhen von St. Hilaire; Oberst Devay mit 300 Pferden über Mastaing; Marq bis auf die Höhen von Fechain; General Labry mit 500 Pferden über Abscon nach Auberchicourt auf der Straße von Bouchain nach Douay, und weiter durch eine Abtheilung von 150 Pferden, die der Oberstlieutenant Schmidt vom Generalstabe führte, über Villers-au-Tertre bis an die Brückenschanze bei Aubigny-au-Bac an der Cense. Oberst Elseitz mit 2 Compagnien und 200 Pferden endlich von Marschiennes am linken Scarpe-Ufer bis an die Abtei von Flines, in welche

sie eindrang, den feindlichen Posten dort zum Theil nieder-hieb, zum Theil (1 Offizier, 29 Mann) gefangen ein-brachte. Alle diese fünf Abtheilungen bestanden nur aus leichten Truppen; die feindlichen Posten flohen überall, ohne sie zu erwarten; übrigens gab diese Erkennung genaue Nachricht über die feindliche Stellung, die nun gänzlich zwischen der Sense, Sache und Schelde, von Oisy bis Cambray, genommen war. Von 44 Kanonen, welche Custine von den Wällen von Lille nehmen ließ, waren 16 schwere Stücke, nämlich 3 Vierundzwanzig-, 10 Sechzehn-pfünder und 3 Haubitzen über Lens nach diesem Lager geschafft worden. An Truppenzahl hatte es abgenommen, indem der Bürgerkrieg in Frankreich eine der Republik höchst gefährliche Wendung nahm und Truppensendungen von eben den Heeren, welche kaum die Gränze zu ver-theidigen im Stande waren, nach dem Innern des Landes unvermeidlich wurden.

Ein abermaliger Wechsel im Oberbefehl, der sich um eben diese Zeit ereignete, konnte nicht von günstigem Ein-flusse auf den Geist der geschwächten, vertrauenslosen Truppe seyn, und so wurde der einstweilige Nachfolger Custine's, Kilmaine, zu eben der Unthätigkeit gezwun-gen, wegen welcher Custine vor die Schranken des Con-vents gerufen ward. — Der Fall von Mainz, der am 23. Juli geschah, und wodurch ein kriegsgeübtes Heer von 60,000 Mann zu dem Zeitpunkte gegen die Republik ver-wendbar wurde, wo auf allen Gränzen des Reichs der Feind mit überwiegenden Kräften stand; wo 50,000 Ven-déer im Innern desselben Schlag auf Schlag die ihnen gegenüber stehenden Kräfte aufrieben; wo die Marseiller in den südöstlichen Ländern eine zweite Vendée zu bilden drohten; wo selbst in Paris die Parteien im offenen

Hader standen; wo die Normandie noch aufloderte, und Felix Wimpfen kaum besiegt war, ja wo selbst in den Colonien das Glück die Fahnen der Republik verließ, machte ihre dermalige Lage wahrlich zur bedrängtesten während des ganzen Krieges. Dennoch kann man der französischen Regierung nicht absprechen, daß es ihre unerschütterliche Haltung und eben ihre ausnahmslose Strenge gegen die verschiedenen Anführer ihrer Streitkräfte war, was sie rettete. — Kurz nachdem Custine nach Paris ging, um gerichtet zu werden, wurde auch der Befehlshaber in Lille, Lavalette, seiner Stelle entsetzt und mit allen seinen Adjutanten nach Paris gebracht. Selbst der thätige Lamarlière konnte diesem Schicksale nicht entgehen; am 23. Juli Morgens erhielt er Befehl, dem Convent Rechenschaft über sein Betragen zu geben; noch an demselben Tage verließ er Lille; sein Generaladjutant Dupont ersetzte seine Stelle. Diese Veränderungen wirkten nur wenig auf den Charakter der Ereignisse ein. Die Postengefechte dauerten fort. Die Obersten Hohenzollern und Blücher legten am 25. dem Feinde bei Sainghin einen Versteck und fingen ihm 3 Offiziere und 108 Mann ab.

Am 28. Juli fiel das dritte Bollwerk, um welches sich alle Unternehmungen der Verbündeten seither gedreht hatten, Valenciennes, in ihre Gewalt, und nun ist es Zeit, daß wir die Belagerung dieses Platzes ausführlich nachholen.

Achter Abschnitt.

Belagerung und Einnahme von Valenciennes.

Valenciennes liegt in einem Thale, wo die Ronelle von der hier schon schiffbaren Schelde aufgenommen wird. Mit Hülfe dieser Flüsse läßt sich das obere Thal auf eine große Strecke unter Wasser setzen. Die Stadt zählt 36,000 Einwohner, hat vielen Gewerbfleiß und Handel; der Umfang der Stadt ist an 4000, der äußere Umfang ihrer Befestigung 8900 Schritte. — Im Jahr 1656 wurde sie von Turenne belagert und von dem Grafen von Hainie so lange vertheidigt, bis Don Juan d'Austria und Condé sie entsetzten. — Eilf Jahre später fiel sie neun Tage nach Eröffnung der Laufgräben durch Sturm in die Hände der Franzosen. Ludwig **XIV**. zwang die Einwohner, die Kosten zur Vermehrung ihrer Befestigung zu tragen. Die Citadelle wurde erbaut — sechs Bollwerke bilden den Hauptwall der Stadt in der Richtung von Famars bis Onnaing — unregelmäßige Werke schließen sich an dieselben und ziehen im Thale zu beiden Seiten bis an die Citadelle hin. Die Gräben des Hauptwalles sind breit, tief und haben Wasser. Vauban erhöhte durch viele Außenwerke und durch hohe Bekleidungsmauern die Vertheidigungs-Fähigkeit des Platzes so sehr, daß Valenciennes nunmehr für eine der stärksten Festungen in

Frankreich gehalten wird. Auf die Höhe von Anzain, von welcher die Citadelle eingesehen ist, setzte er, um sie von dieser Seite zu schützen, ein großes Hornwerk mit drei auf die Hauptlinien der Bollwerke gelegten Pfeilschanzen.

Ein zweites Hornwerk ist in der Richtung der Höhe von Famars; ein drittes, dem Raume nach das größte, zwischen der Straße nach le Quesnoy und Mons; ein viertes endlich zwischen dieser letzten Straße und der Schelde.

Die Besatzung bestand dießmal aus dem 73. und 87. Infanterie-Regiment, aus 16 Bataillons Nationalgarden, aus dem 25. und 26. Reiter-Regimente, aus einem Theile des 1. und dem ganzen 3. Artillerie-Regiment, dann aus 5 Compagnien Mineurs. Diese Truppen zusammen zählten 8000 Mann. — Die Stadt stellte zum gemeinschaftlichen Dienst mit der Besatzung 3 Bataillons Fußvolk und 4 Compagnien Artillerie. General Ferrand, ein Mann von Erfahrung und Verdienst, der den Platz genau kannte, da er schon vor Ausbruch der Revolution mehrere Jahre darin gestanden hatte, führte den Oberbefehl.

Ungeachtet der Festigkeit dieses Platzes rieth der kaiserliche Oberst Moncriff, sich mit keiner Belagerung desselben zu befassen, sondern ihn durch Sturm wegzunehmen. Mit dem Opfer von 4000 Mann schien ihm der Erfolg unbezweifelbar. Feldzeugmeister Ferraris verwarf jedoch diesen Vorschlag, der den gewissen Verlust gerade der bravsten Leute für einen unsichern Gewinn in die Wage legte, und schlug dagegen eine Belagerung nach allen Regeln der Kunst vor, welche den Platz in sechs Wochen bei einem Opfer von 5 bis 600 Mann zum Falle bringen mußte. Dieser Vorschlag erhielt die Bestätigung aller Kriegserfahrnen und die Zustimmung des Prinzen Koburg.

Ueber die Angriffspunkte bestanden wenige Zweifel. — Die Ueberschwemmung auf der obern Seite zwischen dem Thore von Cambray und jenem der Citadelle hindert die Annäherung. Die Citadelle ist durch die vorliegenden Werke und durch Minen hinlänglich gesichert. Von der Citadelle bis an das Hornwerk am Thore von Mons hindern die Wasserzüge den Angriff, und außerdem würde er dort das größte Frontefeuer der Festung finden. Geringer ist dieses von den Bollwerken am Thore von Mons — dagegen erschweren die beiden Hornwerke zur Rechten und Linken desselben den Zugang. Von hier aber bis zum Thore von Cambray würde man sich wieder langem Feuer aussetzen, und obwohl die Gestaltung des Bodens Mittel darbietet, einige Werke umzuwerfen, so machen Brillen und andere Grabenwerke die Annäherung schwierig. Der schwächste Punkt im ganzen Umfange schien das große Hornwerk zwischen dem Thore von Mons und jenem von Cambray, und in seiner Größe selbst lag seine Schwäche. Die lange Seite desselben kann wirksam bestrichen werden, das Feuer, das man auszuhalten, ist auf zwei halbe Bollwerke und einen Halbmond eingeschränkt. Ist man so weit gekommen, daß man Sturm anlegen kann, so muß die Besetzung des Hornwerks für ihren Rückzug besorgt seyn, da er lange, also gefährlich ist. Feldzeugmeister Ferraris bestimmte dieses Hornwerk zum Hauptangriffspunkte; gleichzeitig sollte auch das am Thore von Mons gelegene kleinere Hornwerk angegriffen werden.

Nach der Besitznahme des Lagers von Famars hatte sich die Einschließung von Valenciennes von selbst ergeben. 12 Bataillons, 8 Schwadronen (9623 Mann Fußvolk, 976 Reiter) kaiserliche Truppen unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Ehrbach berannten den Platz von der Nord-

und Ostseite; sie standen im Halbkreise von Saultain, an der Straße nach le Quesnoy über St. Sauve bis Beuvrages und an der Straße nach St. Amand. — Links an diese kaiserlichen Streitkräfte schloßen sich englische Truppen, 12 Bataillons, 4 Schwadronen (3213 Mann Fußvolk, 405 Reiter) unter den Generalen Abercromby, Laeke und Dundas; sie reichten von Saultain bis Aulnoit, oder von der Straße nach le Quesnoy bis an die Ronelle. — Zwischen der Ronelle und Schelde befanden sich 5 Bataillons, 4 Schwadronen (2670 Mann Fußvolk, 353 Reiter) Hannoveraner unter den Generalen Hammerstein und Oynhausen; auf dem linken Ufer der Schelde stand General Wallmoden mit dem Reste der hannöverischen Truppen, 8 Bataillons, 13 Schwadronen (4266 Mann Fußvolk, 1078 Reiter); er reichte von St. Leger wieder bis an die Straße nach St. Amand. Anzain und St. Sauve waren abgesonderte Posten; in jenem führte Oberst du Jardin, in diesem General-Major Kray den Befehl. Die ganze Stärke der Berennungstruppen betrug jetzt noch 37 Bataillons, 29 Schwadronen (21,136 Mann Fußvolk, 2812 Reiter, zusammen 24,000 Mann); später wurde sie durch nachrückende Unterstützungen auf 30,000 Mann gebracht. York, dem, wie bereits gesagt, der Oberbefehl über diese Truppen anvertraut wurde, nahm sein Quartier in Estreu; Ferraris, der eigentlich die Belagerung leitete und den gesammten Dienst der Truppen ordnen sollte, in Onnaing.

Eine der größten Schwierigkeiten, welche die Belagerer zu überwinden hatten, war in den Ueberschwemmungen, überhaupt in der Wasservertheidigung der Festung gegründet. Zwanzig — und wenn das Wetter sie begünstigt, vierzehn Tage reichen hin, die Ueberschwemmung auf ihre ganze Höhe zu bringen. Sie gibt eine bedeutende

Wassermasse, welche durch Vorrichtungen verschiedener Art den Arbeiten der Belagerer nicht nur hinderlich, sondern höchst gefährlich werden kann. — Die Verbündeten begannen schon am 24. Mai für ihre Verbindung sowohl unter sich, als mit der Stellung, welche künftig das Beobachtungsheer einnehmen sollte, zu sorgen. Oberst-Lieutenant Zach vom Pioniercorps entwarf zwei Hauptverbindungen durch das überschwemmte Thal, die eine von Famars über Fontenelle nach Trith hinter der Aufstellungs-Linie der Belagerer; die andere von dieser Aufstellungs-Linie selbst nach St. Leger; eine Nebenverbindung sollte von Maing ebenfalls nach Trith führen und sich dort mit der ersteren verbinden. Am 25. Morgens wurde die Ausführung dieser Dämme begonnen. Man wußte aus der Geschichte früherer Kriege, daß durch die Schleußen von Bouchain eine große Wassermasse zurückgehalten und plötzlich gegen Valenciennes losgelassen werden könne, so daß diese Gewalt nicht selten die Verbindungs-Brücken zerreißt, und die Dämme der Belagerer zerstört, oder zum Wenigsten überläuft. Für den vorsichtigen Bau dieser Werke hatten die Verbündeten an dem genannten österreichischen Offizier einen trefflichen Werkmeister; Zach ließ die Dämme der Schelde bis über Bouvigees hinauf durchstechen, richtete die seinigen von Stelle zu Stelle mit Durchläßen und Abläufen ein — erhöhte sie über die wahrscheinliche Höhe der höchsten Ueberschwemmung, und gab den Verbindungs-Brücken über die Schelde eine Vorrichtung, durch welche sie nach Gutdünken gesteigert und gesenkt werden konnten. Unterhalb Valenciennes beendigte schon am 24. der Hauptmann Delaing vom Pioniercorps die Erhöhung des Dammweges von Onnaing nach dem Pachthof von Beaumont. Er zog wenige Tage darauf eine neue Verbindung mittelst eines

Dammes von St. Sauve oder Bacourt vorüber nach Bruay, richtete auch hier mehrere Durchlaßbrücken ein, und legte den Grund zu einer Jochbrücke über die Schelde. Der rechte Damm dieses Stromes wurde ausgebessert, der linke durchschnitten. — Endlich kam noch eine dritte Verbindung zu Stande, die von dem nach der Festung gerichteten Eingange des Ortes St. Sauve quer das Thal durchschnitt, nach einem kleinen zwischen Anzain und Bruay liegenden Gehöfe und von da weiter nach diesen beiden Orten führte. Die Verbindungs-Brücke, die seither zu Echaupont gestanden hatte, wurde nun nach Bruay gebracht und durch Schanzen gedeckt.

Alle diese Arbeiten ließ der Feind ohne Widerstand geschehen. Er that zwar einige Schüsse aus der Festung und schickte Fußvolk heraus, aber dieses gab nur hie und da den Posten der Verbündeten Beschäftigung.

Am 25. gegen Abend brachte er Kanonen in die Vorstadt Marlis und beschoß das kaiserliche Lager; nur wenige Kugeln reichten bis dahin. Da Marlis auf jeden Fall genommen werden mußte, wurden noch in der Nacht drei Batterien aus 12- und 18pfündigen Kanonen und aus 10pfündigen Haubitzen gegen diesen Ort aufgeführt. Mit Anbruch des 26. begann das Feuer; der Feind antwortete eine Weile, dann zog er sein Geschütz in die Stadt zurück. Generalmajor Kray führte eine Jäger-Compagnie und 200 Freiwillige des Regiments Beaulieu zum Sturme vor. Der Ort wurde genommen, der Feind aus seinen darin aufgeworfenen Verschanzungen verdrängt, diese eingeworfen und Marlis von den Oesterreichern besetzt. Sie hatten 1 Offizier und 58 Mann verloren. General Wenkheim erhielt den Befehl auf diesem Punkte.

In Bezug des Geschützes hatten sich die Generalstaaten in der Zusammenkunft von Antwerpen verpflichtet, einen

Belagerungszug auszurüsten. Die Verwirklichung dieses Versprechens zu beschleunigen, wurde der kaiserliche General Unterberger, dem überhaupt die ganze Artillerie und Alles, was zu ihrem Geschäfte gehört, für die Zeit der Belagerung untergeordnet war, nach Haag geschickt. Er erhielt dort 70 schwere Kanonen, 34 Stücke Wurfgeschütz und für beide den nöthigen Schießbedarf. Er brachte diese Kriegsmittel nach Ath, legte dort seine Hauptwerkstätte an, und ließ einstweilen, in Erwartung des österreichischen Belagerungs-Geschützes, das zu Wien und Prag ausgerüstet worden, und auf dem Marsche war, große Vorräthe an Ladungen, an Brandkörpern u. s. w. erzeugen.

Dem Obersten Baron Froon vom Ingenieurcorps wurde die oberste Leitung der Arbeiten übertragen, welche diesem Zweige des Kriegswesens zufallen. Unter seinem Befehle entwarf der Oberst-Lieutenant Duka des Generalstabes die Sicherungs-Linie des Belagerungs-Heeres gegen die Festung, die aus einer Reihe theils offener, theils geschlossener Werke, 26 an der Zahl, bestehen sollte.

Eine große Menge Landarbeiter ward zu ihrer Ausführung aufgeboten. Man begann damit am 28. Mai, und hatte sie am 9. Juni bereits zu Stande gebracht.

Diese Werke lehnten sich unter Anzain an den Bach Noir Muton, durchschnitten die Straße nach Bouchain, unterhalb St. Christophe, gingen dann nach St. Leger, begannen diesseits der Ueberschwemmung nahe oberhalb der Vorstadt von Cambray wieder, folgten der Höhe la Briquette, umgaben Marlis, immer dem Höhenzuge folgend, und endeten unterhalb der Straße nach le Quesnoy an der Schlucht gegenüber dem Hohlwege, der von Saultain nach St. Sauve führt. Als eine Sicherungs-Linie nach Außen wurden von Fontenelle bis Artre die Schanzen

des Lagers von Famars benützt. Die Hannoveraner endlich, die auf der Hauptthöhe zwischen Aulnoit und Fontenelle nahe an dem Denkmal standen, das die Franzosen dem gefallenen Dampière aufgerichtet hatten, deckten sich gegen die Festung noch außerdem durch mehrere Erdwerke.

Der Mangel an Geschütz hinderte noch die Eröffnung der Laufgräben. In den ersten Tagen des Juni kamen endlich zwei Drittheile des kaiserlichen Geschützes zu Ath an. General Unterberger setzte nun 120 Stücke zum Belagerungs-Heer in Bewegung; 60 Stücke blieben ausgerüstet zu Ath in Bereitschaft. Was man aus den Erbstaaten noch erwartete, sollte für einen dritten Park eingerichtet werden, der zu irgend einer gleichzeitigen zweiten Belagerung dienen konnte.

Am 13. Juni war das Geschütz vor Valenciennes angekommen, bereits eine große Menge von Belagerungs-Bedürfnissen aller Art herbeigeschafft und bewerkstelligt, alle Verbindungen waren beendigt und gesichert: so wurden dann um 11 Uhr in der Nacht durch 4600 Mann kaiserliche und hannöverische Truppen, dann durch einige hundert Bauern die Laufgräben eröffnet und am nächsten Morgen 8 Uhr (14. Juni) war die erste Parallele in einer Länge von 1261 Klafter, 3½ Schuh tief und 5 bis 6 Schuh breit, bereits geendigt. Sie stützte ihren linken Flügel an Marlis, indem sie noch die durch diesen Ort laufende Straße nach le Quesnoy, 50 Klafter diesseits des Weges, der zur Kirche führt, durchschnitt; ihren rechten lehnte sie gegenüber von der St. Rochus-Kapelle an die Schelde; ihr Abstand vom ausspringenden Winkel des großen Hornwerks betrug 300 Klafter. Außerdem hatte man an den Laufgräben, welche nach drei bei St. Sauve, hinter Marlis und zwischen beiden an der letzten Schanze

der Sicherungs-Linie angelegten Vorrathsplätzen führen sollten, 836 Klafter (4 Schuh Tiefe, 6 Schuh Breite) gearbeitet. Der Feind schwieg während der Nacht; des Morgens begann er zu feuern, tödtete jedoch nur 2 Mann, und verwundete deren 3.

Und nun ließ der Herzog von York die Festung auffordern. Dies geschah durch zwei Schreiben, wovon eines an den Befehlshaber derselben, den General Ferrand, das andere an die Bürger der Stadt gerichtet war. Jenem trug er Bürgschaft für Leben und Eigenthum seiner Soldaten sowohl, als der Bewohner von Valenciennes an; diesen malte er die Gefahren einer Belagerung aus, und stellte ihnen den Untergang ihres ganzes Besitzes für unvermeidlich dar. Er suchte die Bürger dadurch zu bewegen, ihren Einfluß auf Ferrand geltend zu machen.

Ferrand ließ dieses zweite Schreiben ungehindert an die Bürgerschaft gelangen. Er war ihrer sicher, denn die Convents-Commissäre hatten erst kürzlich den Eid der Treue auf eine feierliche Weise wiederholen lassen. Es geschah am 30. Mai, daß sie ein allgemeines Bürgerfest hatten veranstalten lassen. Was dem Volke ein Zeichen seiner bürgerlichen Freiheit und Werthschätzung seyn konnte, wurde aufgeboten an diesem Tage. Alle Bewohner schmückten sich mit ihrem Köstlichsten, alle Behörden zogen im feierlichen Zuge durch die Straßen; die Truppen umgaben den Hauptplatz, oder waren an den Zugängen vertheilt, um heranzurücken, wenn die Ehre des Schwures an sie kommen sollte; hier aber, unter Gottes freiem Himmel, war ein Gerüst aufgerichtet und geziert mit den Zeichen der Volksherrschaft, mit allen Huldigungen der Menschenrechte. Die Abgesandten des Convents Cochon und Priez, traten zuerst auf diese Bühne und schwuren mit lauter Stimme,

daß sie unter den Trümmern der Stadt lieber sich begraben, als sie übergeben würden. Unter dem Donner der Kanonen und unter dem Rauschen der Musik wiederholten alle Bürger durch gemeinsamen Ausruf den Schwur. Dann legte Ferrand denselben Eid in die Hände der Volksvertreter ab; alle Behörden thaten einzeln deßgleichen; alle Generale und Befehlshaber wiederholten vor Ferrand den Schwur; alle Soldaten endlich sprachen ihn vor ihren Hauptleuten aus. Diese berauschende Scene endete mit brüderlichem Jubel der Bürger und Soldaten; alle gehässigen Leidenschaften und Zwistigkeiten schienen in dem Rufe: es lebe die Republik! untergegangen.

Statt aller Antwort sendete Ferrand jetzt an den Herzog von York eine Abschrift des geleisteten Eides; die Bürgerschaft that desgleichen und setzte bei, daß Leben und Eigenthum in keine Erwähnung kommen, sobald sie nur auf Kosten der Pflicht gerettet werden können. Hierauf ließ der Herzog von York am Abend desselben Tages (14. Juni) aus einer auf der Höhe von Anzain aufgeführten Batterie 128 — 30pfündige Bomben in die Stadt werfen und während der Nacht in den Laufgräben fortarbeiten.

Am Morgen des 15. Juni war die erste Parallele auf ihre völlige Breite von 12 Schuh gebracht, die Auftritte waren an den beiden Flügeln derselben angefangen, vierzehn Batterien entworfen und zwei derselben schon ausgeführt, die Laufgräben nach den drei Vorrathsplätzen endlich auf ihre ganze Breite und Tiefe gebracht, und auf der Höhe der Moulin de Rouleur war ebenfalls eine Batterie vorbereitet, und mit dem Laufgraben, der nach St. Sauve führte, verbunden. Der Feind unternahm um Mitternacht einen schwachen Ausfall gegen den rechten Flügel. Das

Feuer der Wachen wies ihn zurück. 2 Offiziere und 3 Mann der Kaiserlichen wurden getödtet, 10 verwundet. Die auf der Höhe von Anzain errichtete Kesselbatterie, gegen welche der Feind eine überwiegende Feuerkraft verwendete, ward zerstört.

Ein Schauspiel neuer Art ergötzte an diesem Tage die Belagerer. Die Franzosen bedienten sich zum ersten Mal in diesem Kriege eines Luftballons, um durch dieses Mittel der französischen Regierung, oder den Befehlshabern der Heere Nachrichten zukommen zu machen. Unfähig, seinem Fluge die gewünschte Richtung zu geben, mußten sie einzig dem Wind vertrauen. Am hellen Mittage — der Wind wehte S.S.O. — stieg der Ballon von dem Hauptplatze auf; er erreichte eine bedeutende Höhe, und man sah ihn in der Richtung von le Quesnoy treiben. Er würde wirklich das Innere des Landes außer dem Bereiche der Verbündeten gewonnen haben, wenn seiner Füllung das gehörige Verhältniß zu dem Zeitbedarf gegeben worden wäre. Aber schon als er über Villerspol schwebte, verlor er seine Kraft; er sank in der Umgegend zur Erde, und wurde eine Beute der dort gelagerten Truppen.

Man fand darin ein Päckchen Papier, eine Taube und einen offenen Zettel. Der letztere enthielt den Befehl für den Finder, Päckchen und Taube alsogleich auf die nächste Municipalität zu bringen. Strafe wurde auf die Versäumniß, Lohn auf die schleunige Bestellung gesetzt. Die beiden Volksrepräsentanten hatten diesen Zettel unterschrieben. — Der Befehl an die Municipalität war des Inhalts, daß sie den weitern Einschluß alsogleich an den Convent absenden solle; auch habe man ihr die Taube zugeschickt, damit sie dieses Vogels als Boten sich bediene; es sey vorauszusetzen, daß er nach seinem Schlage in der

Festung zurückkehre, was daher Neues in der Gegend bekannt sey, und was man über den Feind wisse, solle sie auf einen kleinen Zettel schreiben, und diesen der Taube unter die Flügel binden.

Der weitere Einschluß enthielt ein Schreiben der Volksvertreter an den Convent, dem die Aufforderung der Festung und die Antwort, welche man dem Herzoge von York gegeben, ein Aufruf an die Bürgerschaft, der Eid, den sie geleistet, endlich das Tagebuch der Begebenheiten seit dem 30. Mai, beilagen. Die Volksvertreter versicherten in jenem Schreiben: „daß Alles bereit sey, es auf das Aeußerste kommen zu lassen, und Hab und Gut und Leben an seine Pflicht zu setzen; daß unter den Civil- und Militär-Behörden volle Eintracht herrsche; daß ihre Wachsamkeit sich über jeden Zweig der Verwaltung ausdehne, und selbst, wenn es dem Feinde gelänge, Zwietracht oder Verrath zu säen, diese Umtriebe keine Folgen haben könnten; daß manche Mißbräuche in der Leitung der Militärangelegenheiten eben während der Einschließung der Festung sich gezeigt hätten, denen man in künftigen Fällen werde zuvorkommen können; sie ihrerseits seyen bemüht, Bürgern und Soldaten Vertrauen auf die Anstalten einzuflößen, welche der Convent sonder Zweifel zur Sicherung der Gränze getroffen habe und noch treffen werde. Was auch ihr Schicksal sey, so würden sie sich des Zutrauens des französischen Volkes würdig zu benehmen wissen."

Die Belagerer arbeiteten vom 15. bis 18. Juni an Laufgräben und Batterien mit ungefähr 6000 Mann unausgesetzt fort. Am Morgen des 18. hatten sie an beiden Flügeln der ersten Parallele Redouten beendigt — vierzehn Batterien waren in der Ausdehnung dieser Parallele, die fünfzehnte an der zerstörten Mühle de Rouleur fertig

geworden, und schon hatte man drei Ausbrüche nach der zweiten Parallele gemacht, die Laufgräben bis auf die Entfernung von 160 Klafter vom ausspringenden Winkel des bedeckten Weges vorgetrieben, und dann sich bereits in der zweiten Parallele verbreitet. Zu dieser benützte man ein Stück des Hohlweges, der von Marlis, an der Kirche des Ortes vorüber, nach St. Sauve führt; der linke Flügel stand 125 Klafter entfernt von dieser Kirche — der rechte lehnte sich an den Feldweg zwischen der großen Straße nach St. Sauve und der Schelde. Der Feind begünstigte diesen Fortgang der Arbeit; er feuerte zwar zeitweise heftig, er unternahm Ausfälle, aber sie blieben ohne Nachdruck.

Am 18. früh Morgens ließ Ferraris das Feuer aus allen Batterien der ersten Parallele eröffnen.

Zweiundvierzig Stücke von 6 bis 18 Pfund, 20 Mörser von 30 und 60 Pfund waren in den vierzehn Batterien derselben vertheilt; 8 24Pfünder standen auf der Höhe von Moulin de Rouleur. Diese Batterie fing vorzeitig zu spielen an, zog dadurch das Feuer des Feindes auf sich, und ward übel mitgenommen; 3 ihrer Kanonen wurden unbrauchbar. Bis 8 Uhr Abends hatten die Belagerer 3363 Schüsse gegeben, worunter 430 glühende Kugeln, 862 Bombenwürfe. Sie setzten das Feuer aus der ersten Parallele unausgesetzt bei Tag und Nacht fort, und hatten bis zum 24. Abends 8 Uhr schon 4543 glühende Kugeln, 8146 Bomben geworfen, überhaupt an 25,000 Schüsse aus grobem Geschütze gethan. — Die Stadt brannte schon am 18. an mehreren Orten, und täglich wurden einige Häuser ein Raub der Flammen; am 21. stürzte die Nikolauskirche mit ihrem großen Thurme ein, und die darin verwahrten Vorräthe (der Feind hatte sie als Fruchtmagazin benützt)

gingen größtentheils zu Grunde. — Das große Hornwerk war durch die Rollschüsse der Belagerer schon am 21. so beängstiget, daß der Feind seine Geschütze aus ihm zurückzog. Die äußern Werke und das links neben dem Hornwerke liegende Bollwerk litten ungemein. Der Feind antwortete gewöhnlich bei der Nacht wenig — nur aus dem bedeckten Wege unterhielt er ein heftiges Kleingewehrfeuer; dagegen wehrte er sich den Tag hindurch mit großem Ernste. Der ganze Verlust an Mannschaft bis zu diesem Tage betrug auf Seite der Verbündeten 6 Offiziere, 191 Mann.

Die Witterung war seit einigen Tagen den Belagerern sehr ungünstig gewesen. Regen verdarb ihre Erdarbeiten mehr als dies der Feind that. — Demungeachtet hatten sie bis zum 24. Juni die zweite Parallele beinahe beendigt; die Länge derselben betrug 600 Klafter, die Flügel bogen sich im Haken rückwärts; vierzehn Batterien waren errichtet und acht derselben schon mit Geschütz versehen, wobei ein Theil erst in diesen Tagen von Ath nachgeholt worden war. Der Hohlweg von Marlis nach St. Sauve, den man in der Länge von 280 Klaftern zur Parallele verwendet hatte, wurde in seiner weitern Fortsetzung zum Verbindungsgraben benützt, und bis wo er die Straße nach Mons berührt, als solcher ausgearbeitet.

Die Verheerungen, welche das Feuer der Belagerer in der Stadt anrichtete, hatten den Muth der Bürger zu erschüttern begonnen. Ferrand sah sich mit Klagen von Weibern und Hülflosen bedrängt. Am 22. erließ er einen Aufruf an die Bürgerschaft, wodurch er sie aufzumuntern, und zugleich gefährlichen Ausbrüchen der Verzweiflung vorzubeugen suchte. „So wie ihr,“ sprach er, „fühle auch ich das Unglück, das euch trifft, und ich vergieße Thränen darüber; aber nichts als die Pflicht für mein Vaterland

darf ich vor Augen halten. Mit Todesstrafe bedroht mich das Gesetz, wenn ich eure Wälle verlasse. Wollet ihr mich opfern? Wollet ihr, daß ich, der ich bis zum heutigen Tage mit Ehren diente, damit ende, das Volk zu verrathen, und meinen Kopf zum Blutgerüste zu tragen? — Ich kann wohl das Opfer eines Meuchelmörders werden, aber nie ein Verräther des Vaterlandes. Bedenket, daß diese Stadt, des gesammten französischen Volkes Eigenthum, einer der Hauptschlüssel des Reiches ist! — Wollet ihr, daß ich 25 Millionen eurer Brüder verrathe, die auf die Festigkeit eurer Wälle und auf die Stärke eures Willens zählen, und sonder Zweifel so eben ein beträchtliches Heer zu eurer Hülfe senden? — Ihr sehet die wilde Gier, mit welcher die Feinde der Republik eure Häuser niederbrennen: werdet ihr geringere Gefahren zu bestehen haben, wenn diese blutgierigen Knechte der Tyrannen eure Stadt betreten? — Ihr wisset die Grausamkeiten, die sie auf eurem Gebiete überall, wo sie hinkamen, ausübten; entehrte Frauen und Mädchen, Kinder, in der Wiege oder an der Mutterbrust erwürgt, geben euch da ein schreckliches Gemälde: Glaubet ihr, daß euer Schicksal ein anderes seyn würde? Aber dies ist nicht Alles, was ihr zu befürchten habt. Die Franzosen würden selbst fürchterliche Rache an euch ausüben; sie würden zur Strafe eurer Schwäche eure Häuser schleifen lassen, statt euch zu entschädigen.

„Bleibt stark, und auf Kosten des französischen Volkes wird man eure zerstörten Wohnungen wieder aufbauen — euren Verlust ersetzen — die Verwundeten entschädigen — die Kinder, welche unglücklich genug waren, ihre Eltern zu verlieren, erhalten. Bürger, lasset mich für euch sorgen! Ich werde euern Weibern und Kindern Zufluchtsstätten verschaffen! — Bauet auf mich, und gebet nicht den Uebel-

gesinnten Gehör, die von Verträgniß mit dem Feinde sprechen. Ich rufe euch auf, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Wenn ich die geringste Zusammenrottung oder irgend eine durch das Gesetz verbotene Handlung wahrnehme, so werde ich nachsichtslose Strenge üben, wie sehr dies auch meinem Herzen und meiner Liebe für euch koste. Ueber mein Leben könnt ihr schalten, meiner Pflicht gebietet ihr nicht!" —

Dieser Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Von innen gesichert, durfte Ferrand ruhiger dem Feinde von außen sich entgegen stellen. Mancherlei Umstände trafen jedoch zusammen, die ihn keinen heitern Ausgang erwarten machten. Er sah die Belagerer nach allen Regeln der Kunst vorsichtig, aber kräftig, mehr und mehr den Werken sich nahen, und ihn zwangen Mangel an Pulver und Waffen, nur mit größter Sparsamkeit zu antworten; auch die Vorräthe an Lebensmitteln waren keineswegs für die Dauer beruhigend. Nachrichten von dem französischen Heere mangelten ihm ganz. — Der mehrere Tage anhaltende Regen war dermalen seine tüchtigste Hülfe. Ungeachtet der vielen Faschinen, womit die Belagerer ihre Gänge belegten, arbeiteten sie doch immer bis an die Knie im Wasser, und hatten gar viele Beschwerden zu überwinden. Auch die Ueberschwemmungen wuchsen zu solcher Höhe, daß auch die Dämme erhöht werden mußten. Der thätige Major von Zach kämpfte fortwährend mit der Gewalt des Wassers, und seine Sachkenntniß erfand die zweckmäßigsten Mittel, sie zu bemeistern.

Das Feuer aus den Batterien der ersten Parallele ging in der Nacht zum 25. Juni ohne Unterbrechung fort, und das von 6 Haubitzen- und Mörser-Batterien der zweiten Parallele vereinigte sich mit demselben. Zwei Tage

darauf spielten bereits alle 14 Batterien der zweiten Parallele. — Am 28. Juni, nachdem durch drei Nächte vergeblich der Versuch hiezu gemacht worden war, brachen die Belagerer bereits nach der dritten Parallele an vier Orten mit fliegenden Sappen aus. Der Feind hinderte diese gefahrvolle Arbeit nicht.

Des Morgens feuerte er wie gewöhnlich heftig, und diesmal zwar heftiger als sonst, ohne jedoch einen Nachtheil von Bedeutung für die Belagerer zu veranlassen, wenn man nicht etwa 10 Faß Pulver und ein halbes hundert Bomben so nennen will, welche in dem Vorrathsplatze bei St. Sauve durch eine feindliche Kugel entzündet wurden und in die Luft flogen.

Die Batterien der Belagerer beherrschten überall die feindlichen Werke durch ihr überwiegendes Feuer, und obwohl das feindliche Geschütz mit Schärfe und Sicherheit bedient war, und viele Kanonen der Belagerer für eine Weile außer Spiel brachte, so blieb doch der Vortheil entschieden auf Seite der Letztern. — Am 2. Juli waren die sowohl mit fliegender als mit voller Sappe vorgeführten Laufgräben bis auf die Linie der dritten Parallele gebracht, und diese selbst mit 6 Sappe-Abtheilungen angefangen worden. Seit dem 24. schleuderten die Batterien der ersten und zweiten Parallele 42,547 Kugeln in die Festung, darunter 2526 glühende Kugeln und 10,723 Bomben. Außerdem hatten die Engländer auf der Höhe la Briquette schon seit dem 17. Juni sechs 18Pfünder und sechs 50pfündige Mörser im Spiel, die jedoch am 1. Juli wieder eingingen. Der Verlust der Belagerer in diesen Tagen (24. Juni bis 2. Juli) betrug an Todten und Verwundeten nur 165 Mann, darunter 4 Offiziere.

Am 2. Juli wirkte schon eine 10pfündige Mörserbatterie aus der dritten Parallele zur Bewerfung mit. In der Nacht zum 5. hofften die Belagerer diese Parallele zu schließen, aber der Brand der Stadt beleuchtete diese Stelle so sehr, daß der Feind fortwährend ein hinderndes Feuer darauf unterhalten konnte.

In der Nacht zum 6. geschah dies endlich; die Parallele wurde ihrer Länge nach fertig; diese betrug 500 Klafter; ihr Abstand aber von dem ausspringenden Winkel des bedeckten Weges 30 Klafter. — Nun stellte die erste Parallele ihr Feuer völlig ein und nur die zweite, und die nach und nach fertig werdenden 13 Batterien der dritten goßen ihren Hagel über die unselige Stadt und ihre Werke aus. Der Feind antwortete lebhafter, als seither; am 6. sprengte er einen Pulver- und Bombenvorrath in der ersten Parallele; Tags darauf abermals einen solchen und eben dort in die Luft. Am 8. waren alle Nebenarbeiten der dritten Parallele beendigt, der Feind schoß nur mit kleinem Gewehr; die Belagerer ließen zwei ihrer Batterien schweigen, und fingen drei Versenkungen für ihre Minirer an; diese fanden mittlere Erde, und schon am 10. waren die Brunnen auf die gehörige Tiefe gebracht, die Magazine angelegt, und man brach in die Gänge aus. — Der erste dieser Gänge zielte auf den ausspringenden Winkel des Halbmondes, der vor dem großen Hornwerke liegt, und hatte noch einen Neben- oder Hülfsgang; der zweite Hauptgang war auf dem, rechts vor dem eingehenden Winkel befindlichen Waffenplatze; der dritte, der ebenfalls wieder einen Nebenweg hatte, auf den rechten ausspringenden Winkel des gedeckten Weges gerichtet.

Am 10. erhielten die Belagerer eine Truppenverstärkung durch das Eintreffen der ersten Abtheilung der er-

warteten hessischen Truppen. Diese Abtheilung, 5 Bataillons und 1 Reiter-Regiment stark, durch General Wurmb geführt, lagerte auf den Höhen zwischen Jalain und Preseau. Diese Verstärkung beruhigte die Belagerer zum Theile über die Besorgniß, die sie aus ihrer zeitweisen Trennung von dem Beobachtungsheere schöpften. Der Feind konnte eben dann, wenn die wachsende Ueberschwemmung plötzlich jede Hülfe von Seite Koburgs unthunlich machte oder wenigstens erschwerte, aus der Richtung von le Quesnoy zum Entsatze der Festung erscheinen, was dann die Lage der Belagerer sehr unangenehm machte. Es war aus dieser Rücksicht, daß Koburg eine Abtheilung von 2 Bataillons, 1 Compagnie und 5 Schwadronen zu Queverain aufstellte, welche auch nach Anlangen der Hessen noch auf diesem Punkte blieb. — Mit einem Muthe, der das Lob des Gegners verdient, setzten die Franzosen das Feuer des kleinen Gewehres aus dem bedeckten Wege fort, über welchen sich unausgesetzt ein Hagel von Kugeln, Bomben und Granaten, Steinen und Wachteln ergoß.

Die feindliche Artillerie nahm an Thätigkeit zu, je näher die Gefahr kam; sie schien sich zu vermehren und von Tag zu Tag furchtbarer in ihren Wirkungen zu werden. Von der linken Seite des links vom großen Hornwerke liegenden Bollwerkes bis an das kleine Hornwerk am Thore von Mons und der ihr zur Linken liegenden Brille von St. Rochus waren die Werke bereits auf einen Grad zerstört, daß eine Ausbesserung derselben unter dem Feuer der Belagerer kaum mehr möglich schien, und obwohl der Feind früher durch einige Tage nur wenig Geschütz mehr auf dieser Strecke gezeigt hatte, so trat er plötzlich wieder mit bedeutender Kraft daselbst auf. Am 12. war dessen Feuer von den beiden Mittelwällen unge-

mein heftig, und überhaupt gegen die Batterien der zweiten Parallele gerichtet, welche den Halbmond vor dem Thore von Mons beschoßen; am 13. geriethen die Batterien auf beiden Flügeln der ersten Parallele in offenbaren Nachtheil; die Kesselbatterien am rechten Flügel, im Kampfe gegen das kleine Hornwerk, mußten sogar schweigen, und alle Batterien der zweiten Parallele ihr Feuer gegen dieses Hornwerk und gegen den Halbmond vereinigen, während die der dritten vergeblich den bedeckten Weg zu reinigen suchten, aus dem Arbeiter und Wachen belästigt wurden. — Die erste Parallele schwieg während der Nacht zum 15., weil sie am 14. abermals gelitten hatte, und Ausbesserung nothwendig war. Eben so schwiegen alle schweren Kugelbatterien der zweiten Parallele, waren aber wieder ganz schlagfertig, als am 15., Morgens 3 Uhr, der Feind das Feuer gegen sie neuerdings eröffnete. Er erschien mit beträchtlichem Geschütze auf dem halbzerschossenen Ravelin vor dem großen Hornwerke, und auf den Vorwerken zum kleinen Hornwerke. Mehrere Batterien der zweiten Parallele wurden hart mitgenommen, und obwohl alle Kesselbatterien diese Werke bewarfen, die schweren Kugeln ihre Mauern erschütterten, oder die Brustwehren der Länge nach bestrichen, obwohl durch das Feuer der Haubitzen der bedeckte Weg jetzt völlig gereinigt wurde, und der Pulvervorrath auf dem Ravelin in die Luft ging, so konnte der Feind noch immer nicht von dort vertrieben werden. Im Gegentheile antwortete er am 16. mit gleicher Heftigkeit; die rechte Flügelbatterie der ersten Parallele mußte abermals schweigen, und die des linken Flügels vermochte kaum das Feuer zu ertragen, das sie vom Bollwerke links dem großen Hornwerke auszuhalten hatte. Die schweren Batterien der zweiten und dritten Parallele kamen jedoch

in Vortheil gegen den Mittelwall, in welchem das Thor von Mons sich befindet, und gegen den davor liegenden Halbmond, warfen die Brustwehre um, und hinderten deren Herstellung. Aber diese Batterien erlitten auch bedeutenden Schaden, und der Pulvervorrath von einer derselben flog in die Luft. Nicht minder heftig war das Feuer am 17. und 18., wo es dem Feinde wieder gelungen war, auf jenen Werken sich aufzustellen, viele Geschütze auf dem Mittelwalle zu vereinigen, und vorzüglich in den rechten Schulterwinkel desselben einige Mörser zu bringen. Zwei Batterien der zweiten Parallele mußten am 17. schweigen, und die Belagerer sahen sich genöthigt, am 18. jenseits der Schelde, oberhalb und unter Anzain drei Batterien zu erbauen, um die Kräfte des Feindes dadurch einigermaßen zu theilen.

Einstweilen war die zweite Abtheilung hessischer Truppen (2 Bataillons, 6 Schwadronen) angelangt. Sie nahm ihr Lager bei Curchies. Beide Abtheilungen erhielten den Auftrag fortwährender Bereitschaft gegen jeden Versuch des Entsatzes, der aus der Richtung von le Quesnoy geschehen könnte.

Die Belagerer arbeiteten in der Nacht zum 19. auf das Thätigste an ihren schweren Kugelbatterien, welche am 18. Nachmittags beinahe alle unbrauchbar geworden waren. — Der Feind versuchte dagegen in einem Theile des kleinen Hornwerks einen Abschnitt zu Stande zu bringen, woran er jedoch mit Kartätschenschüssen gehindert wurde. Um 4 Uhr Morgens hatten die Belagerer ihre gesammte Feuerkraft gegen das große Hornwerk und den Mittelwall aufgeboten. Gegen Mittag flog abermals ein Pulvervorrath des Feindes in die Luft; dagegen lähmte das Bollwerk zur Linken den linken Flügel der ersten Parallele,

und die Brille von St. Rochus begann die Arbeit auf der Höhe von Anzain zu stören.

Das Feuer des Feindes nahm am 20. und 21. zu, es hielt am 23., 24. und 25. fortwährend die Belagerer in Achtung. Der Aufwand an Kriegsmitteln in diesen Tagen war ungeheuer; auch die Batterien auf der Höhe von Anzain hatten am 23. zu feuern begonnen; seit dem 2. Juli waren 73,874 Schüsse in die Stadt und auf die Werke geschleudert worden, darunter 24,136 Bomben und 3976 Steinwürfe.

Aber dieser verheerende Angriff über der Erde war nur der Schützer eines gefährlichern unter derselben. Die feste Kreide, welche die Minirer bei ihrem Einsenken fanden, ging in eine Schicht schwarzer mit Sandstein vermischter Erde, die einen Verbau forderte, dann in Sandstein, endlich wieder in feste Kreide über. Dennoch förderten sie die drei Haupt- und zwei Nebengänge in 24 Stunden zwischen 3 und 4 Klafter weiter. Der rechte Hauptgang war schon am 20. Juli auf seine ganze Länge von 30 Klaftern gebracht worden, die Wendung von 7 Schuh 9 Zoll wurde in der darauf folgenden Nacht genommen und der Bau von 3 Kammern begonnen. In der Nacht zum 22. nahmen auch der linke Hauptgang, nachdem er 36 Klafter Länge erreicht, und der mittlere, nach einer Länge von 36 Klaftern 3 Schuhen, ihre Wendungen von 1 Klafter, 1 Schuh, 9 Zoll und von 1 Klafter, 3 Schuh. Die Hülfsgänge wurden in der Nacht zum 23. auf 37 Klafter, 4 Schuh, und auf 35 Klafter, 3 Schuh geendigt. Alle Ladungserforderniße, nebst 10 Kisten Pulver und an 7000 Sandsäcken zur Verdämmung waren bereits herbeigeschafft, und die Kammern am 24. geendigt. Nun brachen die Belagerer aus der dritten Parallele mit fliegender Sappe

gegen die ausspringenden Winkel vor dem Ravelin und vor dem rechten Bollwerk des großen Hornwerks, dann gegen die kleine Erdschanze vor dem kleinen Hornwerk aus und rückten bis auf wenige Klafter vom bedeckten Wege, geschützt durch das Feuer aller Batterien, vor; gleichzeitig wurden die Minen mit Druckkugeln gefüllt. Am 25. Mittags war diese letzte Vorarbeit geschehen. Die Sprengung der Minen und der Sturm auf den bedeckten Weg wurden auf den Abend desselben Tages festgesetzt.

Der Angriff sollte in zwei Hauptabtheilungen von dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Erbach und dem General-Major v. Wenkheim gegen das große und kleine Hornwerk geführt werden. Die erste Hauptabtheilung zerfiel in zwei Colonnen, wovon die eine (Engländer und Hessen unter General Abercromby) den ausspringenden Winkel des Ravelins, die andere (kaiserliche Truppen unter Wenkheim) den ausspringenden Winkel des rechten Bollwerks anzugreifen hatte. Jede dieser Colonnen bestand aus 174 Freiwilligen mit 1 Hauptmann und 3 Offizieren, 12 Zimmerleuten, dann aus 2 Compagnien Infanterie und 25 Jägern zur wirklichen Besitznahme des bedeckten Weges, aus einigen Minirern zum Aufsuchen und Zerstören feindlicher Minen, endlich aus einer Unterstützung von 6 Compagnien Die zweite Hauptabtheilung zerfiel in 3 Angriffscolonnen; die eine auf die linke Seite der Erdschanze, die zweite auf die rechte Seite derselben gerichtet, die dritte endlich bestimmt, zwischen dieser Schanze und der Schelde, ohne einen Schuß zu thun, gegen den bedeckten Weg und über diesen nach dem Rücken der Schanze durchzudringen, und sich derselben durch den Eingang zu bemeistern. Die beiden ersten dieser Colonnen zählten 1 Offizier, 50 Freiwillige und einige Zimmerleute; die letzte 3 Offiziere mit 100 Frei-

willigen; 1 Hauptmann, 3 Offiziere, 200 Mann folgten jeder Colonne zur Besitznehmung des bedeckten Weges; 2 Compagnien Fußvolk bildeten die letzte Unterstützung.

Das Feuer der Belagerer dauerte bis Abends 9 Uhr heftig fort. Jetzt wurde die Mannschaft aus der dritten Parallele in die zweite zurückgezogen, die Batterien schwiegen, und die Minen schlugen, eine nach der andern, in Zwischenzeiten von wenigen Minuten, los. Sie warfen einen Theil des bedeckten Weges nieder, stürzten einige Gegenminen ein, und verbreiteten solchen Schrecken, daß der Feind größtentheils aus dem bedeckten Wege floh. Dagegen tödteten oder verwundeten sie auch die vier dabei angestellten kaiserlichen Offiziere und 14 Mann.

Kaum war die Entladung vorüber, so begannen alle Batterien der Belagerer das Feuer wieder, die Sturm-Colonnen brachen vor, die Unterstützungen rückten in die dritte Parallele. Der Ingenieur-Hauptmann Orlandini führte die erste, der Ingenieur-Oberstlieutenant Franz Graf Dietrichstein die zweite Colonne der ersten Haupt-Abtheilung; beide sprangen beinahe gleichzeitig über die Schanzpfähle; der bedeckte Weg wurde genommen, und die Krönung desselben alsogleich durch 500 Mann vorgenommen. Der Feind floh aus dem Ravelin, er vertheidigte selbst das große Hornwerk nur schwach. Dem Oberstlieutenant Grafen Dietrichstein ist das Verdienst, daß die Stürmenden, nicht zufrieden, das angewiesene Ziel ihres Angriffs erreicht zu haben, Ravelin und Hornwerk nahmen, und sich darauf festsetzten.

Nicht weniger glücklich war die zweite Hauptabtheilung unter Wenkheim. Hier hatte keine Mine den Stürmenden die Bahn gebrochen, und sie wurden mit heftigem Feuer empfangen. Der Lieutenant Kolb mit den Freiwilligen

der ersten Colonne, wich mit Klugheit der Spitze des ausspringenden Winkels aus, vor welcher eine feindliche Mine losschlug, als er eben über die Schanzpfähle stieg. Er erlitt keinen Schaden.

Die Erdschanze wurde mit Sturm genommen, und als sie der Feind räumen wollte, fiel er der dritten Colonne in die Hände, die so eben von rückwärts in die Schanze drang. Der größte Theil der Besatzung wurde niedergemacht, auch hier der Sturm fortgesetzt und alle Vorwerke des kleinen Hornwerks fielen in die Hände der Stürmenden. Diese krönten augenblicklich den bedeckten Weg mit 600 Arbeitern, verbanden ihn überall mit der dritten Parallele, zogen sich aber gegen Morgen wieder aus dem eroberten Vorwerke des kleinen Hornwerks zurück, nachdem sie die Wälle umgeworfen hatten.

Um die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Feindes zu theilen, wurden gleichzeitig durch Generalmajor Kray die Rochusschanze, und durch Oberstlieutenant Jellachich das vor der Citadelle liegende Gehöf St. Vast-en-Ville, dessen der Feind durch einige Erdwerke sich bis dahin versichert gehalten hatte, mit Sturm angegriffen und genommen. Sobald die Schanze in Eile zerstört, St. Vast-en-Ville angezündet, und die Erdwerke bei diesem Gehöfe umgestürzt waren, wurden diese Punkte wieder verlassen.

Die Belagerer gaben ihren Verlust vom 25. auf den 26. auf 5 Offiziere und 213 Mann, den des Feindes auf 600 Mann an; sie brachten nur 2 Offiziere und 64 Mann als Gefangene ein. An Geschütz vernagelten sie auf dem großen Hornwerk 18 Stücke, auf den Vorwerken des kleinen 9, in der Rochusschanze 4 Stücke; in den Erdwerken auf der Seite gegen Anzain deren 2. Pulverkarren, Munitionsvorräthe warfen sie in die Schelde.

Die Erdarbeiten, geführt durch den Oberstlieutenant Grafen Dietrichstein und den Major de Vaux, senkten sich bis zum 26. früh in den Graben des Hornwerkes. — Verbindungsgänge und Brücken wurden jetzt angelegt; auf dem Hornwerke selbst alle Sicherungsanstalten gegen die nächsten Werke getroffen, Batterien erbaut, sogar 6 zehnpfündige Mörser hinaufgebracht, und der Angriff gegen die zur Seite liegenden Ravelins vorbereitet. Die Artillerie führte ihr Feuer mit früherer Heftigkeit fort, theils um die Arbeiten der Ingenieurs zu erleichtern, theils um den Mittelwall des Thores von Mons zu brechen. 5853 Schüsse wurden bis 26. Abends abermals auf die Werke und in die Stadt geschleudert, darunter über 1000 Bomben. Jener Mittelwall begann jetzt einzustürzen; beträchtliche Pulvervorräthe, im Magazin und auf zwei Wagen befindlich, flogen in die Luft. Der Feind antwortete erst Nachmittags wieder mit einiger Kraft, aber das Ziel seiner Vertheidigung war nahe.

Schon Morgens um 6 Uhr (26.) hatte der Herzog von York die Stadt nochmals auffordern und ihr jetzt noch die Wohlthat eines Vertrags versprechen lassen. — Abends antwortete Ferrand und bat um 24 Stunden Waffenruhe. Zwei und zwanzig, d. i. bis 27. Juli Nachmittags 4 Uhr wurden ihm bewilligt.

Kaum war die Aufforderung des Herzogs von York in der Stadt bekannt geworden, so vereinigten sich die Bürger derselben und überreichten dem Befehlshaber schriftlich den Wunsch, die fruchtlose und schreckliche Vertheidigung aufzugeben. „Niemand,“ so heißt es darin, „wird die Opfer verkennen, welche die Stadt gebracht. Unser Eigenthum ist zerstört, Viele der Unsern sind unter den Trümmern erschlagen oder sonst durch feindliches Eisen

getödtet oder verstümmelt; unsere Frauen und Kinder in unterirdische Gemächer vergraben, athmen verpestete Luft, und siechen hilflos dahin, da auch die meisten Aerzte verwundet oder krank darnieder liegen. Diese Uebel, vereinigt mit den Verheerungen der umliegenden Gegend, geben dem Rathe der Gemeinde das Recht, dem General Ferrand vorzustellen, daß, obwohl die Stadt schon seit Ende Mai belagert und seit 42 Tagen beschossen wird, sich doch kein befreundetes Heer zu ihrer Rettung sehen lasse. Es ist uns nicht fremd, daß unser Heer dreimal vergeblich den Versuch machte, Condé zu retten, und daß es, kaum 23,000 Mann stark, fast ohne Kampf die Stellung verließ, die den Feind gehindert hatte, uns anzugreifen. Wir Bürger haben unsere Pflichten gegen die Republik erfüllt, die, vielleicht um höherer Gründe willen, uns nicht zu Hilfe kommt. Dadurch überläßt sie uns dem ersten aller Gesetze, dem der Natur, die uns Selbsterhaltung befiehlt."

„Nach einem so tapfern Widerstande, und da es noch Zeit ist, warum sollen wir unsere Ehre, unser Leben nicht durch einen Vertrag retten, der uns von dem Befehlshaber des feindlichen Kriegsheeres angetragen wird? Späterhin dürften wir nicht mehr hinlängliche Gründe haben, den Feind zu erträglichen Bedingungen zu vermögen. Wir sind überzeugt, daß der Widerstand noch einige Tage unnützer Weise verlängert, die Stadt, die Bürgerschaft und einen beträchtlichen Theil des republikanischen Heeres in's Verderben stürzen wird. General! ihr könnt stolz auf den Widerstand seyn, wovon noch keine Stadt ein schöneres Beispiel gegeben hat. Ihr könnet glauben, Eure Pflicht erfüllt und den Beifall des ganzen französischen Volkes erworben zu haben." Diese Schrift war von allen Glie-

dern des Rathes und außer diesen durch vierzehn Abgeordnete der Stadt unterzeichnet.

Ferrand berief hierauf einen Kriegsrath. Alle Meinungen stimmten für die Uebergabe. Die Gründe, warum man sie für unausweichlich hielt, waren folgende:

1) Die Stadt sey in dem traurigsten Zustande, die Mehrzahl der Häuser liege in Schutt.

2) Die unter den Trümmern begrabenen Opfer, die verwundeten Bürger, die jammernden Frauen geben ein Bild des Entsetzens.

3) Eine Seuche habe sich in den Zufluchtsörtern unter Greisen, Weibern und Kindern erzeugt, und greife so verheerend um sich, daß es grausam wäre, den einzigen Weg der Rettung zu verschließen.

4) Das Hauptspital der Besatzung sey so von Bomben zerschossen, daß es kaum an einigen Stellen bewohnbar sey.

5) Es gebe keine sichern Orte für Kranke und Verwundete mehr; auch seyen die meisten Aerzte hinweggerafft oder erkrankt; es bestehe daher gar keine Sorge für jene Unglücklichen.

6) Das Volk sey nahe der Verzweiflung; der Vortrag des Gemeinderathes und der Abgeordneten der Stadt sey unter dem Heulen und Jammergeschrei der unglücklichen Menge aufgesetzt worden, und wiederhole wirklich nur die öffentliche Stimme.

7) Der große Aufwand an Schießbedarf, der Umstand, daß so viele Geschütze unbrauchbar geworden, der Brand und die Zerstörung des Zeughauses endlich machen alle Anstalten zur Gegenwehr unsicher.

8) Die Besatzung ist auf die Hälfte herabgekommen, und dieser Rest völlig erschöpft.

9) Der Feind hat sich des Vorwerks und des bedeckten Weges bemeistert, die Gegenminen erdrückt; der Verlust dabei sey groß gewesen, und wenig habe gefehlt, so wäre der Feind durch die Ausfallthore selbst in die Stadt gedrungen.

10) Sey entschieden, daß der Platz nicht über sechs Tage mehr halten könne, selbst wenn die geschwächte Besatzung den Sturm, den der Feind an zwei Orten anlegen werde, abschlägt.

11) Die Bresche sey gemacht, die sechs Tage aber, welche die Stadt noch halten könne, seyen nicht im Gleichgewicht mit dem Unglück, das aus einer Plünderung und allgemeinen Niedermetzlung entstünde.

12) Der Kriegsrath habe sich am 12. Juli gegen die Einwohner verpflichtet, ihnen Leben, Ehre und Eigenthum zu retten.

13) Sey weder Gewißheit noch Hoffnung, daß in dieser kurzen Frist Entsatz komme; sechs Wochen habe man vergeblich darnach geharrt, und nicht einmal Nachricht aus dem Innern erhalten.

14) Der Muth der Besatzung sey dahin, mehrere Truppen, die man auf die Vorposten der Angriffsfronte geschickt, haben dieselbe verlassen. Offiziere und Generale vermögen nicht mehr die Leute zu halten.

15) Schon sey der Mißmuth und der Ungehorsam der Soldaten so weit gegangen, daß sie Widersetzlichkeit gezeigt und Magazine geplündert.

Diese Gründe entschieden für die Uebergabe; der Kriegsrath setzte die Vertragspunkte auf, und Ferrand sandte sie am 27. Nachmittags durch Abgeordnete der Stadt und der Besatzung an York. Der Waffenstillstand ward bis 28. Morgens 7 Uhr verlängert. Abends 10 Uhr

begannen im Hauptquartiere des Herzogs die Verhandlungen über die Vergleichspunkte, welche Ferrand vorschlagen ließ. Diese Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht. Die gegenseitigen Bedingungen waren folgende:

Vorschlag.

Der General Ferrand wird dem Herzog von York die Stadt und Citadelle von Valenciennes unter den nachfolgenden Bedingungen übergeben.

Antwort.

Der General Ferrand wird Sr. königl. Hoheit, dem Herzoge von York, Oberbefehlshaber des zur Belagerung von Valenciennes verwendeten, vereinigten Heeres die Stadt und Citadelle von Valenciennes unter den nachfolgenden festgesetzten Bedingungen für Se. kaiserl. königl. Majestät übergeben.

Vorschlag 1.

Die Besatzung, so wie alles zum Militär Gehörige wird mit den im Kriege gewöhnlichen Ehrenzeichen ausrücken.

Antwort.

Die Besatzung wird zu dem Thore von Cambray mit den kriegerischen Ehrenzeichen ausrücken, und das Gewehr bei dem Hause, genannt la Briquette, strecken, wo sie ihre Fahnen und Artillerie ablegen wird, ohne sie im Geringsten beschädigt zu haben; ebenso wird es mit den Pferden der Reiterei, des Geschützes, des Proviant-Fuhrwesens, so wie mit allem übrigen zum Kriegsbedarf Verwendeten gehalten. Die Pferde, welche den Offizieren angehören, werden ihnen gelassen. Die Offiziere behalten ihre Degen.

Vorschlag 2.

Alle Kriegsvorräthe, Geschütz und alles Uebrige, woraus die Armee besteht und was zu derselben gehört, wird ihr, als ihr gehörig, bleiben.

Antwort.

Abgeschlagen.

Vorschlag 3.

Die Besatzung wird den 6. Tag nach Unterzeichnung der Vergleichspunkte zum Tournayer Thore ausrücken, um sich mit Gewehr und Waffen, Gepäcke, Pferden, klingendem Spiele, an beiden Enden brennenden Lunten, fliegenden Fahnen und dem Geschütz, welches sie mit sich führen kann, nach dem Ort in der Republik zu begeben, welchen der General Ferrand als den schicklichsten bestimmen wird.

Antwort.

Die Besatzung wird am 1. August auf die im ersten Artikel festgesetzte Weise ausrücken, und da sie kriegsgefangen ist, so wird ihr 24 Stunden vor ihrem Ausmarsche der Ort bestimmt werden, wohin sie sich in Frankreich begeben soll; dort wird den Offizieren das Ehrenwort abgenommen, und die übrigen Einrichtungen mit den Soldaten getroffen werden, wornach sie sich verpflichten, in der ganzen Dauer dieses Krieges weder gegen die Kriegsvölker Sr. Majestät, noch gegen die ihrer Verbündeten bei Vermeidung der in den Kriegsgesetzen bestimmten Strafe zu dienen, ohne vorher auf die gewöhnliche Weise ausgewechselt zu seyn.

Vorschlag 4.

Das übrige Geschütz, so wie die Vorräthe und alles Kriegsgeräthe wird acht Tage nach dem Ausmarsche der Besatzung nachgeholt werden.

Antwort.

Abgeschlagen, in Hinsicht dessen, was das Geschütz und überhaupt alle Kriegs- und Mundvorräthe, so wie alle kriegerische Gegenstände überhaupt betrifft, aber be-

williget, in so ferne es zu dem persönlichen Vermögen der Offiziere und der gemeinen Mannschaft gehört.

Vorschlag 5.

Die zur Fortbringung des Gepäckes und zum Reiten für die Offiziere nöthigen Wagen werden bezahlt werden.

Antwort.

Es werden der Besatzung gegen Bezahlung die zur Fortbringung des Gepäckes nöthigen Wagen und Pferde verabfolgt werden. Die Kriegscommissäre, welche von ihrer Seite in der Festung bleiben, werden persönlich für die richtige Rückkunft dieser Wagen und Pferde haften.

Vorschlag 6.

Man wird zwölf verdeckte Wagen ausführen, solche nämlich, welche undurchsucht bleiben.

Antwort.

Abgeschlagen.

Vorschlag 7.

Kranke Soldaten, die auf dem Wege der Besserung sind, und es aushalten können, weiter gebracht zu werden, werden mitgenommen, und die zu dieser Fortschaffung nöthige Fuhren gleichfalls durch die Belagerer geliefert werden.

Antwort.

Bewilliget unter der Bedingung des fünften Artikels.

Vorschlag 8.

Die Kranken, welche die Fortbringung nicht auszuhalten vermögen, bleiben in den Krankenhäusern, wo sie sind, werden auf Kosten der Republik durch die dabei angestellten Aerzte unter der Aufsicht eines Kriegscommissärs verpflegt, und sobald diese Kranken im Stande sind, weiter gebracht werden zu können, so wird man ihnen ebenfalls Wagen liefern.

Antwort.

Bewilliget, wohl zu verstehen, daß die Commissäre, welche zur Anordnung der Verpflegung in den Krankenhäusern zurückbleiben, gleich denjenigen, von welchen im fünften Artikel die Rede ist, den Kriegsgesetzen untergeordnet bleiben, und daß die wiedergenesenen Soldaten Kriegsgefangene sind, wie im dritten Artikel festgesetzt worden ist.

Vorschlag 9.

Die Stellvertreter des Volkes, so wie jeder Andere, welcher der Republik dienet, wer es auch immer seyn möge, haben Theil an den Vergleichungspunkten mit dem Kriegsvolke, und genießen mit diesem gleiche Rechte.

Antwort.

Alles, was nicht Krieger und als Bürger bekannt ist, wird die Behandlung genießen, die diesem Stande bewilligt ist.

Vorschlag 10.

Die Ueberläufer bleiben in den Truppenabtheilungen, ohne beunruhigt zu werden; was die Gefangenen betrifft, so können sie ausgewechselt werden.

Antwort.

Abgeschlagen; die Ueberläufer werden vor dem Ausmarsche der Besatzung auf das Gewissenhafteste ausgeliefert werden, und die nöthigen Nachsuchungen geschehen, um diejenigen, welche verborgen seyn könnten, ausfindig zu machen. Die gefangenen Oesterreicher und die der verbündeten Mächte werden auf Treue und Pflicht zurückgegeben.

Vorschlag 11.

Man wird gegenseitig Bevollmächtigte ernennen, um die Gegenstände zu bestimmen, welche als der Republik zugehörig erkannt werden, alle Zeichnungen und Schriften, welche das Artillerie-Wesen, die Festungswerke und Kriegs-

kanzlei sowohl in diesem Orte, als in irgend einem anderen der Republik betreffen.

Auf gleiche Weise wird es mit allen Schriften sowohl der bürgerlichen als Kriegsverwaltung gehalten.

Antwort.

Man wird für alle Zweige des Kriegswesens und der Verwaltung Bevollmächtigte ernennen, um die Zeichnungen und Schriften, militärische Gebäude und übrige Sachen, Geschütz, gegossenes Eisen, Zeughäuser, alle Kriegs- und Mundvorräthe, Kriegs- und bürgerliche Kassen, mit einem Worte alle andern der Landesregierung angehörige Sachen, unter welche Benennung man sie immer setzen möge, in Empfang zu nehmen. Diese Bevollmächtigte werden gleich nach der Auswechslung der Geiseln in die Stadt eingelassen, und die Vorsteher der verschiedenen Fächer haften persönlich für die Unterschleife, die bei Ablieferung der Zeichnungen und Schriften, der Kassen, des Geschützes und aller andern vorher benannten Gegenstände unternommen werden könnten.

Vorschlag 12.

Die Einwohner beiderlei Geschlechts, die gegenwärtig in dieser Stadt sind, so wie diejenigen, welche sich in dieselbe geflüchtet haben, ferner die in den öffentlichen Aemtern angestellte Personen und alle andere Geschäftsträger der französischen Republik werden weder an ihrer Ehre, noch ihrem Leben und Vermögen gekränkt werden, und die Erlaubniß haben, sich überall hin begeben zu können, wohin sie wollen.

Antwort.

Die Ordnung und Mannszucht des verbündeten Heeres sichere jeden Bürger vor jeder Art von Kränkung sowohl des Vermögens als der Person.

Vorschlag 13.

Zur Erhaltung der Ordnung, der Polizei, der persönlichen und Eigenthums-Sicherheit werden die eingeführten Behörden und Richterstühle ihre Geschäfte fortsetzen, bis es anders bestimmt wird. Die Urtheilsprüche der Richterstühle werden geltend gemacht werden, und wird kein eingesetzter Richterstuhl zur Verantwortung über die während der Zeit seiner Verwaltung und Regierung gefällten Urtheilssprüche gezogen werden.

Antwort.

Abgeschlagen; doch werden die Behörden und Richterstühle so lange beibehalten werden, bis durch Se. kaiserliche Majestät auf eine andere Art darüber entschieden worden.

Vorschlag 14.

Niemand wird wegen seinen Gesinnungen, wie sie auch immer gewesen seyn mögen, noch für das, was er vor oder während der Belagerung gesagt, oder gesetzmäßig gethan hat, zur Verantwortung gezogen werden.

Antwort.

Der Wille Sr. kaiserl. königl. Majestät ist, daß kein Einwohner auf das Mindeste beunruhigt werde.

Vorschlag 15.

Man wird die Einwohner nicht zwingen, Truppen in ihre Häuser aufzunehmen.

Antwort.

Bewilliget, in sofern der Raum und die Einrichtung der Kriegsgebäude es erlauben.

Vorschlag 16.

Die Einwohner wird man zu keinem Kriegsdienste zwingen, und diejenigen, so bishero dergleichen verrichtet haben, können nicht als wirkliche Krieger angesehen werden.

Antwort.

Man wird die Einwohner nicht zu Kriegsdiensten gebrauchen, außer beim Eintritt der in den kaiserlichen Niederlanden üblichen Fälle. Was aber diejenigen aus ihnen betrifft, die man bewaffnet oder als Militärs gekleidet finden wird, so wird man solche wie das übrige Kriegsvolk nach dem dritten Artikel behandeln.

Vorschlag 17.

Die Einwohner werden gleichfalls zu keinen Kriegsfrohndiensten gezwungen werden können.

Antwort.

Man verweiset auf den 16. Artikel.

Vorschlag 18.

Diejenigen, welche gesonnen seyn sollten, sich an einem anderen Orte niederzulassen, erhalten die Freiheit, die Stadt mit ihren Leuten, ihrem Gepäcke, beweglichen Gütern und übrigen Geräthschaften zu verlassen, auch über ihre unbeweglichen Güter, so wie über alles dazu Gehörige ganz nach ihrem Gutdünken, und zu wessen Nutzen sie wollen, in der Frist von 6 Monaten zu bestimmen.

Antwort.

Man wird den Einwohnern erlauben, in 6 Monaten Frist mit den Ihrigen hinzuziehen, wohin es ihnen beliebt, und werden ihnen hiezu die nöthigen Pässe ausgestellt werden.

Vorschlag 19.

Allen denen, die in der Stadt bleiben wollen, oder sich darin für die Zukunft niederzulassen gedenken, wird solches erlaubt seyn, und werden sie gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern genießen.

Antwort.

Bewilliget.

Vorschlag 20.

Die gegenwärtigen Münzen, namentlich die Assignate, fahren fort als gangbar anerkannt zu werden.

Antwort.

Abgeschlagen, die Assignate bis zu anderweitiger Bestimmung als gangbare Münze zu erkennen.

Vorschlag 21.

Die, in Gemäßheit der darüber bestehenden Gesetze, verkauften Nationalgüter werden den Käufern zugesichert.

Antwort.

Da dieser Artikel nicht in das Kriegsfach gehört, so bleibt er, wie der vorige, künftigen Bestimmungen überlassen.

Vorschlag 22.

Die Gemeine bleibt im Genuß ihres bis jetzt besessenen, sowohl beweglichen als unbeweglichen Eigenthumes, namentlich im Besitz des zur Unterhaltung der Einwohner in den Vorrathshäusern befindlichen Getraides.

Antwort.

Man verweiset auf den vorhergehenden Artikel. Was das in den Vorrathshäusern befindliche Getraide betrifft, so wird darüber zum Vortheile dessen, dem es von Rechts wegen zukommt, erkannt werden.

Vorschlag 23.

Alle Schulen, Hospitäler und andere Hilfsanstalten werden in dem ungehinderten und ruhigen Besitz ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter bleiben.

Antwort.

Bewilliget, in sofern es rechtmäßige Besitzungen sind.

Vorschlag 24.

Alle vor und während der Belagerung durch die Municipalität, die Volksvorsteher und andere gesetzmäßige

Gerichte sowohl bezahlte als noch zu bezahlende Schulden werden für gesetzmäßig anerkannt werden.

Antwort.

Ueber die, durch die Besatzung, Kriegsvolk, Bürger und übrigen Einwohner gemachten Schulden wird zur Zufriedenheit der Parteien bestimmt werden.

Vorschlag 25.

Wenn sich einige Zweideutigkeiten in den Ausdrücken und Bestimmungen des Vergleichs vorfinden sollten, so werden sie jedesmal in dem Sinne genommen werden, der für die Besatzung und die Einwohner des Orts der vortheilhafteste ist.

Antwort.

Da alle obenstehenden Antworten ganz deutlich bestimmt sind, so fällt dieser Artikel von selbst weg.

Diesen Bestimmungen fügten die Belagerer noch folgende Zusätze ihrerseits bei:

Artikel 1.

Heute den 28. Juli Abends um 7 Uhr wird die Besatzung dem Belagerungsheere die Außenwerke, den halben Mond, das Kronenwerk, die Contregarde, die Bollwerke, das Hilfsthor der Citadelle, so wie den halben Mond und das Hornwerk vor dem Cambrayer Thor übergeben; und damit die Ordnung bis zum lezten Augenblicke beibehalten werde, wird die Besatzung die inwendige Seite der Thore der Hauptfestung, der Citadelle und der Stadt bis zum Ausmarsche besezt behalten.

Artikel 2.

Wenn der General Ferrand nicht vor sieben Uhr des Morgens antwortet, so wird ihm hiedurch bekannt gemacht, daß um neun Uhr, zu welcher Zeit der Waffenstillstand, als von ihm aufgehoben, anzusehen ist, das

Feuer in den Laufgräben wieder seinen Anfang nehmen wird.

Artikel 3.

Die Vorsteher der verschiedenen Posten, welche Zeichnungen und Schriften oder andere Gegenstände abzuliefern haben, werden in dem Orte bleiben bis die Uebernahme und Aufzeichnung durch die kaiserlichen Commissarien abgeschlossen ist.

Artikel 4.

Sobald die Vergleichsartikel unterzeichnet sind, wird man Geiseln in den Ort schicken, nämlich einen Obersten, einen Oberstwachtmeister und einen Hauptmann, so man gegen Offiziers von gleichem Range von der Besatzung auswechseln wird, und werden diese Geiseln gleich nach erfüllten Vergleichsartikeln wieder zurückgegeben werden.

Mit diesem Ergebniß ihres unangenehmen Geschäftes begaben sich die sechs Abgeordneten der Belagerten mit Tagesanbruch in die Festung zurück. Ferrand hatte keine Wahl, so drückend ihm die Verweigerung mancher Punkte war, so standen seine Sachen bereits zu schlimm, um auf Nachgiebigkeit der Belagerer rechnen zu dürfen. Er unterzeichnete die Uebergabe und somit endete die Belagerung.

Am 1. August zog die Besatzung, noch an 7000 Mann stark, geführt durch ihren seitherigen Befehlshaber General Ferrand, bei dem Thore von Cambray aus und nach der Höhe von Famars. Zu beiden Seiten der Straße bis an den Pachthof la Briquette standen die Belagerer in Linien, auf den genannten Höhen aber in einem großen Vierecke aufmarschirt. So wie die französischen Bataillons dort anlangten, streckten sie das Gewehr und wurden dann durch Reiterei nach Avesnes-le-sec begleitet.

Die im ersten Zusatzartikel genannten Werke wurden schon am 28. von den Belagerern besetzt. Am 1. August aber rückte der Feldmarschall-Lieutenant Liliée mit drei Bataillons und einer Schwadron in die noch vor wenigen Wochen so blühende Stadt, die nun einen Anblick trauriger Verwüstung darbot. Einverständlich mit den Engländern und auf Verfügung des k. k. Ministers Grafen Mercy wurden die Trümmer von Valenciennes im Namen des Kaisers allein in Besitz genommen. —

Der ganze Verlust der Belagerer seit Eröffnung der Laufgräben bis zur Einnahme des Platzes bestand an Todten in 8 Offizieren, 254 Mann, an Verwundeten in 39 Offizieren, 1454 Mann.

Der Antheil der Kaiserlichen an diesem Verluste beträgt an Todten 5 Offiziere, 172 Mann, an Verwundeten 27 Offiziere, 951 Mann.

An Kanonenkugeln	wurden	verschossen	84,088
„ Kartätschen	„	„	102
„ Haubitzgrenaden	„	„	20,795
„ Bomben	„	„	46,662
„ Steinwürfen	„	„	4,077
„ Wachtelwürfen	„	„	533
„ Pulversäcken	„	„	15
Die Gesammtzahl der Schüsse und Würfe beträgt daher			156,272

An Pulver wurde gebraucht

zum Geschütz	7,078	Centner
zu den Minen	146	„
Zusammen	7,224	„

Endlich wurden sowohl durch den Gebrauch, als durch das Feuer des Feindes 36 Stücke meist holländischen und köllnischen Geschützes gänzlich unbrauchbar.

Nur wenige Tage, bevor Valenciennes in die Hände der Verbündeten fiel, hatte der große Angriffsplatz der Franzosen gegen Deutschland, Mainz, ein ähnliches Schicksal.

Der doppelte Sieg wurde am 2. August bei den gesammten verbündeten Heeren in den Niederlanden gefeiert.

Druckfehler.

pag. 11	Zeile 21	nach: 69,000	— setze M.
„ 13	„ 2 v. u.	statt: kommen	lies: komme
„ 17	„ 18	„ .	„ :
„ 19	„ 17	„ wären	„ waren
„ 30	„ 7	„ Venloo=	„ Venloo
„ 57	„ 5	„ Kneserich	„ Knesevich
„ 60	„ 5	„ Reuarem	„ Rheinarme
„ 63	„ 4	„ Bayette	„ Fayette
„ 75	„ 10	„ dies	„ dieß
„ 84	„ 9	„ ließen	„ ließe
„ 84	„ 13	„ Stephenswerth	„ Stevenswerth
„ 89	„ 28	„ Mesmaire	„ Mesmacre
„ 90	„ 19	„ demselben	„ derselben
„ 94	„ 4	„ diesen riß der	„ dieser riß den
„ 94	„ 23	„ Stephenswerth	„ Stevenswerth
„ 95	„ 8	„ Bronkhuisen	„ Brockhuisen
„ 95	„ 24	„ dirst	„ dieß
„ 96	„ 15	„ Sztarrey	„ Sztaray
„ 116	„ 4	„ hätte	„ hätten
„ 116	„ 8	„ jenseits (weglassen)	
„ 120	„ 12	„ Dirtmann	„ Dittmann
„ 130	„ 18	„ verschob	„ vorschob
„ 136	„ 23	„ schleichen	„ schlichen
„ 143	„ 19	„ 13	„ 23
„ 166	„ 2	„ Stettenhofer	„ Stettenhofen
„ 176	„ 7	„ um	„ am
„ 205	„ 15	„ Hesdie	„ Hesdin
„ 210	„ 19	„ Lense	„ Cense
„ 214	„ 16	„ Bettigry	„ Bettigny
„ 214	„ 22	„ Einwohner	„ Einwohnern
„ 217	„ 4	„ warfen	„ warf
„ 234	„ 4	„ Doponche	„ Deponche
„ 239	„ 32	„ Manig	„ Maing
„ 261	„ 15	„ Monvaux	„ Mouvaux
„ 261	„ 16	„ Kroix Laponpont	„ Croix, Laponpont
„ 262	„ 11	nach Kronach den Beistrich weglassen	
„ 274	„ 24	statt: Muton	— lies: Mouton



Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten

Gesammelt von einem Freunde.

Vierter Band.

Stuttgart

1842

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Biographisches.



Inhalt.



Fürst Carl von Schwarzenberg.



Tod des Fürsten Carl von Schwarzenberg.

Leipzig, den 20. Oktober 1820.

Des Fürsten Karl von Schwarzenberg lange schon als unvermeidlich vorhergesehener Tod hat mitten in den auch nach der eigentlichen Messe noch immer fortdauernden Meßgeschäften, und die dadurch angeregte Lebendigkeit im mannigfaltigsten Betrieb, fast acht Tage lang das ganze hiesige Publikum beschäftigt. Die Theilnahme an seinem Tode war herzlich und allgemein. Denn der Fürst war ja, während seines siebenmonatlichen Aufenthalts in unserer Stadt, auch hier seinem Charakter ganz treu geblieben, und hatte gegen jeden Stand, und wohin ihm nur seine Gesundheit den Ausgang erlaubte, alle Herzen durch Anmuth und Freundlichkeit gewonnen. Seine ehrwürdige Gemahlin (eine geborne Gräfin Hohenberg, früher verwittwete Fürstin Esterhazy) bezauberte durch Huld und ächte Höflichkeit. Sein Adjutant und seine militärische Umgebungen waren Männer von hoher wissenschaftlicher und geselliger Bildung. Seine zwei Söhne, die Prinzen Karl und Edmund von Schwarzenberg, thaten es an Eifer in Studien und Besuchung der Vorlesungen bei den trefflichsten Lehrern unserer Hochschule vielen in ganz andern Verhältnissen hier studirenden Jünglingen zuvor, und erwarben sich die allgemeinste Achtung. Die in Gegenwart des Hofraths Dr. Carus, des Protektors der Universität,

Dr. Bock, des Leibarztes des Fürsten, Hrn. v. Sax, und des selbst durch diese Kur noch berühmter gewordenen Dr. Hahnemann vorgenommene Sektion zeigte augenscheinlich, daß hier keine ärztliche Hülfe mehr möglich, und Hahnemanns wohlberechnete Behandlungsweise wenigstens fristend war. Es haben sich Verknöcherungen in der Herzkammer gefunden, wiewohl die einsichtsvollsten Aerzte der Meinung sind, die nächste Ursache seines Todes habe mehr in Wasseranhäufung im Kopfe und Verknöcherung der Adern daselbst gelegen. Wahrscheinlich belehrt uns Hahnemann darüber in einer eigenen Schrift. Es war lange die Rede davon gewesen, man werde dem Feldmarschall auf dem Schlachtfelde von Leipzig selbst ein Begräbniß mit einem angemessenen Monumente zukommen lassen. Allein er verordnete in dem gleich nach seinem Tode eröffneten Testamente selbst die Beisetzung seiner Leiche in der Familiengruft auf seiner Herrschaft Worlick in Böhmen, und dahin wurde auch über das Erzgebirge unter einer Eskorte sächsischer Husaren seine Leiche abgeführt. Sein älterer Bruder, der Majoratsherr, und eine seiner Schwestern, waren aus Böhmen herbeigeeilt, und befanden sich bei dem an Feierlichkeit alles, was seit vielen Jahren in Leipzig gesehen worden, weit übertreffenden Begräbniß. Es wurde allgemein als ein auffallendes Zusammentreffen in der Zeit angesehen, daß Schwarzenbergs Leiche an demselben Tage, in derselben Stunde, zu demselben Thore in Prozession hinauszog, in welcher er vor sieben Jahren (den 19. Okt. 1813, Nachmittags 2 Uhr) als siegender Feldherr nach der Völkerschlacht in Leipzig eingezogen war. Die sehr verständig und prachtvoll geordnete Prozession ist in vielen öffentlichen Blättern beschrieben worden. Der interessanteste Punkt derselben waren die zwei edeln Söhne

des Fürsten, die an der Hand des von Erfurt hieher geeilten Waffengefährten des Fürsten, des Generals Grafen Kleist von Nollendorf, geführt von dem dazu aus Dresden abgesandten königl. Flügeladjutanten von Schreibershofen, und dem k. k. Gesandten in Dresden, Grafen Bombelles, dem von sächsischem Militär getragenen, mit 100 kerzentragenden Leichendienern umgebenen Sarge folgten. Deputirte der Stadt, der Universität und aller militärischen und bürgerlichen Behörden, nebst einem unbeschreiblichen Zug von theilnehmenden Bewohnern Leipzigs, die Zöglinge der katholischen, sehr zahlreichen Schule, die Leipziger Schützen-Gesellschaft, und ansehnliche Detaschements des sächsischen Militärs, begleiteten die Leiche bis auf eine, fast eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Anhöhe, die an die Schlacht von Leipzig erinnerte. Hier erfolgte die priesterliche Einsegnung und das Todtenamt nach dem römisch-katholischen Ritus. Seit der auch sehr feierlichen, aber durch ganz andere Verhältnisse gebotenen Begräbnißfeier des 1806 nach der Schlacht bei Jena hier gestorbenen Generals Macon hatte hier eine solche katholisch-militärische Ceremonie nicht statt gefunden. Es ging alles zu Fuß. Aber vom Einsegnungsplatze an nahmen 43 Kutschen, die auch mitgefahren waren, die Rückkehrenden auf. Nicht nur ganz Leipzig, auch die ganze Umgegend war zu diesem Schauspiel herbeigeeilt, so daß gewiß an 40,000 Menschen in Bewegung waren. Würde eine Gedächtnißmünze auf den Unvergeßlichen, welcher Held im Kriege, doch größer noch im Kriegsrathe und in der Kunst, alles Mißlautende in Einklang zu bringen, war, ausgeprägt, so müßte auf ihr sein Bild mit dem Eintracht gebietenden Geste (gestus pacificator) zu sehen seyn, und die Umschrift aus Horaz: Vim temperatam Dii quoque provehunt.

Nekrolog.

Wenn wir, während alle Blätter Deutschlands über den Tod des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg sprachen, bis jetzt nur mit wenig Worten desselben erwähnten, so liegt die Ursache wohl eben darin, weil uns, den Oesterreichern, dieser Mann näher stand, denn all den übrigen Deutschen. Die Klage über sein Hinscheiden ist zur Klage der Nation geworden; es bedarf der Versicherung, wie tief auch wir diesen Verlust empfinden, zur Beglaubigung seines Werthes und seiner Verdienste nicht. Statt dessen wollen wir in wenigen Zeilen eine Uebersicht der Bahn geben, auf welcher der Verewigte zu der Stufe emporstieg, die seiner milden und kräftigen Hand den Antheil an der Entwirrung der Angelegenheiten Europa's in der letzten verhängnißvollen Zeit erlaubte.

Geboren zu Wien am 15. April 1771, und früh für den Dienst der Waffen bestimmt, trat der Fürst in seinem siebzehnten Jahre, ausgerüstet mit all den Kenntnissen, die eine sorgfältige Erziehung zu ihrem Augenmerke macht, als Cadet in das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel. Der Feldmarschall Lascy, der sich mit besonderer Liebe zu dem Jüngling neigte, den er in seine Umgebung zog, und über dessen Werden und Wirken er oft in weissagendem Geiste sprach, beförderte ihn mit Anfang des Jahres 1788 zum

Lieutenant in demselben Regimente. Der Krieg gegen die Türken gab dem jungen Krieger Gelegenheit, seinen Muth zu bewähren, und noch in demselben Jahre ernannte ihn Kaiser Joseph zum Beweise der Anerkennung seines Eifers zum Hauptmann mit Compagnie; Laudon aber, des Soldaten strenges Musterbild, zog, sobald er den Oberbefehl in Ungarn übernahm, den Schüler Lascy's in seine Schule. Schnell stieg der Fürst die nächsten Stufen hinan; 1790 zum Major ernannt, und erwählt, bei den Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Leopolds in der Arcieren-Leibgarde die Stelle eines Premier-Wachtmeisters zu versehen, folgte 1792 seine Uebersetzung zu dem leichten Reiter-Regimente Latour; im nächsten Jahre wurden ihm als Oberstlieutenant die drei Divisionen des Uhlanen-Freicorps übergeben, und schon 1794 trat er als Oberst an die Spitze der Cürassiere von Zeschwitz, mit denen er in der Gegend von Cateau bei Troisville jenen kühnen Angriff ausführte, der, von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, das zweifelhafte Ringen des Tages für die Oesterreicher entschied. Auf dem Schlachtfelde überreichte ihm Se. Maj. der Kaiser das Theresienkreuz, und die Entschlossenheit, der Muth und die Klugheit des jugendlichen Obersten wurden die Bewunderung des Heeres. Seine Beförderung zum Oberst-Feldwachtmeister erfolgte im Jahr 1796; von den versammelten Ständen des schwäbischen Kreises im Jahr 1799 zum General-Major dieses Kreises erwählt, wurde ihm zugleich das Reichs-Infanterie-Regiment Königsegg-Aulendorf übergeben. Im Jahr 1800 stieg er zum Feldmarschall-Lieutenant, und erhielt zum besondern Beweise der Würdigung seiner erprobten Treue und ausgezeichneten Tapferkeit das Uhlanen-Regiment Nro. 2. Im folgenden Jahre erscheint er als außerordentlicher Botschafter zu Petersburg zum ersten

Male auf diplomatischer Bahn, die er wieder verließ, um 1804 das Präsidium über eine besondere Untersuchungs-Commission, im Jahr 1805 die Vicepräsidenten-Stelle des Hofkriegsraths, bei Ausbruch des Krieges aber eine Division des Heeres in Deutschland zu übernehmen. Nach den Unglücksfällen bei Ulm stand er an der Spitze der Reiterei, die mit Sr. königl. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand sich durchschlug und versah in der letzten Epoche dieses Feldzugs, und namentlich in der Schlacht bei Austerlitz, Generaladjutanten-Dienst bei Sr. Maj. dem Kaiser. Im Jahr 1806 wurde ihm das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens auf eine besonders ehrende Weise zuerkannt; 1807 ernannten ihn Se. Maj. zu Ihrem geheimen Rath und sandten ihn, dem Wunsche des Kaisers Alexander zufolge, im Winter des Jahrs 1808 abermals als Botschafter nach Petersburg; bald nach seiner Abreise dahin erhielt er das goldene Vließ. Nach dem Ausbruche des Krieges, kurz vor der Schlacht von Wagram bei dem Heere eingetroffen, nahm er thätigen Antheil an derselben, und erhielt nach den Vorgängen bei Znaim den Oberbefehl über die gesammte Reserve-Cavallerie, ward General der Cavallerie, ging nach dem Friedensschlusse als Botschafter nach Paris, ward Großkreuz des Stephans-Ordens und Großadler der Ehrenlegion bei Gelegenheit der Vermählung Ihrer kaiserl. Hoh. der Erzherzogin Marie Louise, schloß im März 1812 das Bündniß mit Frankreich gegen Rußland, dem Oesterreich nach der damaligen Lage der Dinge nicht ausweichen konnte, übernahm nach Napoleons Wunsche den Befehl über das österreichische Hülfscorps, sah bald nach Beginn des Feldzuges auch das 7. französische Armeecorps sich untergeordnet, wurde zum Feldmarschall erhoben, ging im März 1813 wieder nach Paris,

um in seinem früheren Verhältniß als Botschafter den Hof von St. Cloud zum Frieden zu vermögen, für dessen Vermittlung sich Oesterreich bemühte, und wurde, als jeder freundliche Versuch zur Wiederherstellung der Ruhe bei diesem Hofe fruchtlos geblieben war, und Oesterreich endlich das Gewicht seiner Waffen in die Schale gegen Frankreich warf, mit der obersten Befehlshaberstelle über die gesammten Streitkräfte der Verbündeten bekleidet. Die Tage der Völkerschlacht bei Leipzig rechtfertigten das Vertrauen, das die verbündeten Monarchen in dem ernsten Entscheidungskampfe dem Fürsten bewiesen, und die Siege von Brienne, Bar, Fere-Champenoise und Paris vollendeten, was auf deutschem Boden so entscheidend begonnen war.

Was nun erfolgte, wie der Fürst die Stelle eines Hofkriegsraths-Präsidenten erhielt und im Jahr 1815 die österreichischen Heere abermals nach Paris führte, auf welche Weise die hohen Monarchen sich weiter beeiferten, dem Feldmarschall ihren Dank zu bezeigen, weiß die Welt; weniger mag es ihr bekannt seyn, mit welcher Bescheidenheit er diese Ehren trug. Es wird die schöne Aufgabe Desjenigen seyn, der sich an eine ausführlichere Schilderung des Lebens dieses Mannes wagt, zu zeigen, wie in der Brust des Fürsten neben der eifersüchtigsten Liebe für sein Vaterland, für alles Rechte, Schöne und Gute, neben dem herrlichen Erfolge, womit die Vorsehung sein Streben belohnte, eine Kraft der Selbstverläugnung herrschte, die Alle, die ihn näher kannten, zur Bewunderung hinriß.

Im Jahre 1817 am 13. Jänner wurde ihm durch Schlagfluß die rechte Seite gelähmt, und, als sollte der Arm, der über das Schicksal des Welttheils entschieden hatte, von nun an jedes weiteren Gebrauches enthoben seyn, erfolgte die ersehnte Herstellung seiner Gesundheit nicht

mehr. Jede Bemühung der Kunst, jede Anstrengung der Liebe wurde aufgeboten. Ort und Aerzte wechselten, beides vergeblich; bis endlich der Sieger von Leipzig wieder nach Leipzig zog, und dort nach einem ruhig und schmerzlos verlebten Halbjahre, auf dem geweihten Boden, wo Tausende der Männer schlummern, die unter ihm gefochten, und sich als Siegesopfer gebracht hatten, wie auf seinem Schilde, fiel. Was unser erhabener Monarch zur Verewigung des Ruhms seines treuen, edeln und großen Dieners auch jetzt wieder that, wie ganz Deutschland über den Verlust des Mannes sich aussprach, den es mit Recht den Seinen nannte, ist bekannt. Kein Wort darüber, wo jeder Zusatz überflüssig ist. Mit Stolz wird der Sohn ferner Zeiten noch an dem Denkmale des verewigten Fürsten stehen, und sich gestärkt und gehoben fühlen durch die Erinnerung an ihn. Die Blätter an dem Siegeskranze verwelken, und selbst die Sprache des Marmors verlischt und wird Staub, aber in dem Herzen jedes Guten erneut sich ewig Altar und Opfer für wahres Verdienst.

Biographie.

Der Fürst Carl Philipp von Schwarzenberg wurde am 15. April 1771 in Wien geboren.

Von Jugend auf zum Soldaten bestimmt, erhielt er im December 1787 die Anstellung als Lieutenant im Infanterie-Regimente Wolfenbüttel, und folgte dem Feldmarschall Lascy, der ihn zu sich nahm, zum Heere nach Slavonien. In jeder Gelegenheit, vorzüglich aber im Sturm auf Sabacz, gab Schwarzenberg einen so glänzenden Muth kund, daß Kaiser Joseph II. ihn zur besondern Auszeichnung am 14. November 1788 zum Hauptmann mit Compagnie ernannte. Lascy räumte eben damals seine Stelle dem Grafen Haddik, und Laudon trat an die Spitze des kroatisch-slavonischen Heeres. Der Ruf dieses Letzteren zog den jungen Hauptmann an. Er erbat und erlangte die Anstellung in dessen Hauptquartiere. Er zeichnete sich nunmehr ganz vorzüglich bei der Belagerung von Berbir aus. Jener von Belgrad aber konnte er wegen eines heftigen Fiebers, das ihn befiel, nur zum Theil beiwohnen. Zur Herstellung seiner Gesundheit verließ er das Heer, und kehrte, als Rittmeister von Kaiser Chevaurlegers, erst 1790 zu demselben wieder, als es sich, in Erwartung eines Feldzuges gegen die Preußen, in Mähren sammelte. Schon im Sommer dieses Jahres erfolgte seine Ernennung

zum Major. Als erster Wachtmeister der Arcieren-Leibgarde wohnte er den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold in Frankfurt bei. Mit Anfang des Jahres 1792 aber wurde er zu dem Chevauxlegers-Regiment Latour übersetzt. Der Fürst hatte sich, sobald die Nachricht eines ausbrechenden Krieges erscholl, sogleich zur Armee gemeldet. Mit Freude erfüllte ihn daher diese Uebersetzung. Aber sie wurde durch die Wahl des Regiments noch erhöht; denn den leichten Reitern von Latour that es an ächt kriegerischem Gemeinsinn und Tapferkeit kein anderes Regiment der Armee zuvor. Durch Unerschrockenheit, Kühnheit und Ordnung gewann der Fürst in kurzer Zeit die Liebe dieser wackern Schaar.

Während der Belagerung von Lille, 1792, stand Schwarzenberg mit einer Schwadron und einigem Fußvolk zu Charleroi, dem Verbindungsposten zwischen Mons und Namur. Er hieb sich mit den Besatzungen von Philippeville, Givet, Marienburg und Rocroy herum, und entwarf selbst auf die erste dieser Festungen einen Ueberfall, der später dem General Sztaray aufgetragen wurde, aber wegen nicht vorherzusehenden Umständen mißglückte. Als gegen Ende Oktobers Clerfait mit den aus der Champagne zurückgebrachten Truppen an der Sambre eintraf, und der Herzog Albert von Sachsen-Teschen sämmtliche Streitkräfte bei Mons zu versammeln für gut fand, kam auch Schwarzenberg dahin, wohnte der Schlacht von Jemappes bei, und theilte das Schicksal der Armee, den Rückzug an den Rhein und an die Mosel.

Kurz vor Ausbruch des Feldzuges von 1793 gegen Frankreich wurde der Fürst zum Obristlieutenant befördert, und erhielt den Befehl über die drei Divisionen des Uhlanen-Freicorps. Mit dieser Truppe nahm er an

der siegreichen Schlacht von Nerwinden Theil; — erhielt nach der darauf erfolgten Vorrückung die Aufsicht über die Vorpostenlinie von der Hesne zur Scarpe auf beiden Ufern der Schelde; — trug entscheidend dazu bei, daß am 1. Mai 1793 der Angriff Dampières auf die Stellung des Prinzen Koburg bei Onnaing mißglückte, indem er mit verhältnißmäßig geringer Zahl einer Colonne des Feindes, welche die linke Seite und den Rücken des verbündeten Heeres bedrohte, und dieses dadurch an der Unterstützung seiner Vortruppen hindern wollte, sich entgegenwarf und sie zurückschlug; — hielt nun, während des Angriffes auf das Lager von Famars und der Belagerung von Valenciennes, den Posten von Villerspol zur Sicherung gegen le Quesnoy; — theilte unter dem General Grafen Heinrich Bellegarde den Sturm auf den Mormaler Wald, welcher der Belagerung jener Festung zum Vorspiel diente, und rückte, während diese vor sich ging, nach Solemnes, um die Verbindung mit Cambray zu durchschneiden. Mehrere Streifzüge, die er damals that, erwarben ihm großes Lob. Auf einem derselben überfiel er mit drei Zügen Uhlanen ein feindliches Bataillon zu Estreux, und nahm es zum Theil gefangen. Eben so vielen Muth bewies er in der Umgegend von Landrecy.

Den Winter von 1793 auf 1794 brachte der Fürst in Cateau zu, wo er die Vorposten hielt. Er wurde im Februar 1794 zum Obersten des Kürassier-Regiments Zeschwitz ernannt, zeichnete sich an der Spitze desselben bei dem Angriffe aus, welchen Koburg auf des Feindes verschanzte Stellung am linken Ufer der Sambre bei Premont und Serrain unternehmen ließ, und errang endlich am 26. April durch eine der herrlichsten Waffenthaten, die je durch Reiterei vollführt worden sind, bei Cateau

das Theresienkreuz. — Unfälle in Flandern riefen den größeren Theil der Verbündeten dahin. Der Fürst rückte in der Abtheilung, die der Erzherzog Carl führte, über Orchies und über die Marque, endlich nach Tournay, wo sich der Vortheil wieder auf die Seite der Verbündeten neigte. Nun sehen wir ihn abermals an die Sambre ziehen, wo er am Schlachttage von Fleurus ebenfalls unter den Truppen ficht, mit welchen der Erzherzog Carl diesen Ort, obwohl fruchtlos für das Ganze, erstürmte. Die Folgen dieser Schlacht führen das Heer über die Maas, und bald darauf über den Rhein zurück.

Beim Anfange des Feldzuges von 1795 finden wir den Fürsten im zweiten Treffen des an beiden Ufern des Mains gesammelten österreichischen Heeres. Im September nimmt er an dem Gefechte bei Heidelberg Theil, und wohnt, nach der Eroberung der Mainzer Linien, dem Angriff auf die feindliche Stellung an der Pfriem, so wie dem Treffen bei Frankenthal bei.

Der abgeschlossene Waffenstillstand erlaubte ihm die Rückkehr in das Vaterland. Doch schon im Frühling 1796 sehen wir ihn wieder an der Lahn, und dann unter Wartensleben in den blutigen Gefechten an der Nidda, und während des Rückzugs bis hinter die Naab. Die Schlachttage von Amberg und Würzburg erhöhten auch den Ruf des Fürsten, der vorzüglich während des letzteren Gelegenheit zu rühmlichen Thaten fand. — Nach den Gefechten bei Limburg traf ihn die Ernennung zum General-Major. Er streifte nunmehr mit leichten Truppen bis an den Ausfluß der Sieg, folgte später dem Erzherzog nach dem Oberrhein, und befand sich während der Belagerung von Kehl unter dem Corps des Feldmarschall-Lieutenants Hotze, das indessen über den Rhein brach,

Germersheim nahm, und bis über Kaiserslautern und den Sonnwald streifte. — Von dem Erzherzog, der das bei Rivoli besiegte Heer übernommen hatte, nach Italien gerufen, eilte der Fürst über Tirol dahin, und leistete auf dem Rückzuge durch Inner-Oestreich noch wichtige Dienste, folgte dem Erzherzog dann abermals nach dem Rheine, und hielt bis zum November 1797 die Vorposten um Mannheim.

Als nach kurzer Unterbrechung der Krieg im Jahr 1799 wieder begann, führte Schwarzenberg die Mitte der Vorhut des Heeres von Deutschland. Er focht bei Kloster-Sießen, bei Ostrach, bei Singen, bei Stockach, nahm Donaueschingen, drang in die Engpässe des Schwarzwaldes, und beobachtete, während der Erzherzog in die Schweiz zu rücken sich bereitete, den Rhein. Er wurde bald darauf wirklich in die Schweiz gezogen, und focht an der Aar und Limmat. — Der Fürst bildete die Vorhut, als der Erzherzog wieder nach dem Mittelrhein zog, warf den französischen General Baraguay d'Hilliers aus Heilbronn, griff den feindlichen Nachtrab vor Sinzheim an, und verfolgte ihn unausgesetzt bis an den Rhein. Bei der Erstürmung Mannheims bewies er sich eben so klug als kühn. Von dem Erzherzog, als dieser abermals nach der Schweiz zog, zur Vertheidigung des Mittelrheins zurückgelassen, führte er die blutigen Gefechte bei Heidelberg gegen die Uebermacht Ney's, welche ihn endlich zum Rückzug in die Gebirge nöthigte. — Krankheit überfiel ihn jetzt, und zwang ihn, für einige Zeit das Heer zu verlassen. — Die Stände des schwäbischen Kreises ernannten ihn damals zum Kreis-General-Major und Obristen des Kreis-Infanterie-Regiments Königsegg-Aulendorf.

Im September 1800 wurde Schwarzenberg zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, und führte anfänglich einen Theil der Vorhut, dann eine Division im rechten Flügel des in Deutschland stehenden Heeres. Am Vorabende der Schlacht von Hohenlinden warf er den Feind aus allen Orten diesseits der Iser, und drang am Schlachttage selbst bis nahe an Hohenlinden vor. Da einstweilen die Mitte des österreichischen Heeres durchbrochen worden, sah er sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und zur Gefangengebung aufgefordert. Ein zweckmäßiger Angriff, wozu er sich unverweilt entschied, rettete jedoch ihn und seine Truppe. — Nun wurde ihm die Reserve untergeordnet. Er führte sie bis an die Traun zurück. Hier aber erhielt er durch den Erzherzog Carl, der den Oberbefehl übernommen hatte, den Auftrag, die Nachhut zu führen, die, als er diesem Auftrage nachzukommen eilte, eben der Uebermacht des Feindes völlig erlag. Nur durch Aufbietung der höchsten Klugheit und Anstrengung gelang es dem Fürsten, dem Heere doch einige Stunden Ruhe zu verschaffen, und die gehäuften Wagenzüge und Kanonen über die Enns zu fördern. Dort machte ein Waffenstillstand diesem unglücklichen Kriege ein Ende. —

Nun erhielt der Fürst eine, seinen bisherigen Dienstes-Verhältnissen völlig fremde, obwohl nur kurzdauernde Verwendung. Ihn nämlich bestimmte der Kaiser zum außerordentlichen Botschafter am Hofe zu Petersburg, um dem Kaiser Alexander zu seiner Thronbesteigung Glückwünsche zu bringen. Damals näherte sich Schwarzenberg zum Erstenmale diesem Monarchen, der späterhin so edeln Antheil an seinem Schicksale nahm, und ihn so treffend zu beurtheilen verstand. Nur zwei Monate blieb der Fürst in Petersburg. Dann kehrte er nach Wien zurück, wo er

eine Division befehligte. — Im November des Jahres 1804 sah er sich nach Linz beordert, um den Befehl über mehrere im Innviertel zusammengezogene Truppen zu übernehmen. — Im März 1805 wurde er zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt.

Bei dem in diesem Jahre wieder ausgebrochenen Kriege wurde dem Fürsten eines der zur Armee von Deutschland gehörigen Corps untergeordnet. Er rückte mit demselben nach Ulm, nahm an dem Gefechte bei Günzburg Theil, entschied auf glänzende Weise das von Jungingen, das einzige, welches die Reihe von Unglücksfällen unterbrach, die in diesem Feldzuge das Heer von Deutschland trafen. Es wurde ihm späterhin dafür das Commandeur-Kreuz des Theresien-Ordens zuerkannt. — Schwarzenberg war einer der Generale, welche den General-Quartiermeister Feldmarschall-Lieutenant Baron Mack zu vermögen suchten, Ulm zu verlassen und sich nach Nördlingen zu ziehen. Ihm ordnete der Erzherzog Ferdinand die Reiterei unter, mit welcher er Ulm verließ. Dieser Rückzug, unter fortwährenden Gefechten gegen eine weit überlegene Zahl Feinde vollbracht, gab häufige Gelegenheit, des Fürsten Klugheit, Geistesgegenwart und Muth in den schwierigsten Lagen zu erproben. — In Eger angekommen, überfiel ihn eine Krankheit, als Folge seiner Anstrengungen. — Kaum geheilt, geht er nach Wien, und begleitet die beiden Monarchen, Franz und Alexander, nach Mähren. Er widerräth jede voreilige Schlacht, und äußert sich gegen die von Austerlitz, deren Ausgang er, nach dem Ueberblick der ersten Anlage, vorauszusagen den Muth hat. —

Ruhig verlebt er den Sommer von 1806 auf seinem Gute in Böhmen. Er lehnt die Präsidentenstelle des Hof-

kriegsrathes ab, und nimmt erst im Jahre 1808 wieder mehreren Antheil an Geschäften, indem er sich der Bildung der Landwehre eifrig widmet. — Nach der Erfurter Zusammenkunft abermals zum Botschafter in Petersburg bestimmt, wirkt er da auf das Thätigste, um die Oesterreich drohende Gefahr, die aus jener Zusammenkunft sich zu entwickeln schien, zu mindern und hintanzuhalten. Er kommt zwei Tage vor der Schlacht von Wagram (1809) nach Oestreich zurück, wohnt dieser Schlacht bei, und leistet bei Znaym mit der Reserve dem Feinde den kräftigsten Widerstand. Der Kaiser beförderte ihn bald darauf zum General der Cavallerie.

Der Wiener Friede brachte ihn abermals auf diplomatische Bahn. Schwarzenberg wurde zum Botschafter am Hofe des Kaisers Napoleon ernannt. Sein großes unberechenbares Verdienst in jener Zeit bestand vor Allem in der nie verläugneten Würde, mit welcher er den Staat, dessen Botschafter er war, vertrat. Er gewann durch seine Persönlichkeit viele der einflußreichsten Männer, und selbst die Neigung Napoleons in einem seltenen Grade. Diese sprach sich vorzüglich seit jenem unglücklichen Vorfalle offen aus, da während eines Festes, das der Fürst im Sommer des Jahres 1810 zu Ehren der Kaiserin Maria Louise gab, die Gemahlin seines Bruders, des regierenden Fürsten Joseph zu Schwarzenberg, als Opfer ihrer Mutterliebe bei einem zufällig entstandenen Brande den Tod fand. Damals hatte ein Zug der Seelenstärke des Fürsten den Kaiser mit der höchsten Achtung erfüllt und dessen schwer zugängliches Gemüth gewonnen. —

Schwarzenberg führte die Unterhandlungen über den unausweichlichen Antheil Oesterreichs im Kriege gegen Rußland, und sah sich selbst, unerwartet genug, zum Befehlshaber

des hiezu bestimmten österreichischen Hülfscorps ernannt. Er setzte sich im Juni 1812 mit demselben von Lemberg nach Lublin in Marsch, um sich an den rechten Flügel der großen Armee anzuschließen, und ging, so wie dieser staffelweise vorrückte, als letztes Echellon desselben, über den Bug und nach Pruszani. Von hier nach Nieswiesz und Minsk gerufen, machte er zunächst den Major-General, den Fürsten von Neufchatel, auf die in Volhynien stehenden russischen Streitkräfte aufmerksam, und suchte die Meinung von ihrer Unbedeutendheit, welche damals im französischen Hauptquartiere herrschend war, zu widerlegen. In Folge eines abermaligen Befehles brach er endlich nach Nieswiesz auf. Aber kaum dort eingetroffen, erreichte ihn die Nachricht von den Unfällen der Sachsen, welche die österreichischen Truppen an dem Muchawiec und an der Pina abgelöst hatten. Bekannt mit dem Gewichte, welches Napoleon auf die Deckung Warschau's legte, und mit der Gefahr, welche jetzt der rechten Flanke des französischen Heeres drohte, gab er eigenmächtig den Marsch nach Minsk auf, wandte, ohne vorerst Befehl abzuwarten, um, nahm die Sachsen auf, und rückte den Russen an die Jasiolda entgegen. Der Kaiser, mit diesem Entschlusse höchst zufrieden, setzte auch die Sachsen (das 7. Armeecorps) unter des Fürsten Oberleitung, und trug ihm auf, mit beiden Armeecorps nun die Russen zu schlagen und nach Volhynien zu verfolgen. Beides ist in Kurzem geschehen. Die Uebergänge der Jasiolda waren erzwungen, die russische Vorhut bei Sienewices und Pruszani zurückgewiesen, der Engpaß von Kozibrod erstürmt, endlich die vereinigte Macht der Russen unter Tormassow bei Podubnie, trotz der großen Vortheile, die ihr die Beschaffenheit des Bodens und das Uebergewicht an Geschütz sicherten, geschlagen,

durch die Sümpfe des Przipiec verfolgt, und endlich über die Turia und den Styr gedrängt.

Hier ändert sich, mit der über alles Verhältniß angewachsenen Entfernung der schon bis Moskau vorgedrungenen Mitte des französischen Heeres und durch den Anmarsch der russischen Donau-Armee, plötzlich die ganze Lage der Dinge. Zu schwach, um zu schlagen, hält der Fürst noch bis zum letzten Augenblicke, da Tormassow und Tschitschagow vereinigt über den Styr brechen; weicht dann fechtend hinter die Turia, und überzeugt sich in der Ebene von Luboml von der Anwesenheit der gesammten Truppen des Admirals, denen auszuweichen, und sie doch auf sich zu halten, sein Streben seyn muß. Er vermeidet bei Luboml im letzten Augenblicke die angebotene Schlacht; geht durch einen höchst kühnen Marsch im Angesichte des Feindes über den Bug; erscheint wieder hinter dem Muchawiec, bevor der Gegner auf dem geraden Wege daselbst anlangt; trotzt hier dem gesammten feindlichen Heere durch acht Tage; läßt es alle Vorbereitungen zu einer Schlacht wiederholen, und entweicht ihm wieder, zwei Stunden vor der Zeit, da die russischen Colonnen zum Angriffe aufbrechen.

Nun gewinnt er die Leszna; geht, auf seiner Verbindung mit Warschau bedroht, über den Bug; schlägt bei Biala ein russisches Corps, das sich von Brzesc zu weit vorgewagt, reinigt das Gebiet des Großherzogthums, und zieht aus Galizien und aus Frankreich kommende, höchst nöthige Verstärkungen an sich.

Einstweilen hat der Admiral sein Heer getheilt, bricht mit dem einen Theile nach dem Innern des Landes auf, und läßt den andern unter dem General-Lieutenant Sacken am Muchawiec zurück. Der Fürst geht schnell über den

Bug, wendet sich nach Wolkowysk; dort von der Marschrichtung des Admirals genaue Kenntniß erlangend, eilt er nach Slonim, und sein Vortrab stößt eben auf die Nachhut des Admirals, als Regnier, zur Deckung der Seite und des Rückens zu Wolkowysk zurückgelassen, von Sacken angegriffen wird, und in Gefahr ist, unter der Macht des Feindes zu erliegen. Da wendet sich Schwarzenberg mit dem größern Theile seiner Streitkräfte, bricht nach den angestrengtesten Märschen bei Isabelyn im Rücken der eben im heftigen Gefechte stehenden Russen heraus. Sie werden über die Narew und den Muchawiec geworfen. Mit dem Verluste von beinahe der Hälfte ihrer ganzen Stärke, alles Gepäckes und der Mehrzahl ihrer Geschütze flüchten sie nach Kowel. — Nun geht der Fürst wieder nach Slonim. Da kommen ihm die Nachrichten von den Vorfällen an der Bereczina zu. In allen seinen Bewegungen von dem Major-General rein auf seine eigene Meinung gewiesen, zieht er sich nach Bialystock, rettet zu Grodno und an mehreren anderen Orten die Magazine durch Vertrag, und geht mit Ende December, während die Reste der großen Armee nach der Weichsel fliehen, nach Pultusk. Durch ein mündlich mit den Russen geschlossenes Uebereinkommen hält er sich in dieser Stellung unangegriffen bis zum Anfange Februars, deckt Warschau, und macht dadurch die Organisirung der polnischen Truppen möglich, die Poniatowski aus jenem Mittelpunkte betrieb. Der weitere Rückzug der Franzosen an die Oder macht auch den seinigen nöthig, der ihm jedoch bereits gefährdet ist. Er übergibt Warschau, sobald den Polen und Sachsen ein hinlänglicher Vorsprung nach Schlesien gesichert ist, und geht in die Umgegend von Krakau. Hier läßt er den Befehl über das österreichische Armeecorps dem Feldmarschall-

Lieutenant Baron Frimont, eilt nach Wien, und von da unverzüglich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Paris zurück.

Sein strenges und kluges Benehmen gegen den Feind sowohl als gegen den Verbündeten, — die Sicherheit, mit welcher er die Würde als Soldat und als Oesterreicher aufrecht zu erhalten verstand, zogen ihm die Achtung beider kämpfenden Theile im hohen Grade zu. Mit unveränderter Freundlichkeit empfing ihn Napoleon, den er jedoch bald wieder verließ, unbekannt noch mit der Bestimmung, die jetzt seiner wartete, nämlich: die Heere Europa's gegen diesen Mann zu führen.

Oesterreich rüstete, anfänglich zur Vermittlung des Friedens; dann, um seine Kräfte gegen denjenigen Theil auftreten zu lassen, der die gehegte Friedenshoffnung täuschte. Schwarzenberg, auf Verwendung Napoleons schon während des Feldzuges in Rußland zum Feldmarschall ernannt, wurde, sobald Oestreich sich gegen Frankreich erklärte, oberster Feldherr aller verbündeten Heere.

Die Epoche des Krieges vom Jahre 1813 nach Aufkündigung des Waffenstillstandes, jene nämlich, in welcher der Fürst handelnd auftritt, benöthigt einer wiederholten und tiefen Betrachtung, um einigermaßen richtig beurtheilt zu werden. Wenn wir die Elemente neben einander stellen, so finden wir auf Seite der Verbündeten erstens ein Uebergewicht, der Zahl nach von 126,000 Mann, die ungeregelten Truppen eingerechnet, welche in offener Schlacht den französischen nicht gleichgestellt werden konnten. Zweitens gab ihnen die Aufstellung der Hauptmasse derselben an der Eger insoferne Vortheile, als dadurch die Grundlage der durch die Schlachten von Lützen und Bautzen vorbereiteten Unternehmungen Napoleons völlig erschüttert wurde, und

das Gebiet von der Elbe zur Oder strategisch in ihre Hände kam. Drittens war ihnen Ersatz an Mann, Pferd und Kriegsmateriale näher und verbürgter, während Frankreich durch seine in kurzen Zeiträumen wiederholten ungeheuren Leistungen, für den Augenblick wenigstens, sehr geschwächt war.

Diesen Punkten entgegen lassen sich folgende aufstellen: Erstens waren sie Verbündete; der unberechenbare Vortheil, alleiniger Leiter und Herr seiner Truppen zu seyn, war ganz auf Napoleons Seite, und die dadurch erhöhte Verwendbarkeit derselben näherte die Größe seiner Streitkraft, der Wesenheit nach, jener der Verbündeten. Zweitens: dem französischen Heere bot aus seiner Stellung sich der Vortheil dar, daß es, wo es gesammelt angriff, die Ueberzahl für sich hatte. Die Festungen der Elbe, Oder und Weichsel waren ihm theils sichere Anlehnungs- und Uebergangspunkte, theils bereiteten sie Unternehmungen vor, und bedrohten und schwächten den Gegner. Drittens war das französische Heer im damaligen Zeitpunkte so völlig ausgerüstet, einer vortrefflichen Leitung gewiß, und den Hülfen aus deutschen, so wie aus feindlichen Landen doch so nahe, daß es für die wahrscheinlichen Abgänge immer gedeckt schien.

Rechnet man noch auf Seite der Franzosen die hohen Gaben des Feldherrn, der zugleich Kaiser war; bedenkt man das Gewicht des Kampfes, der jetzt begonnen werden sollte, und der die Existenz wenigstens einer der kämpfenden Parteien auf das Spiel setzte, so ist es begreiflich, warum Schwarzenberg jede Aufforderung übergroßer Zuversicht zurückwies und sich gegen jedes Wagniß erklärte, so lange es vermieden, oder das Gewünschte auf mehr sicherem Wege erreicht werden konnte. Die Vorschläge,

welche er vor Ausbruch des Krieges den hohen Monarchen that, und welche dem Kriegsplane zu Grunde gelegt wurden, über den sie sich vereinigten, beruhen auf ganz einfachen Sätzen: „Napoleon muß nach der Lage der Dinge wünschen, eine Hauptschlacht zu liefern, und zwar sobald als thunlich; denn seine Kraft nimmt mit jedem Tage in dem Verhältniß ab, als unsere wächst. Wir, jetzt schwer zu vereinigen, dürfen zu dieser Schlacht nicht Gelegenheit geben, bis alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß wir sie gewinnen. Um uns diese Wahrscheinlichkeit zu verschaffen, muß die französische Heeresmacht durch Theilgefechte und Anstrengungen zuvor um Vieles geschwächt und gemindert werden. Hierzu dient die Aufstellung in drei Massen, in Böhmen, Schlesien und in der Mark, ganz vorzüglich, aber nur dann, wenn als unverbrüchliches Gesetz angenommen wird, daß jede derselben, gegen welche Napoleon immer sich wendet, zurückgeht, die beiden übrigen ihm schnell in Seite und Rücken marschiren, und dadurch von jener abziehen. Dieses fortwährende Vorrücken und Zurückgehen muß ihn, der allen Dreien zu genügen hat, mehr ermüden als sie, und muß ihnen die Gelegenheit geben, die einstweilen gegen sie gelassenen feindlichen Abtheilungen aufzureiben. Hat die Summe von diesen Verlusten den Feind hinlänglich herabgebracht, dann wird man ihn langsam von der Elbe ab und gegen die Saale drücken, und hier vielleicht in der Umgegend von Leipzig mit vereinten Kräften die Schlacht geben. Der Ausgang derselben wird das Weitere bestimmen." —

Diesem Plane zufolge brach die an der Eger versammelte Hauptmacht nach Sachsen vor (20. August), sobald man vernahm, daß Napoleon, Blücher zu begegnen, nach Schlesien marschirt sey. Man beschloß, Dresden,

um der vielen Vortheile willen, die es als Hauptstadt und Uebergangspunkt an der Elbe versprach, zu nehmen. Verzögerungen im Marsch, das schnelle Erscheinen Napoleons, die eingetretene Regenzeit u. s. w. machten diesen Nebenzweck scheitern. Aber der Hauptzweck blieb erreicht, und die Schlachten bei Großbeeren (am 23. August) und an der Katzbach (am 26. August) waren die nächsten Folgen davon. Diese veranlaßten wieder, daß Napoleon einen Augenblick unschlüssig zu Dresden verweilte, und hieraus folgte die Vernichtung Vandamme's bei Culm (am 30. August). Diese bewog ihn zum Versuch des Einbruches in Böhmen. Aber dadurch ward Blücher freigegeben. Der steht am 4. September schon bei Hochkirch, und die Nord-Armee erficht über den Marschall Ney den entscheidenden Sieg von Dennewitz (am 6. September). So kettet sich bei dem französischen Heere Verlust an Verlust. Es wendet sich bald hieher, bald dorthin; immer eine Hauptschlacht wünschend und nicht erlangend, bis es endlich so geschwächt ist, daß den Verbündeten die Zeit gekommen zu seyn scheint, die Früchte dieser Manöver einzusammeln.

In Kurzem stehen die schlesische und die Nordarmee jenseits der Elbe. Der Fürst mit der böhmischen aber umfängt den andern Flügel des Feindes durch seinen Marsch nach Altenburg. Noch einmal versucht Napoleon von seiner Central-Stellung Nutzen zu ziehen, wirft sich auf Blücher. Aber dieser weicht ihm durch den Marsch hinter die Saale aus, und fesselt ihn an die Ebene von Leipzig. Nun rückt Napoleon in diesen verhängnißvollen Ort, und wendet sich gegen das böhmische Heer, um dieses zur Schlacht zu bringen. — In diesem Augenblicke endet die eine, bisher befolgte Hälfte des Plans, und die andere tritt ein; denn nun nimmt der Fürst, der Nähe Blüchers

und des Kronprinzen von Schweden gewiß und beide zur Mitwirkung einladend, die Schlacht am 16. October an. Wenn Napoleon seinen Angelegenheiten durch eine Hauptschlacht den gewünschten Umschwung geben sollte, so mußte er den Sieg an diesem Tage erfechten. Wie die Sachen einmal standen, war am 16. die größte Zahl der Vortheile für ihn, die er überhaupt noch haben konnte. Er hatte seine ganze Kraft, 170,000 Mann trefflicher Truppen, vereinigt, während drei Armeecorps der Verbündeten erst am 17. eintreffen konnten, und der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee, dem Drittheile ihrer gesammten Streitmacht, am 16. nicht in der Linie erschien, wie der Fürst erwartet und gewünscht hatte. — Aber Napoleon siegte am 16. nicht, und so erfolgte am 18. und 19., was unvermeidlich geworden war.

Um die unverletzte Stimmung und das gute Einvernehmen zwischen den verschiedenen Feldherren und Truppen zu erhalten, die eines glücklichen Enderfolges unerläßliche Bedingungen waren, mußte der Fürst Versäumnisse in Benutzung von Zeit, Raum und Umständen oftmals übersehen, die bei einem so vielfach und verschieden zusammengesetzten Getriebe häufiger, als bei dem einfachen seines Gegners sich ergaben. So blieb auch die Verfolgung bis an den Rhein hinter den Wünschen des Fürsten zurück. Aber eben so leicht, als er das minder Wichtige, und vor Allem sich selbst, dem unerläßlich Nothwendigen unterordnete, so wenig wich er von seiner Meinung, sobald er sie für eine Grundbedingung des Erfolges erkannte. So sehen wir ihn am Rhein fest auf der schnellen Fortsetzung des Krieges, und auf der Verweigerung der Neutralität der Schweiz, die er für eine Waffe in der Hand des Feindes erkennt, bestehen; was auch über die Schwierigkeit eines Feldzugs in Frankreich, über die Unklugheit, sich in das Herz dieses

Reiches einsenken zu wollen, ohne auch nur eine einzige Festung an der Grenze genommen zu haben, — über die B.schwerden eines Winterfeldzugs, und über die Nothwendigkeit, den Truppen Ruhe zu gönnen, — im Rathe sowohl, als außerhalb demselben, von Männern, an Zahl und Stellung gewichtig, gesagt werden mag.

Sein Vorschlag, die Operation nach Frankreich gleichzeitig durch die Franche-Comté und Lothringen zu führen, so zwar, daß man sich gegen Ende Jänner an der Marne wieder vereinige, wurde demjenigen, mit der gesammten Macht der zweiten Richtung allein zu folgen, vorgezogen. Er war in der bestimmten Zeit ausgeführt. Am 20. Jänner stand der Fürst am Ufer der Marne, Blücher im Thale der Maas. Sechs Tage darauf stehen beide Heere vereinigt an der Aube. Die Verbündeten zählten damals 162,000 Mann. Napoleon hatte nicht mehr als 70,000 Mann; aber er war durch seine Festungen überall basirt, und mitten in seinem Reiche wuchs seine Kraft mit jedem Tage, während den Verbündeten der Nachschub immer schwieriger werden mußte. Der Fürst war durch die bisherigen Siege noch so wenig verleitet, dasjenige, was noch zu geschehen hatte, als Spielwerk anzusehen, daß er ernster als jemals auf dem Grundsatze beharrte, der ihn von der Eger bis zur Marne geführt hatte, nämlich: „Nichts zu wagen, so lange man noch ohne Wagniß ausreichen konnte." Die Beispiele der Ereignisse in den Jahren 1757, 1792, 1812 schwebten ihm vor. Der Geist der Nation, die man nun auf ihrem Boden bekriegte, — der Winter, der Mangel, die Krankheiten, die als eben so viele zerstörende Kräfte gegen sein Heer auftreten konnten, obwohl sie nicht auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen waren, — ließen ihn nicht von dem

Gesetze abweichen, das große Spiel so sicher als möglich zu spielen.

Beide Feldherren manövrirten in den letzten Tagen des Jänners, um sich gegenseitig im Rücken zu bedrohen, und den Gegner die eigentliche Absicht klarer aussprechen zu machen. Der am 29. gelungene Ueberfall der Franzosen auf das Schloß von Brienne führte zur Schlacht von Brienne am 8. Februar, die Napoleon lieferte, weil er nach jenem Ueberfalle die größte Wahrscheinlichkeit des Sieges über das schlesische Heer für sich hatte, und die der Fürst gewann, weil Napoleon nicht schnell genug seine Vortheile benützt, und ihm Zeit gelassen hatte, das Hauptheer mit dem schlesischen zu vereinigen.

Nicht allein die Schwierigkeiten der Verpflegung, sondern auch die Aufstellung des Feindes machten nach dem Siege von Brienne eine abermalige Theilung der Verbündeten nothwendig. Der Fürst ließ darum Blücher längs der Marne vorrücken, während er dasselbe längs der Seine thun wollte; Beider Zielpunkt war Paris. Mangel an Vorsicht, vereint mit Napoleons Schnelligkeit und Scharfblick, veranlaßten die Treffen von Champeaubert, von Montmirail und von Etoges (am 10., 11. und 14. Febr.), in Folge welcher das schlesische Heer, mit dem Verluste eines Viertheils seiner Stärke, nach Chalons zurückzugehen gezwungen war. Dieser von den Franzosen errungene Vortheil mußte auch auf das Hauptheer nachtheilig einwirken, das nach dem Gefechte von Montereau (am 18. Febr.) bis hinter die Seine zurückgeht, um Blüchern aufzunehmen, und die Gelegenheit zu einer Schlacht, sollte sie vortheilhaft erscheinen, gemeinschaftlich zu benützen. Die Gelegenheit erscheint wirklich, jedoch nur dem Feinde vortheilhaft. Der Fürst weicht daher der

angebotenen Schlacht durch den weitern Rückzug hinter die Aube aus. Ungünstige Nachrichten aus dem Süden, wo Bubna so eben von Augereau zurückgedrängt und dadurch die Schweiz bedroht war, machten starke Entsendungen dahin nothwendig, und bewogen die Monarchen zu dem Entschlusse, das Hauptheer bis auf seine bei Langres befindlichen Reserven zurückgehen zu lassen, um, verstärkt durch diese, den Angriffskrieg wieder zu beginnen.

Blücher hatte, diesmal gegen des Fürsten Meinung, vom Hauptheere sich bereits wieder getrennt, und verfolgte den Marschall Marmont durch das Thal der Marne. Kaum vernahm dies Napoleon, so beschloß er, dem schlesischen Heere nachzueilen, um das alte Spiel zu erneuern. Aber kaum vernahm auch der Fürst den Marsch des Kaisers, so bestand er auf der Einstellung des Rückmarsches. Durch die Gefechte bei Bar wurde der Marsch über die Aube erzwungen; in wenigen Tagen war Troyes wieder genommen und die Stellung an der Seine bezogen. Blücher ward indessen durch den Kaiser gegen die Aisne gedrängt, wo der Fall von Soissons und das Erscheinen mehrerer Abtheilungen der Nordarmee seiner Lage im rechten Augenblicke eine glückliche Wendung gaben. Nun folgte die Schlacht bei Laon (am 9. März), wo Napoleon seine Kräfte vergeblich verschwendete, und eiligst an die Marne zurückging, wohin ihm Blücher folgte. Der Fürst ließ, auf die erste Nachricht des Vorgefallenen, den Feind auf dem rechten Ufer der Seine angreifen, und war eben bestrebt, mit seinem Heere über die Aube zu setzen, als er die Nachricht erhielt, daß Napoleon bereits wieder vor ihm, und einen Marsch von der Aube entfernt, stehe. Dessen Absicht, das Hauptheer in seiner rechten Seite zu überfallen, die Linie an der Aube zu durchbrechen, dadurch

die an der Seine stehenden Heerestheile abzuschneiden und einzeln zu schlagen, lag am Tage. Aber das Treffen von Arcis (am 20. März) entschied anders. Der Entschluß des Fürsten, seine Truppen nicht rückwärts der Aube, wie es anfänglich eingeleitet war, sondern vorwärts derselben zu vereinigen, war die Ursache, daß Napoleon bei seinem plötzlichen Marsche über diesen Fluß nicht vereinzelte Heerestheile vor sich fand, sondern, während er angreifen wollte, sich selbst von dem Fürsten angegriffen sah.

Mit Verlust an Kraft und Zeit mußte Napoleon über die Aube zurückgehen, und jetzt geschah es, daß er sich nach Vitry an die Marne wandte, des kühnen Planes voll, seine Verbindung mit der Hauptstadt und dem Innern aufzugeben, sich auf seine Festungen in Lothringen und Elsaß zu basiren, und gleichsam die Verbündeten in Frankreich zu blokiren, indem er ihnen jede Verbindung mit dem Rhein und mit der Schweiz genommen haben würde. Er erwartete, daß ein solches Manöver die Monarchen alsogleich zum Rückzug bewegen werde. — Als der Fürst von der abseitigen Bewegung nach Vitry unterrichtet ward, errieth er alsogleich den Zweck derselben, und erklärte, „daß man sich vor Allem Vitry nähern müsse, um Blüchern die Hand zu geben, und Bestätigung über die Absicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, schnell und vereinigt nach Paris zu marschiren.“ — Diese Meinung trug er dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen vor, und sandte noch an diesem Tage einen Adjutanten an den Kaiser von Oestreich nach Bar sur Aube ab, um ihm das Beschlossene zu melden.

Vor Vitry angekommen, bestätigte sich durch den Marsch Napoleons nach Saint Dizier die richtige Vermuthung des Fürsten. Der von Tettenborn aufgefangene Brief des

Kaisers an seine Gemahlin nach Paris ließ vollends keinen Zweifel mehr zu. Auf den Höhen von Sompuis, am 24. März um zehn Uhr Morgens, entwarf der Fürst, im Beiseyn der Monarchen und der höchsten Offiziere, die Anordnungen zum gemeinschaftlichen Marsch des Hauptheeres und des schlesischen nach der Hauptstadt des Feindes. Am 28. endete die Schlacht vor Paris den Widerstand Frankreichs.

Wir sehen nun, da das Werk gethan ist, den Fürsten, mit Auszeichnungen von allen Monarchen Europa's überhäuft, stille sich zurückziehen, — nur berathend an den Pariser- und später an den Wiener-Verhandlungen Theil nehmen, — als Präsident des Hofkriegsrathes aber die österreichische Armee in einem so gerüsteten Stande erhalten, daß sie unverzüglich, sobald die Nachricht von der Landung Bonaparte's an der mittäglichen Küste von Frankreich zu Wien anlangt, sich nach dem Rheine in Marsch setzen konnte. Gemeinschaftlich mit dem Herzog von Wellington und den übrigen Feldherren der Verbündeten unterlegte Schwarzenberg am 28. April 1815 den zu Wien versammelten Monarchen einen Entwurf zur Führung des Feldzugs, wornach die gesammte verbündete Streitmacht in vier Massen vertheilt, und zwar die englisch-preußische Armee in den Niederlanden, — die österreichische mit den Verbündeten des südlichen Deutschlands am Mittel- und Oberrhein, — die russische, als Verbindungsmasse zwischen beiden, am Unterrhein, — und endlich ein starkes österreichisches Heer (70,000 Mann) in Piemont aufgestellt werden sollten. — Der 24. Juni war als Tag der Eröffnung des Feldzugs bestimmt, den aber die Schlacht von Waterloo früher, als man erwartet hatte, endigte. Als die Nachricht hiervon in das Hauptquartier des Fürsten, nach Heidelberg, kam, war sein Heer bereits im Marsch,

um über den Rhein zu gehen. Er beschleunigte nun denselben. Zwanzig Tage nach dem Aufbruche von der Saar erschien Fürst Wrede, der die Vorhut des Hauptheeres führte, vor Paris, und zwei Tage darauf (am 17. Juli) rückten die österreichischen Truppen zum zweitenmal in die Hauptstadt Frankreichs ein, während das aus Italien über die Alpen herbeigerufene österreichische Heer sich den Weg durch die festen und gut vertheidigten Engpässe des Jura bereits geöffnet hatte, und um dieselbe Zeit Lyon besetzte.

Der Fürst verließ Paris sobald als thunlich wieder, und genoß am 5. und 6. October im Lager von Dijon zum letztenmale den herrlichen Anblick des versammelten österreichischen Heeres, das er zu Ruhm und Siegen geführt. Er eilte nach seinem Schlosse Worlyk in Böhmen, wo ihn Kaiser Alexander besuchte, dann nach Wien. —

Pflichten seines Amtes führten den Fürsten im Jänner des Jahres 1816 nach Italien. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Mit Ende März verließ er dies Land wieder, und zwar körperlich höchst angegriffen. Die wahrscheinlich seit langer Zeit in seinem Organismus sich bildende Krankheit kam am 13. Jänner 1817 mit einem Schlagflusse zum Ausbruch. — Die erste Gefahr schwand wieder; — Aerzte, Mittel wechselten: das Uebel blieb; — bis Schwarzenberg endlich durch eine jener räthselhaften Fügungen, die zu erklären und zu verwerfen gleich anmaßend ist, nach Leipzig ging, und dort an demselben Tage, an welchem er sieben Jahre früher an der Spitze des Völkerheeres im Angesichte dieser Stadt erschienen war, den Tod fand (am 15. October 1820). —

Heer und Vaterland ehren das Andenken dieses Helden, dessen Seyn und Wirken sich in die kurzen Worte fassen läßt: im Rath weise; im Felde Sieger; im Leben Liebe.

Antwort

auf die in der Leipziger Literatur=Zeitung, 1822, Nro. 303, enthaltene Recension über mein Werk:

„Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl von Schwarzenberg."

Unter zehn bis jetzt in öffentlichen Blättern erschienenen und mir zu Handen gekommenen Beurtheilungen meines vor drei Monaten herausgegebenen Werkes: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl von Schwarzenberg", ist nur eine einzige, die sowohl über die Richtung des Ganzen, als auch in Rücksicht einzelner Thatsachen, ein ungünstiges Urtheil fällt.

Ich habe keinen Augenblick mich mit dem Gedanken getragen, in jenen Denkwürdigkeiten etwas so Vollkommenes zu leisten, daß von keiner Seite, an keiner Stelle dem Tadler Blößen, dem scharfen Beurtheiler Halbheit, Lücken, Mängel sich zeigen sollten. Sobald ich diese Arbeit unternahm, mußte ich, wenn ich meine Lage und die Zeitverhältnisse berücksichtigte, oder auch nur meine Fähigkeiten in Betrachtung zog, mich Vorwürfen bloßstellen, die gewiß nur allzugegründet sind, und wovon ich erwarten mußte, daß ein großer Theil von allen Vernünftigen gedacht, und von Manchen, welche glauben, daß der Schriftsteller

nur das denke oder wisse, was er sagt, wohl auch ausgesprochen werden würde. Ich glaubte jedoch, mich diesem Uebel frei aussetzen zu müssen, weil mich die Erfahrung belehrte, daß eben der Furcht vor demselben die Undankbarkeit zuzuschreiben sey, welche auch Deutschland von jeher seinen ausgezeichneten oder großen Männern bewiesen, und wovon das erste Zeichen der Mangel an Erkenntlichkeit ist, die man ihrem Andenken erweisen sollte. Diese allgemeine Rücksicht, und noch die besondere des Dankgefühls, mit welchem ich dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg ergeben bin, bewogen mich jetzt schon, das heißt: vielleicht in zu früher Zeit, Einiges über sein Leben zu schreiben. Da ich, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, Tadel erwartete, so kann ich mich auch nur gegen den zu verantworten bewogen fühlen, der mir ungerecht scheint.

Die Leipziger Literatur-Zeitung nennt dieses Werk ganz richtig eine Lobschrift. Meiner Ueberzeugung gemäß mußte, was ich über den Feldmarschall schreiben konnte, eine Lobschrift werden. Dies Wort, im eigentlichen Sinne gebraucht, bezeichnet nur; es tadelt nicht. Wenn aber die Leipziger Literatur-Zeitung aus demselben folgert, daß das Werk nicht historischen oder biographischen Inhalts sey, daß es auf keinen Platz in der Reihe der Geschichtbücher Anspruch machen dürfe, so scheint mir diese Folgerung gewagt, oder, klar ausgesprochen, unrichtig. Ich will mich nicht auf die Zergliederung der Forderungen einer Biographie, eines geschichtlichen Werkes einlassen. Ich habe auch mein Buch weder „Biographie" noch „Lebensgeschichte" betitelt, sondern „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls u. s. w.," und ich zweifle, ob Recensent im Stande

seyn wird, mir zu beweisen, daß, was ich in dem Buche erzähle, nicht denkwürdig in Bezug des Lebens des Feldmarschalls sey.

Leichter würde mir, ihm darzuthun, daß Denkwürdigkeiten nicht das ganze Leben eines Mannes umfassen müssen, wie dies die Aufgabe der Biographie ist, und daß Denkwürdigkeiten, insoferne sie Ereignisse berühren, die auf die Zeitgeschichte Einfluß haben, gar wohl unter die Classe historischer Schriften zu setzen seyen. Ich glaube daher:

1) Recensent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er behauptet, das Werk sey nicht, was der Titel sagt; denn es enthält wirklich Denkwürdiges aus dem Leben des Feldmarschalls.

2) Recensent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er meint, ich suchte damit eine Biographie zu bezeichnen; denn ich wollte nur Elemente für eine künftige Biographie niederlegen: Stückwerk, wie ich selbst auf der vorletzten Seite sagte, welches ich der Zukunft vererben will, damit sie die Züge ausführe, „wo der Griffel der Gegenwart zitterte oder gehemmt war"; damit sie Licht in das Dunkle trage, „das bis jetzt noch der Klarheit verschlossen blieb"; damit sie die Flecken vertilge, „wo die Farben mißglückten oder wechselten"; damit sie die Andeutungen ausspinne, die ich zur Bindung des Ganzen einzuweben für nöthig hielt! —

3) Recensent irrt, wenn er dem Buche geschichtlichen Werth abspricht; denn da sich das darin enthaltene Denkwürdige auf geschichtlich wichtige Ereignisse bezieht, und einige der fälschlich verbreiteten Meinungen, aus den besten Quellen, berichtigt, so hat es geschichtlichen Werth. Man muß sich über jenen Ausspruch der Leipziger Literatur-Zeitung wundern, wenn man das Literarische

Conversationsblatt, das ebenfalls zu Leipzig ausgegeben wird (Nro. 286 und 288), dagegen hält, und sagen hört: „Wohl hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten „mit der zartesten Schonung Manches angedeutet, was „nothwendig angedeutet werden mußte, um den vielfach „verkannten, oft voreilig, schief und unkundig „beurtheilten Fürsten gegen nicht begründeten Tadel „zu rechtfertigen, und sein Verhalten in dem wahren, „wenn auch nicht im vollen Lichte zu zeigen" .... „Gleich„wohl ist das Buch reich an Aufklärungen über mehr „als eine Seite der neuern Kriegsgeschichte" .... „Was „insbesondere die letzten Feldzüge betrifft, so ersuchen wir „jeden Freund und Kenner der Kriegsgeschichte, mit Plo„tho's bekanntem Werke .... ferner mit Koch's trefflichen „Memoires .... so wie mit den einzeln erschienenen Bei„trägen zur Geschichte jener Feldzüge, unter welchen sich „die Schrift: Die Feldzüge der Sachsen in den „Jahren 1812 und 1813 .... und der Beitrag zu der „Geschichte der Feldzüge in Frankreich in den Jahren „1814 und 1815, in besonderer Beziehung auf das Com„mando des Kronprinzen von Würtemberg .... „vorzüglich auszeichnen, die vorliegende Schrift zu ver„gleichen. Man wird Manches, was jene Werke enthal„ten, hier in einem andern Zusammenhange, zum „Theile richtiger, entwickelt finden. Unter Anderem „rechtfertigt der Verfasser, Seite 143—150, den Feldmar„schall auf eine, wie wir glauben, völlig befriedigende Art „über den Vorwurf, der ihm besonders von Seiten fran„zösischer Militärs gemacht worden ist, als sey Schwarzen„bergs Marsch im Juli 1812 nach Nieswiecz eine von „ihm freigewählte Bewegung gewesen, und er habe dadurch „den Verlust der Sachsen bei Kobryn verschuldet" ....

„Viel Interessantes berichtet der Verfasser über Macks „Verhalten bei Ulm“ .... „Mit musterhafter Klarheit und „Kürze stellt der Verfasser den Gang der Feldzüge dar, „welche der Feldmarschall geleitet hat. Die Hauptsache, „das Wesentliche ist gut verbunden; kein taktisches Gerüst, „kein strategisches System wird vor dem Leser aufgebaut. „Wir verweisen den Freund der Kriegsgeschichte in dieser „Hinsicht auf die Beurtheilung des vielbesprochenen Feld- „zugs in Volhynien“ .... „Ueber die viel getadelte Stellung „bei Töplitz höre man den Verfasser“ .... „Aus welchen „Gründen der Fürst die Neutralität der Schweiz anzuer- „kennen widerrieth, sowohl in staatsrechtlicher, als in mi- „litärischer Hinsicht, ist (Seite 232) mit den eigenen Worten „desselben entwickelt, und möchte schwerlich durch das sich „widerlegen lassen, was der Basel'sche Oberstlieutenant „Wieland, ein in Napoleons Feldzügen gebildeter und „kenntnißreicher Offizier, kürzlich in einer kleinen Schrift: „die Neutralität der Schweiz und die Mittel zu ihrer Be- „hauptung u. s. w., dagegen bemerkt hat. Die Geschichte „des Feldzuges (1814) selbst ist auf wenig Blättern nach „den Hauptmomenten lichtvoll dargestellt, und über die „strategischen Gründe der Märsche und Schlachten sind „manche neue Aufschlüsse gegeben“ .... „Die Schlacht „bei Brienne wird mancher Leser hier aus einem neuen „Gesichtspunkte kennen lernen“ .... „Man hat die Ope- „rationslinie von Basel über Langres getadelt; nach dem, „was in dieser Schrift darüber gesagt ist, möchte wohl jener „Tadel ungegründet erscheinen. Andere Fragen und Zweifel, „welche die Verfasser des Beitrags zur Geschichte der Feld- „züge in Frankreich unter dem Kronprinzen von Würtem- „berg u. s. w. aufgestellt haben, lassen sich größtentheils „aus diesen Denkwürdigkeiten beantworten“ u. s. w.

Wenn man ferner bemerkt, wie viele Thatsachen, als bis jetzt noch unbekannt, diese Recension heraushebt, und welches Schlußurtheil sie fällt, so muß es allerdings auffallen, ein anderes Blatt behaupten zu hören, das Werk sey nicht historischen Inhalts, und verdiene in der Reihe der Geschichtbücher keinen Platz. Mir sind beide Herren Recensenten unbekannt. Auch steht mir nicht zu, zu entscheiden, welcher von Beiden näher der Wahrheit sey. — Aber wenn ich vor den Richterstuhl eines unbefangenen Lesers beide Recensionen brächte, sowohl diejenige, welche in wenig Zeilen ein allgemeines Verdammungs-Urtheil auf einen unrichtigen Schluß erbaut, als jene, die dem Werke in das Einzelne folgt und eine Menge von Sätzen heraushebt, womit sie beweist, daß die Zeitgeschichte dadurch bereichert und berichtigt werde, so erlaube ich mir, ruhig und mit Zuversicht dem Ausspruche entgegenzusehen. — Wie viel höherer geschichtlicher Werth meinem Werke gegeben werden konnte, habe ich so gut empfunden als Einer. Aber ich weiß auch, daß, trotz des Mangelhaften, ihm der Anspruch darauf, nach Maßgabe, als man es mit den bis jetzt erschienenen Werken über jene große Kriegs-Epoche in Vergleichung bringt, zuerkannt werden wird. Ich habe niemals einen Herold vorausgeschickt, um meine Angriffe zu verkündigen; der aufmerksame Vergleicher aber wird deren finden.

4) Recensent irrt, und ist nicht höflich, wenn er sagt, „daß ich unter diesem Titel, als unter einem falschen Aushängschilde, meinem Buch den Platz in der Reihe der Geschichtbücher zu gewinnen suchte." Nach dem, was ich bereits anzuführen gezwungen war, fällt dieser Vorwurf, und ich habe mich nur über seine Einkleidung aufzuhalten. Da Recensent die von mir eben entwickelten Ansichten für

möglich halten mußte, so war jene nicht klug gewählt, und hier nicht am Platze. Das ganze Buch konnte ihm ein Beweis seyn, daß ich solcher Mittel nicht bedürfe, und auch nicht im Stande sey, mich deren zu bedienen.

Wenn ich mich einerseits vertheidige, so versäume ich aber anderseits nicht, dem Recensenten für den Zuspruch des „besondern Talents" zu danken, „den Gegenstand von Anfang bis zu Ende in gleichem Lichte zu halten, und das Interesse des Lesers bis zum Schluß zu nähren." — Ich danke ihm für das Lob, das er meiner Sprache gibt. Ich wünsche, daß dem so wäre, wie er sagt.

Was die Momente betrifft, welche Recensent zu dem Ziele aus meinem Werke heraushebt, um dadurch zu beweisen, daß geschichtliche Genauigkeit hie und da vermißt werde, so mag er mir erlauben, daß ich seine Punkte einzeln beantworte, indem einige derselben mir eine erwünschte Gelegenheit geben, Aufklärungen fortzusetzen und deutlicher zu machen, die unserer Zeitgeschichte nothwendig sind.

Recensent sagt: „dahin (nämlich unter die Stellen, in denen geschichtliche Genauigkeit vermißt wird) gehört z. B. die Beschreibung der Vorfälle von Arcis."

Ich konnte und wollte mich nirgends in das Einzelne der Gefechte einlassen, einmal, weil dies dem Buche eine größere Ausdehnung, und da ich an andern Orten nicht gleichfalls Einzelnes sagen konnte, auch eine ungleiche Haltung gegeben hätte, und dann, weil das Einzelne des Gefechtes überhaupt selten dem obersten Befehlshaber, und am wenigsten in diesem Kriege, zugehört, wo den zunächst untergeordneten Generalen aus leicht begreiflichen Ursachen sehr ausgedehnte Wirksamkeit gelassen werden mußte. Ich erzählte daher auch die Vorfälle von Arcis nur kurz,

und hätte freilich noch beisetzen können, daß bereits ein ganz verschiedenes Benehmen von Seite der Verbündeten bestimmt war, um dem französischen Kaiser zu begegnen, als der Fürst, eben an diesem Tage von einem Wundfieber im Bette gehalten, diesen Plan verwarf und dasjenige anbefahl, was auch wirklich ausgeführt wurde und den Rückzug des Kaisers entschied. Die Thatsachen, die ich anführe, weichen übrigens von den Erzählungen Plotho's und Koch's nicht ab, welche beide halbofficiellen Charakters sind.

Aber sehen wir, ob diese Angabe richtig ist. Ich eröffne die Erzählung der Vorgänge bei Arcis folgendermaßen: „Auf die erste Nachricht am 19. von dem Anmarsche des Feindes vermuthete der Fürst, daß dieser nicht erst den Uebergang der Aube zu erzwingen die Absicht habe, sondern durch das Vordringen auf dem rechten Ufer über Brienne ihn zum Rückzuge nöthigen wolle. Alle Theile des Hauptheeres erhielten daher die Bestimmung, auf dem schon einmal durch Blut und Sieg geweihten Felde von Brienne sich zu sammeln und dort zum Schlagen bereit zu seyn." — Für die Richtigkeit dieser Behauptung berufe ich mich auf die aus dem Hauptquartier Pougy am 19. März, Mittags, erlassene Disposition.

Die Denkwürdigkeiten sagen weiter: „Aber noch an diesem Tage brach Napoleon gegen den andern Flügel der Verbündeten los, erzwang den Uebergang, und in der Nacht rückte er mit seinen gesammten Streitkräften auf das linke Ufer." (Siehe hierüber: *Koch*, Memoires. II. 60—64, dann Plotho III. 321.) „Schwarzenberg faßte in diesem am wenigsten erwarteten Falle augenblicklich den Entschluß, seine Truppen nicht rückwärts der Aube zu vereinigen, sondern diese Vereinigung vorwärts zu bewirken.

„Und dieser Entschluß ist die Ursache, warum Napoleon nicht vereinzelte Heerestheile, wie er hoffte, vor sich fand, sondern, während er angreifen wollte, sich selbst von dem Fürsten mit vereinigten Kräften angegriffen sah." — Koch sagt: Napoléon „se flattant que l'ennemi se reti„rait en désordre, résolut de ne lui accorder aucune „relâche, et ordonna le 20. au matin, au comte Se„bastiani, de se mettre en mouvement sur Arcis. En „vain ce général lui donna avis que le prince de „Schwarzenberg avait arrêté le mouvement rétrograde „des corps du prince Royal de Wurtemberg, de Giulay „et de Rajefski, qu'ils revenaient de Troyes à Char„mont: l'Empereur n'ajouta pas foi à ce rapport et „réitéra l'ordre de pousser rapidement à Arcis. A „10 heures du matin, la cavallerie de la garde y arriva „presqu'en même temps que l'infanterie du prince de „la Moskawa. L'on s'occupa sur le champ de la re„construction du pont, et les troupes prirent possession „du poste que l'arrière-garde bavaroise avait évacué „la veille à 10 heures du soir. Tous les habitans s'ac„cordaient à dire que le prince de Schwarzenberg n'était „pas à plus de 2 myriamètres avec la majeure partie „de son armée. Le prince de la Moskawa et le comte „Sebastiani en instruisirent l'Empereur en toute hâte, „et néanmoins se mirent en devoir de défendre Ar„cis." (65.)

Ueber diesen Wechsel der Bewegung genügt übrigens die Disposition nachzusehen, welche Schwarzenberg aus Pougy noch am 19. Abends um 9 Uhr erließ. Plotho führt sie (III. S. 322) an. Ich habe mich in der Schilderung dieses schönen Augenblickes beinahe nur seiner Worte bedient, da ich überhaupt, so oft ich konnte, gerne

Diejenigen sprechen ließ, deren Stellung und Verhältnisse auch selbst bei dem argwöhnischen und an keine aus Ueberzeugung und besserer Empfindung hervorgehende Leistung glaubenden Leser allen Verdacht von Befangenheit entfernen müssen.

„Eingeengt um Arcis, die Aube im Rücken, war der französische Kaiser bald gezwungen, seinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verlust an Zeit und Kraft wieder über den Fluß zurückzugeben." — Man lese, was hierüber Koch (65—76) und Plotho (324—333) sagen. — Daß Napoleon eingeengt um Arcis war, weiß, wer die Stellung der Verbündeten am 21. März kennt. Daß die Aube im Rücken ihm ein bedenklicher Umstand seyn mußte, ist natürlich, und Koch sagte darüber: „En examinant „la situation d'Arcis on peut juger de l'embarras d'une „armée qui n'à que ce point de retraite. La ville est „bâtie dans une vallée à pente douce sur la rive gauche „de l'Aube; à droite règne un marais impraticable" u. s. w. „Il était probable que l'armée française n'au„rait pas les temps de défiler, si l'ennemi la poussait „vivement. Pour faciliter son écoulement, on jeta un „second pont" (76). — Daß er endlich gezwungen war, seinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verlust an Zeit und Kraft über den Fluß zurückzugehen, beweist der Erfolg.

Damit endet eigentlich meine Schilderung der Vorfälle von Arcis, indem nur der Entwurf im Großen, nicht aber das Gefecht selbst, dem Feldmarschall zugehören. Er ordnete die Mittel; sie griffen in einander; alles Uebrige gehört dem obersten Feldherrn nicht an. Wenn militärische Schriftsteller bei jedem Vorgange genauer unterscheiden würden, welchen Theil daran der Oberbefehlshaber, welchen

Theil die Truppe nahm, so würde der Eine nicht so oft unbillig gelobt, die Andere nicht so oft unbillig getadelt werden.

Wie der Fürst Schwarzenberg selbst das Gefecht von Arcis ansah, geht am besten aus einem Privatbriefe hervor, den er aus Pougy am 22. März, Morgens, schrieb, und den ich zum Ueberflusse noch hieherseßen will. „Du weißt," sagt er, „daß, als ich erfuhr, daß Napoleon ganz von Blücher abließ und gerade gegen Arcis sur Aube marschirte, um meine vorgeschobenen Armeecorps von den Reserven abzuschneiden, ich mich zwischen Troyes und Arcis concentrirte. Diese Bewegung ging mit dem besten Erfolge vor sich. Napoleon drang von Fere-Champenoise in Eilmärschen gerade auf Plancy vor, ging dort über die Aube, und wollte am nämlichen Abende noch die Seine bei Mery übersetzen, um die von Nogent nach Troyes im Marsch begriffenen Armeecorps anzufallen. Die Brücke aber wurde vertheidigt, bis keine Gefahr mehr für die defilirenden Colonnen war. Als ich erfuhr, daß Napoleon sich zwischen die Aube und Seine bei Plancy einzuengen wagte, faßte ich sogleich den Entschluß, ihn Tags darauf mit meiner ganzen Armee anzugreifen. Als nun am 20. die Colonnen plötzlich sich entwickelten, so sah man deutlich, wie wenig Napoleon darauf gefaßt war. Er warf sich mit seinen eben im Vorrücken begriffenen Truppen in das Städtchen Arcis, worin er sich bis in die Nacht mit außerordentlichem Verluste vertheidigte. Um nicht zu viele Leute zu verlieren, nahm ich mir vor, abzubrechen, und am folgenden Tage mit größerer Macht diesen Punkt zu bezwingen. Indessen hatte die Cavallerie meines linken Flügels bis Mery vorgedrängt, wo drei Regimenter der Garde à cheval sehr hart mitgenommen wurden. Nun

dachte Napoleon, ich hätte die Stellung hinter der Aube genommen, nämlich meinen linken Flügel gegenüber Plancy und meinen rechten hieher zu. Er zog daher Alles, was er bei Plancy übersetzt hatte, eiligst über die Aube zurück, und ließ es längs dem rechten Ufer nach Arcis marschiren, wo er seine sämmtlichen Streitkräfte sammelte, um dort auszubrechen, von meiner ausgedehnten Stellung Vortheile zu ziehen und sie im Mittelpunkte zu sprengen. Als er aber bemerkte, daß ich am 21. früh in seinem Angesichte eine Bewegung machte, um meine Truppen in einer vortheilhaften Position zwischen Chaudry und Remi aufzustellen, so bemerkte man deutlich Unentschlossenheit in den feindlichen Manöuvres. Ich ließ die Armee nur ein paar Stunden ruhen, und eben, als ich das Signal zum allgemeinen Angriff geben ließ, sah man aus Arcis in der Richtung nach Vitry abmarschiren. Als ich bemerkte, daß diese Colonne sehr bedeutend wurde, so beorderte ich den Kronprinzen von Würtemberg, den Angriff mit drei Armeecorps fortzuführen, während ich das 5. Corps unter Wrede und alle Reserven gegen Lesmont schickte, wo sie die Aube passirten und sich gegen Vitry aufstellten" u. s. w. —

Aber ich gehe zu dem zweiten Vorwurfe, zu dem zweiten Beispiele geschichtlicher Unrichtigkeit über, welches die Leipziger Literatur-Zeitung aus meinem Werke aushebt. Sie sagt: „Welchen Zweck die Bewegung Napoleons am 21. Mai hatte, wurde zwar von „Einigen errathen, aber nicht eher beachtet, bis der auf„gefangene Brief an die Kaiserin ankam. Die Bewegung „nach Paris wurde erst am 24. früh auf dem Marsche „nach Vitry beschlossen." —

Recensent konnte wohl voraussetzen, daß, wo meine Behauptungen von den bis jetzt öffentlich ausgesprochenen

abweichen, sie aus sehr sichern Quellen geschöpft seyn müssen, indem ich mir sonst Abweichungen nicht erlaubt haben würde. Kann er nicht aus Quellen von gleichem Gehalte schöpfen, so führen wir ungleiche Waffen, und er dürfte, was ich dann einzig meiner Stellung, nicht aber irgend einem Vorzuge, zu danken hätte, den Kürzeren ziehen. Diese Stelle enthält nichts, was nicht in mehreren Werken, deren Verfasser alle nicht besser unterrichtet waren, bereits gesagt wäre. Die zwei einzigen unter den bis jetzt bekannten, welche durch Genauigkeit in Aufzählung der Thatsachen sich auszeichnen, die oft genannten Werke Kochs und Plotho's, deuten jedoch schon auf Behauptungen hin, welche von jenen des Recensenten abweichen, und in gleichem Maße dem sich nähern, was ich über diesen wichtigen Augenblick sagte. —

Meine Worte sind: „„Am frühen Morgen des 22. März befand sich Schwarzenberg auf den Höhen, an deren Fuße Arcis liegt, um die Meldungen über die Richtung einzusammeln, welche die Hauptstärke des Feindes nahm. Der Generalmajor von Diebietsch, der dem russischen Generalstabe vorgesetzt war, überbrachte ihm dort einen Bericht, woraus hervorging, daß Napoleon nach Vitry gezogen, und in der Umgegend über die Marne gegangen sey.""

Schon am 21. Abends hatte der Fürst diese Rückzugsrichtung vermuthet; Beweise hievon der Ausgang des eben angeführten Briefes, und die um sechs Uhr Abends für den folgenden Tag ausgegebene Disposition (Plotho III. 335). Nachdem er am 22. Morgens hievon mehrere Gewißheit erhielt, folgte um zehn Uhr Vormittags eine neue, jedoch der Wesenheit nach nur wenig verschiedene Disposition (Plotho III. 336).

„„Augenblicklich errieth der Feldmarschall den Zweck dieser Bewegung. Er erklärte, daß man sich vor Allem Vitry nähern müsse, um Blüchern die Hand zu geben, und die Bestätigung über die Absicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, schnell, und ehe Napoleon zurück kommen könne, vereinigt nach Paris zu marschiren.““

Es ist natürlich, daß dieser Gedanke damals nur bedingnißweise gelten konnte. Ich glaube auch nicht, daß die Art, wie ich ihn ausdrückte, ihm ein anderes Licht gebe. Von Gewißheit konnte damals nicht die Rede seyn, und auch ich konnte sie unmöglich voraussetzen, da mir aus Koch bekannt war, daß erst das Mißlingen der Wegnahme von Vitry den Plan Napoleons vollkommen reifte (II. 84). Es war immer noch möglich, daß Napoleon durch seinen Marsch in der Richtung nach Vitry nur ein Manöver gegen die Voire, — es war wahrscheinlich, daß er damit einen Angriff auf Blüchern einleiten wollte. Der Fürst fährt in jenem vertrauten Briefe daher auch folgender Maßen fort: „Auf diese Art deckte ich auf alle Fälle meine Kommunikationslinie, wenn es je des Feindes Absicht hätte seyn können, meinen rechten Flügel zu umgehen, und bereitete meine Bewegung auf den folgenden Tag vor.“ Und: „Zugleich erfuhr ich, daß Blücher seine Offensive wieder begonnen, und Winzingerrode Rheims weggenommen habe. Vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend. Das muß sich durch die Rapporte, die ich in der Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist vor der Hand, ihm auf dem Fuße zu folgen, damit er nicht auf Blüchern falle, ohne von mir begleitet zu seyn.“ —

„„Der Fürst kehrte nach seinem Hauptquartiere Pougy zurück, wo sich auch das Hoflager des Kaisers von Ruß-

land und des Königs von Preußen befand. Er trug Beiden den Bericht und seine Ansicht über das zu Unternehmende vor, und Beide traten alsogleich und entschieden seiner Meinung bei. Noch an diesem Tage eilte ein Adjutant des Fürsten, der Oberste Graf Paar, — derselbe, der später die Uebergabe von Paris mit unterzeichnete — zu dem Kaiser von Oesterreich nach Bar für Aube, um ihm das Beschlossene zu melden.""

Ich kann die Versicherung geben, daß mir diese Scene einige Male von dem Feldmarschall selbst mündlich mitgetheilt worden ist. Für diejenigen, die mich kennen, würde diese Versicherung ausreichen; wenn ich aber meinen unbekannten Gegner berücksichtige, so ist es billig, daß ich mich auf Lebende berufe. Ich habe dieß bereits gethan, indem ich den Obersten Grafen Paar nannte. Er lebt dermal in den Niederlanden. Die Zeit reicht nicht aus, seine Erlaubniß mir zu erbitten, ihn zur Beglaubigung meiner Erzählung öffentlich anführen zu dürfen. Diese Erlaubniß jedoch voraussetzend, nehme ich keinen Anstand, zu behaupten, daß er vier und zwanzig Stunden früher, als der Brief an Marie Louise im Hauptquartier anlangte (was am 23. gegen Mittag geschah), mit der Meldung, deren ich oben erwähnte, an Se. M. den Kaiser von Oesterreich abging. — Es ist also ganz irrig, daß der Zweck der Bewegung Napoleons nicht schon am zwei und zwanzigsten beachtet wurde.

„„Man ging nach Vitry. Es wäre möglich gewesen, daß Napoleon bei dem Marsche dahin keine andere Absicht gehabt hätte, als die Marne zu gewinnen, die er tiefer unten von den Preußen gesperrt erwarten mußte.""

Plotho sagt: „Es war noch immer ungewiß, ob sich das französische Kriegsheer nach Chalons oder nach

Vitry zurückziehe. Im ersten Falle war es als gewiß anzunehmen, daß es dem schlesischen Kriegsheere in die Hände fallen müsse, und eine Hauptschlacht, in welcher sich die beiden verbündeten Kriegsheere vereinigten, das Schicksal des Krieges entscheiden werde. Auch schien die Hoffnung begründet, es müsse die noch immer vor Arcis stehende feindliche Nachhut vom französischen Hauptheere getrennt, und mit großem Verlust gegen Paris zurückgeworfen werden.“ Und dann fragt er: „Lag dieß im Plane des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg?“ — Ich sehe in dieser Frage, so wie in der vorgehenden Aeußerung, daß Plotho nicht die Meinung des Recensenten theilt, als habe man im verbündeten Hauptquartier zwar den Zweck der Bewegung Napoleons am 21. errathen, aber nicht eher beachtet, bis der früher erwähnte Brief aufgefangen war, und einlangte. Ueberhaupt trägt die Sache schon in sich den Charakter der Unwahrscheinlichkeit, daß man einen Zweck so höchstwichtiger Natur errathen, und dennoch nicht beachtet haben solle! —

„„Hier aber vernahm man, daß er die Marne aufwärts nach St. Dizier marschirt sey, und diese Richtung ließ keinen Zweifel über seine Absicht mehr zu. Hätte sie es, so würde der von Tettenborn aufgefangene Brief des französischen Kaisers an seine Gemahlin das Räthsel jenes Marschalls hinlänglich gelöset haben. Darin gab der Kaiser sowohl seine Bewegung, als die Gründe derselben, in klaren Worten an.““

So lange nicht der wirklich geschehene Uebergang des Kaisers bei Vitry außer allem Zweifel war, mußte auf die Möglichkeit des Marsches nach Chalons noch immer Rücksicht genommen werden. Daher die am 22. Abends ausgegebene Disposition für beide Fälle (Plotho III.

339, 340). Das Gefecht des General Grafen Oscherowsky (23. mit Tagesanbruch), der den Park des Marschalls Macdonald im Zuge nach der Marne aufhob, und Befehle des Major-Generals an diesen Marschall fand, worin Napoleons Marsch nach St. Dizier angegeben war (Koch II. 92, Plotho III. 342), ließ dem Kaiser nun keine andere Absicht mehr unterlegen, als: daß er sich in den Rücken der Verbündeten werfen wolle. — Der Brief an die Kaiserin, der am 23. Mittags im Hauptquartier anlangte, klärte zuletzt Napoleons Absicht vollkommen auf, und alle diese Ereignisse zusammen bewiesen endlich, daß, da zugleich Meldungen von der Annäherung Blüchers einlangten, für die gewünschte und schon viel besprochene Bewegung nach Paris auch militärisch der Augenblick der Ausführung gekommen sey.

„„Diese Ereignisse beschleunigten den entscheidenden Entschluß .... Was bereits in Ausführung war, wurde am 23. März im versammelten Kriegsrathe und in Gegenwart der beiden Monarchen förmlich entschieden.""

Plotho irrt, wenn er die Einleitung zum Marsche nach Paris erst in diesem Kriegsrathe, der Nachmittags drei Uhr gehalten wurde, treffen läßt (S. 343). Koch ist darin genauer, wenn er sagt: Le généralissime, après une délibération où les généraux Radetzki et Diebitsch *seuls* prirent part, résolut de chercher à opérer sa jonction avec l'armée de Silésie, en longeant la Marne, *et expédia sur le champ l'ordre de marche aüx divers corps d'armée* ..... Pendant que ces colonnes marchaient, le Prince de Schwarzenberg voulant se décharger de la résponsabilité du *mouvement décisif qu'il venait d'ordonner* provoqua la réunion d'un conseil de guerre (II. 92). Diese Vereinigung

mit dem schlesischen Heere war aber der eigentliche erste Schritt zur Bewegung nach Paris, und dieser Schritt war bereits in Ausführung, bevor der Kriegsrath, der ihn bestätigte, sich versammelt hatte. — Das glückliche Zusammentreffen, daß, während das Hauptheer (am 23.) Blüchern entgegeneilte, dieser gleichzeitig sich dem Hauptheere zu nähern bestrebt war, hatte zur Folge, daß das Letztere nicht erst nach Chalons zu rücken nothwendig hatte, und daher schon am 24. der Marsch nach Paris angetreten werden konnte. Was um zehn Uhr Morgens auf den Höhen von Sommepuis entschieden wurde, war nicht mehr die Frage: ob man nach Paris marschiren soll? sondern nur jene: auf welchem Wege, überhaupt auf welche Weise dieß zu geschehen habe?

Noch mögen über die Vorfälle vom 21. bis 23. März zur Aufklärung und zum Belege für meine Behauptungen folgende Worte dienen, die ich aus Mittheilungen nehme, welche ich so eben von einem höheren General der österreichischen Armee erhielt; einem General, der in jenem Zeitpunkte dem Fürsten Schwarzenberg zur Seite stand, und, vermöge der Art seiner Verwendung schon, den größten Einfluß auf die Leitung der Operationen nahm.

Den 21. März N. M. „Klar und deutlich zeigte sich die äußerste feindliche Flügelcolonne auf dem Wege nach Lustré, die bedeutendere auf dem nach Vitry le français. Dem zufolge wurden augenblicklich auf der Höhe zwischen Arcis und Mesnil la Comtesse die Reserven über Lesmont auf das rechte Aube-Ufer in Marsch gesetzt, und die Befehle dem Obristen Rommer vom Pioniercorps zur Schlagung der Brücken bei Rammerie ertheilt. Der Zweck hievon war: mit beendetem Gefechte, nach Rücklassung des zweiten Armeecorps, die diesseitigen Armee-Theile bei

Dampierre zu vereinigen, dem durch den Marsch Napoleons bedrohten Punkte Vitry zu Hilfe zu eilen, sich mit der schlesischen Armee, die divergirend der unteren Marne zueilte, zu vereinen, die diesseitige Operationsbasis aufzugeben, sie auf die der schlesischen Armee zu gründen, und die Operationen gegen Paris nach Masse zu bewirken, als der Feind, derselben unbeschadet, an der oberen Marne abgehalten werden könne."

„In Folge dieses Planes sind auch die diesseitigen Armeecorps in Marsch nach Vitry gesetzt worden, konnten aber wegen der Entfernung und der Ermüdung der Truppen durch die vorhergegangenen Gefechte diesen Punkt erst am dritten Tage (am 23.) erreichen. Am 22., dem Tage nach der Schlacht von Arcis, da erst das 4. Armeecorps in der Umgegend von Dampierre eingetroffen, das 5. im Marsch dahin begriffen, die Reserve aber noch entfernt war, und der Fürst eben den Marsch einiger feindlichen Abtheilungen gegen Vitry beobachtete, theilte General Dibietsch denselben Nachrichten mit, durch welche die Richtigkeit unserer Ansicht und der getroffenen Maßregeln bestärkt wurde. Hierauf verfügte sich der Fürst eilends zu den noch in Pougy harrenden Souverainen (Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm), um solche von der Wichtigkeit der Beschleunigung des Marsches zu unterrichten. Von dort aus erstattete der Fürst die Meldung auch dem Kaiser von Oesterreich und eilte dann augenblicklich wieder zur Armee zurück. Während des Marsches nach Vitry, am 23., wo der Entschluß, die Operationen nach Paris zu führen, schon gefaßt war, und nur die näheren Nachrichten über die feindlichen Bewegungen noch eingeholt werden sollten, langte die

sichere Nachricht über die Absichten Napoleons an. Nun wurde von Sr. Maj. dem Kaiser Alexander die alsogleiche Ausführung des Marsches nach Paris verlangt, und dieselbe vom Fürsten um so mehr gleich zugegeben, als er selbst diesen Marsch schon ausgesprochen hatte."

„Der Fürst bewies, daß durch die Vorsendung Winzingerodes mit 10,000 Pferden gegen St. Dizier dem feindlichen Heere wenigstens drei Märsche abgewonnen würden. Dieser Vorsprung aber war nöthig, damit, wenn die diesseitige Armee vereint mit dem größten Theile der schlesischen auf den Höhen von Belle-Ville und Montmartre eingetroffen, das für Paris nöthig Erachtete am folgenden Tage eingeleitet werden, und am zweiten die Armee schlagfertig gegen das von Fontainebleau her erwartete Heer Napoleons den letzten und entscheidenden Schlag bewirken könne. Dem zu Folge wurde auch alles dahin Abzielende eingeleitet und ausgeführt."

„Aus diesem geht demnach hervor, daß die aufgefangene, öfters erwähnte Correspondenz Se. Maj. den Kaiser Alexander nur bewog, den schon früher beabsichteten Marsch nach Paris zu bewilligen und zu verlangen. Die Idee des Planes hiezu wurde jedoch schon zwei Tage vorher, nämlich an dem Gefechtstage bei Arcis, auf den Höhen von Mesnil la Comtesse ausgesprochen, und dort die dazu nöthigen Einleitungen bestimmt." — —

Ich glaube über diesen wichtigen Augenblick der Entscheidung des Marsches nach Paris Recensenten auch noch auf die Note zur Seite 79 des **Manuscrit venu de Ste. Héléne** (Leipzig 1817) aufmerksam machen zu müssen, welche, wenn ich nicht irre, von dem königlich sächsischen Gesandten zu Wien, Grafen Schulenburg-Klosterrode, herrührt, und der Wahrheit getreu ist. —

Recensent hat Recht, den Druckfehler herauszuheben, daß die Schlacht von Paris am 30., nicht aber am 28. März geliefert wurde. Ich kann ihm nicht freundschaftlicher dafür entgelten, als wenn auch ich ihm in eben dieser Zeile seiner Recension einen Druckfehler berichtige. Er sagt: „am 30. Mai.“ Es sollte heißen: „am 30. März.“ —

Eben so richtig behauptet Recensent, „daß die Stadt Wien dem Fürsten das Bürgerdiplom nicht nach dem Kriege, sondern im Monat Jänner 1814 überreichte, als das Hauptquartier in Vezoul in der Franche Comté war.“ — Um die Erzählung der Kriegsvorfälle, das strategische Ganze, welches ich mich zu geben bemühte, nicht durch Kleinigkeiten zu unterbrechen, sammelte ich die Zeichen der Anerkennung der Verdienste des Feldmarschalls in eine Stelle, und wies ihr den Platz nach Beendigung dieser Erzählung an. Ich hätte eben so gut die Tage anführen können, wann der Fürst diesen oder jenen Orden erhielt, wenn ich dieß für nöthig oder angemessen gehalten hätte. — Dagegen irrt Recensent, wenn er den 25. September 1814 als den Tag bezeichnet, an welchem das österreichische Gedächtnißkreuz zum ersten Male getragen wurde. Offiziere, und selbst einige Truppen-Abtheilungen, trugen es schon früher. An die Wiener Besatzung mußten vermög einem Handbillete des Kaisers vom 20. September Tags darauf mehrere tausend Kreuze vertheilt werden. Die Vertheilung geschah überhaupt nicht an einem und demselben Tage für das gesammte Heer, nicht einmal für den Theil desselben, der bei Wien stand. Bis zum 4. Oct. waren 23,990 Kreuze an diesen letztern vertheilt. Am 10. Oct. wurden dem Kriegszahlamte abermals 6000 Kreuze zur Vertheilung übergeben. So kam es, daß erst am 18. Oct. die gesammte Besatzung, allgemein mit diesem Kreuze betheilt, ausrücken konnte. —

Was den Operationsplan von 1815 betrifft, wovon Recensent sagt, „daß er besser unerwähnt geblieben wäre, weil er zwar auf Befehl des Fürsten, aber von einem in der Kriegskunst nicht sehr erfahrenen höhern Offizier entworfen" wurde, — so kann ich hier nicht die Absicht haben, die Meinung des Recensenten umzustimmen. Ich bin zu unbedeutend, über solchen Stoff zu urtheilen, und man könnte meiner Versicherung, daß ich an jenem Kriegsplane nichts auszusetzen finde, und ihn für sehr zweckmäßig, ja für weit zweckmäßiger halte, als jenen, der späterhin wirklich in Ausübung getreten war, obwohl der Erfolg ihn krönte, — unbescheiden oder schmeichelnd nennen. Wie nun die Sache immer steht, so kann man doch den Umstand, daß ich den Kriegsplan anführe, keine geschichtliche Unrichtigkeit nennen.

„Im Jahre 1815 rückten nicht die österreichischen Truppen am 17. Juli zum zweiten Male in Paris ein, sondern nur eine kleine Abtheilung als Ehrenwache. Eigentlicher hätte es also heißen müssen: „rückten österreichische Truppen u. s. w." — Diese Bemerkung der Leipziger Literatur-Zeitung gebe ich zu. Sie ist jedoch eben so wenig unter dem Titel geschichtliche Unrichtigkeit aufzuführen, und allerdings konnte diese Ehrenwache von 4 Grenadier-Bataillons, 28 Escadronen und 2 Batterien als Vertreter der österreichischen Armee, welche sich über ganz Süd-Frankreich, von Italien und der Schweiz bis an den Allier und die Loire, verbreitete, gelten.

„Endlich ist es auch bekannt, daß Bonaparte das Heer, mit welchem er im Jahre 1800 über den Bernhard ging, nicht bei Dijon sammelte, und dieses Gerücht nur ausstreuen ließ, um seinen Gegner zu täuschen (Leipziger Literatur-Zeitung)." — Mathieu Dumas, gegen dessen

Bürgschaft nichts eingewendet werden kann, sagt (Précis des événements militaires, Tome III.): „Trente mille furent immédiatement destinés à faire partie de l'armée de réserve, dont l'organisation, sous les ordres du général Berthier, venait d'être annoncée et dont le rassemblement était indiqué à *Dijon* (p. 24)." Obgleich nun gerade die anfänglich dahin bestimmten Divisionen sich nicht wirklich dort sammelten, indem diese Reservearmee nichts anders war, „qu'un grand dépôt intermédiaire (26)," wovon die marschfertigen Abtheilungen ohne Verzug zur Rheinarmee Moreau's abgingen: so sammelten sich doch alsbald andere Truppen in der Umgegend von Dijon: „d'un autre côté, les divisions françaises venues de Hollande, qui avaient formé l'armée de l'Ouest, et qui devaient faire partie de l'armée de réserve, furent d'abord dirigées sur Dijon (27)." — In dem Zeitpunkte, da Moreau über den Rhein ging, am 25. April, hatte Berthier vier Divisionen Fußvolk und eine Reiter-Division auf der Linie zwischen Dijon und Genf gesammelt, und als diese nach und nach ganz auf den vordersten Punkt derselben, Genf, gebracht waren, sammelte Vignolles abermals drei Divisionen Fußvolk und eine zweite Reiter-Division zu Dijon (p. 160), Bonaparte, als er endlich zur Armee ging, die schon auf der Angriffsbasis aufmarschirt stand, hielt sich zu Dijon nur einige Stunden auf, „pour y passer en revue les bataillons qui s'y formaient, et organiser l'état-major et le premier cadre d'une seconde armée de réserve, dont il donna le commandement au général Brune (165)." — Also nicht nur war Dijon der Punkt, von welchem aus die Rheinarmee auf 120,000 Mann gebracht wurde; auch die 60,000 Mann der Armee von Italien waren, von Dijon aus, nach den

Alpen gewendet worden. Wenn ich daher in den Denkwürdigkeiten sagte, daß Napoleon bei Dijon die Kräfte sammelte, „mit welchen er den Zug über die Alpen und auf das Feld von Marengo that“, so verstand ich freilich nichts anders darunter, als was ich eben hier aus Dumas anführte, und nicht meine Schuld ist es, wenn Recensent mir die Behauptung unterschiebt, als hätte ich wirklich geglaubt, daß diese 60,000 Mann in der Umgegend von Dijon gleichzeitig versammelt waren, und etwa ein Lager bezogen hatten, wie wir fünfzehn Jahre später. —

Ich glaube somit meine Beantwortung schließen zu dürfen. Wenn ich selbst über mein Buch eine Beurtheilung zu schreiben hätte, so würde sie gewiß strenger seyn, als die der Leipziger Literatur-Zeitung, aber ganz andere Punkte anfechten. Die Mängel, die ich anzuführen mich dann genöthigt sehen würde, nähmen vielleicht nicht geringeren Raum ein, als das Buch selbst. Um dieß aber begreiflich zu machen, müßte ich noch einen dritten Band dazu geben. Der aber enthielte die Gründe, warum ich diese Mängel zuließe. —

Fürst Joseph von Schwarzenberg.



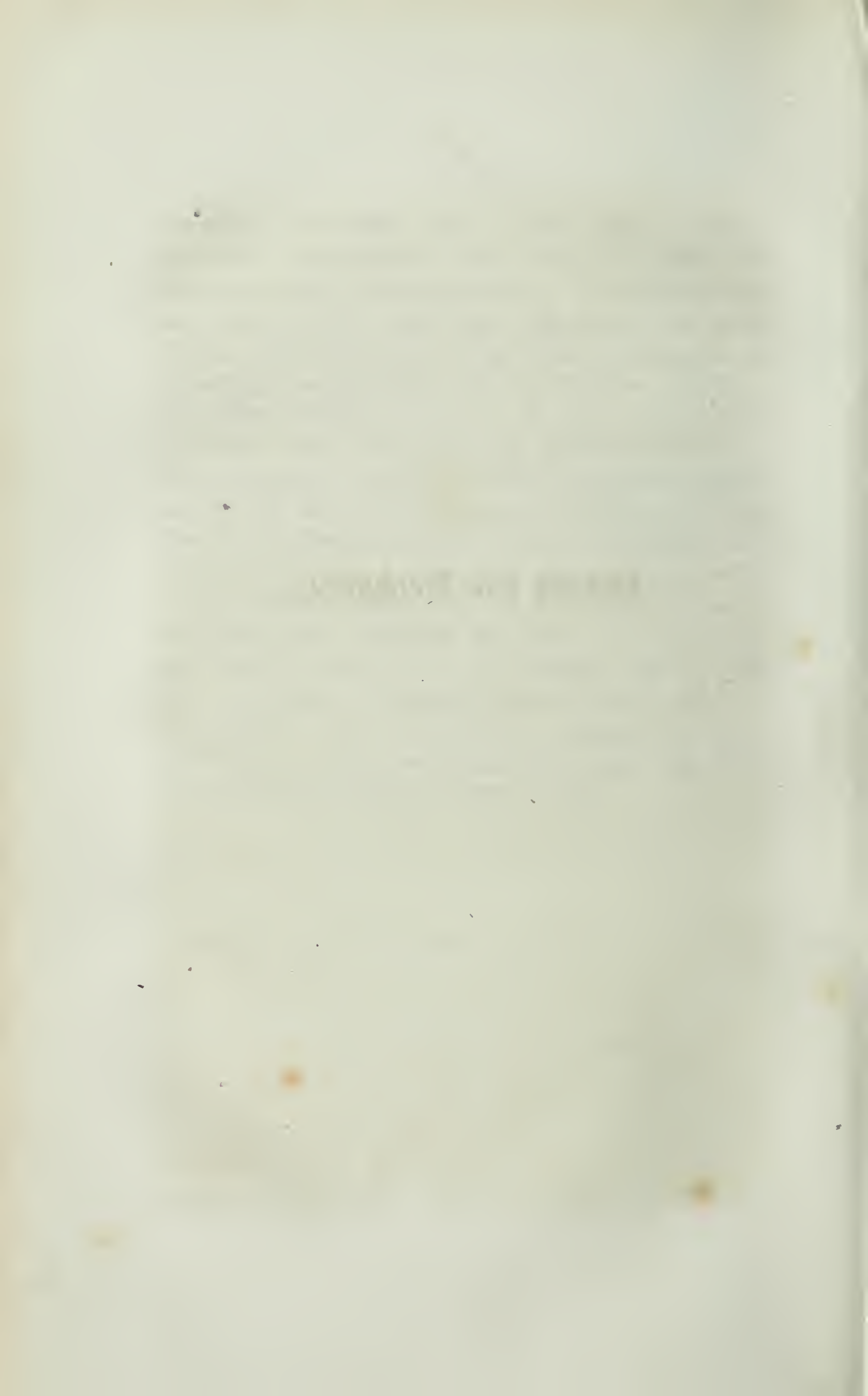
Nekrolog.

Wien, 21. December.

Oestreich hat so eben einen sehr empfindlichen Verlust erlitten, den des regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg, ältern Bruder des Helden, der Europa's Heere auf den Feldern von Leipzig befehligte und wenige Jahre darauf eben dort sein ruhmvolles Leben beschloß. Die Klasse von Männern, welcher Fürst Joseph angehörte, verdünnt sich mehr und mehr, und mit ihr wird eine der stärksten Wehren brechen, die sich dem Andrange der niederreißenden Fluthen der Zeit entgegenstellen. Eben deßhalb ist der Verlust eines solchen Mannes nicht bloß auf die Familie, auf die zahlreichen Anhänger und Freunde, auf das Land, auf den Staat, dem er angehörte, beschränkt, er ist allen Freunden der Ordnung, allen denen, die in den Reihen der Vertheidiger des Rechtes stehen, ein höchst empfindlicher. Besitzer beträchtlicher Theile von Böhmen und großer Güter in andern Provinzen und Ländern, stand er überall, wo es sich um Opfer für das Vaterland galt, mit mächtigem und edlem Eifer voran, und stützte den Thron seines Kaisers durch das unverletzte Beispiel der innigsten Ehrfurcht, Liebe und redlicher Hingebung. Mild, theilnahmsvoll, einer ausgebreiteten Industrie Stifter und Beförderer, vieler Wohlthätigkeitsanstalten Vorstand, ein glänzendes Muster

unverrückter Redlichkeit, offen, wahr, gerade, erfahren, unterrichtet und verständig, dabei angenehm, heiter, jede Bestrebung, jedes Talent würdigend, ein trefflicher Gatte und Vater, ein edler Fürst seiner Unterthanen, ein großer Bürger des Staates, war er das Glück der Seinigen, ein Gegenstand der Verehrung für alle Redlichen. Wenn er seine Güter bereisete, so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; Alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück so wie den Jammer verstand, und der für beide zu Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werkthätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er Alle an sich und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit welcher er zu den Seinigen niedersah. So stand er, eine Wahrheit aus alter Zeit, da — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen seyn wird, mit Recht wie nach einer Heimath von Frieden und Glück mit vergeblichem Verlangen blicken werden.

Herzog von Reichstadt.



Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt.

Von einem seiner Freunde.

Wien, 1. October 1832.

Sie wünschen, Sie erwarten von mir einige Worte über den so früh geschiedenen Jüngling, der von der Tochter des ältesten Kaiserhauses und von dem gewaltigsten Manne der Zeit, auf dem mächtigsten Throne Europa's geboren, die Hoffnungen, die Wünsche, den Ruhm und die Kraft einer neuen Dynastie und mit ihr die Wiederbelebung der wichtigsten Elemente der Ordnung schon durch seine Geburt zu verbürgen schien, und welcher, den Einsturz eben dieses Thrones und das Zerfallen des Kaiserreiches, die Verbannung und den Tod des Vaters, den Sturz seiner ganzen Familie und seinen eigenen überlebend, arm an Wirklichkeit, reich an Erinnerung und an Hoffnung, mitten in der Blüthe wie eine Blume brach, wie der letzte Funke eines riesigen Brandes, wie ein heller Stern am wolkenschweren Himmel erlosch.

Ich füge mich Ihren Wünschen, und will sogar zugeben, daß mein Herz mich hiezu verpflichte; aber es wird mir schwer, ein Leben zu schildern, das noch ganz in der Knospe geborgen lag, und das, weil es von außen auch einem gewöhnlichen Auge leicht verständlich schien, dem

oberflächlichen Urtheile um desto schwerer erreichbar bleiben mußte. Ein Charakter, der überdies so streng in sich abgeschlossen und so wenig nach Lob, Schmeichelei und nach dem, was man nur durch Heraustreten aus sich selbst erkaufen kann, verlangend war, wie der des Herzogs von Reichstadt, ist doppelt schwer zu schildern, weil, wer sich damit befaßt, durch die Besorgniß von Mißverstand und Widerspruch von Seite Vieler, an deren Urtheile ihm liegt, befangen und gelähmt ist.

Ich will es darauf ankommen lassen, und sprechen, wie ich denke. Ich will Niemanden gefallen damit, sondern der Forderung genügen, die ich, durch Sie veranlaßt, an mich selbst stelle. Ich verlange von der Kraft der Sprache nur ihre Wahrheit, nicht ihre mißbrauchten Bilder, nicht ihre abgenützten Wendungen, nicht die aus kunstreicher Zusammenstellung der Worte bereitete Ueberraschung, mit welcher gewandte Stylkünstler die Armuth ihres Stoffes zu verkleiden verstehen.

Ich sehe ihn vor mir in seiner jugendlichen Gestalt, schlank und groß, in Haltung und Bewegungen voll Würde, voll Unbefangenheit und Maß, gelenkig und gewandt durch die ritterlichen Uebungen aller Art, in denen er Meister war, und doch voll der Ruhe, die aus dem Ernste seines Gemüthes hervorging. Ich sehe dies schöne Antlitz von blonden Locken umspielt; dies blaue Auge voll Wehmuth und Glut; diese Nase voll Feinheit; diesen Mund, vom Lächeln nur sanft bewegt; diese Wangen voll jugendlicher Fülle; dies Antlitz überhaupt, worin die Züge des Vaters und der Mutter sich vermählten, Züge, mit denen das letzte Denkmal einer Epoche in Staub sank, die schon seit zwanzig Jahren der Geschichte verfallen ist. Ich höre diese Stimme, die oft in so strengen Worten sich kund gab, und oft mit

so weicher Beugung dem Ergusse der Seele zum Ausdruck und Leiter ward. Denke ich dieses Bildes, so genügt es mir, um für die Liebe der Tausende aus den Bewohnern dieser Stadt, die den Prinzen nur aus der Ferne gesehen hatten, und doch wie vom Zauber seiner Gestalt ergriffen und fortgerissen wurden, die zureichende Erklärung zu finden. Die aber, die ihm seinen Vater zum Verbrechen machten, und die Liebe, die Bewunderung für denselben im Sohne verdammten, oder ihn ob der Empfindungen, für deren Nothwendigkeit sie durch ihre Voraussetzung den Beweis liefern, anklagten, — was soll ich denen sagen? — für diese Wenigen schreib' ich ja nicht.

Er liebte seinen Vater, ja — er bewunderte ihn, er betete ihn an; Welt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft studirte er in diesem Vorbilde. Neben dieser Liebe nährte er eine nicht minder innige in seinem Herzen: die für seinen kaiserlichen Großvater. Sah er in Jenem das Vorbild für seine Thätigkeit, so liebte er in Diesem das Gesetz für sein Herz. Seine Augen glänzten, seine Lippen brannten, wenn er über Diesen und über Jenen sprach. Der lange, unversöhnliche Kampf Beider unter sich, und der Untergang des Einen durch den Andern beirrten seine Gefühle nicht. Er sah und achtete hierin die höhere Hand, welche die Könige leitet und die Reiche und Völker segnet oder bricht.

Man hat die Fabel erfunden, daß dem Prinzen Name und Schicksal seines Vaters ängstlich verborgen worden seyen. Viele haben, aus Leidenschaft mehr denn aus Thorheit, diese alberne Lüge geglaubt. Nicht das Unglück, nicht der Adel der Geburt schützten ihn, da er noch Kind war, vor den Lästerungen der Bosheit! Während er aufwuchs zum Jünglinge, schrien ihre heisern

Stimmen, daß er verstümmelt, verschnitten, zum Thiere erniedrigt werde. Mit Schwermuth hing oft sein Auge auf solchen, in Tagblättern und Flugschriften ausgestreuten Nachrichten. Nicht die Lästerung war es, die ihn kränkte; sie diente ihm ja vielmehr, als sie schadete; aber er sah daraus, was es mit dem Urtheile der Mitwelt oft für eine Bewandtniß hat und wie verderbt und verächtlich nicht selten die Wortführer der öffentlichen Meinung sind, die so viele Schonung für sich fordern, damit sie desto weniger zu gewähren genöthiget sind.

Als Kind mit einem Namen gekrönt, mit welchem, vor bald zweitausend Jahren, die Herrschaft der Welt überschrieben war, so kam er auf den Armen der Mutter zu uns. Der Thron seines Vaters war eingebrochen unter den Lasten, die dieser selbst darauf gehäuft hatte; die Thronwiege des Sohnes, die auf dessen Stufen stand, war mit demselben gefallen. Der Tochter, da sie in das kaiserliche Vaterhaus zurückkehrte, breiteten sich die Arme des Vaters entgegen. Diese Arme umfingen auch den Enkel und hielten ihn mit Liebe bis zum Tode fest. Wie der Absicht einer sorgfältigen Erziehung am zweckmäßigsten entsprochen werden könnte, beschäftigte den Hof, der nun des Prinzen Heimath war, und er wurde zu diesem Zwecke einem Manne übergeben, der, an der Spitze mehrerer wissenschaftlicher Anstalten, die Vorzüge einer reichen Bildung mit dem Adel der Geburt und der wärmsten Anhänglichkeit für Monarch und Vaterland verband. Unter dessen Leitung, von ausgezeichneten Lehrern umgeben, entwickelten sich die Kräfte des Prinzen, bildete sich sein Herz und bereicherte sich sein Kopf.

Mit seinen Erinnerungen lernte er auch seine Verpflichtungen kennen und fühlen. Mit gleicher Liebe umschloß

er Beide, und verband so unter sich in seinem Gemüthe zwei widerstrebende Elemente, deren Kampf, nach meiner Ueberzeugung, seinen frühen Tod mächtig beförderte.

Wäre möglich gewesen, was der Lügengeist der Zeit so oft als wirklich verkündete, dem Jüngling bis in's Alter der Kraft seinen Ursprung zu verbergen, so würde dies für ihn die größte Wohlthat, würde das Geschenk der weisesten Liebe gewesen seyn. Ohne dem nothwendig mit ihm aufwachsenden Zwiespalt im Herzen hätte sich das angeborne Uebel in ihm, wie ich glaube, weniger schnell oder nicht entwickelt, und sein Körper vielleicht die Reife für ein langes und kräftiges Leben erlangt.

Ich will damit nicht gesagt haben,, daß in diesem Zwiespalte der einzige Grund der Beschleunigung seines Todes gelegen und nicht ein unglücklicher Verein von Umständen auf dieselbe Weise gewirkt habe. Der schnelle Wachsthum des Prinzen war zugleich eine Folge und eine Förderniß der Krankheit, welcher er zuletzt erlag. Während nur eine große Sorgfalt und Achtsamkeit ihn über die traurige Klippe wegführen konnte, geschah Vieles, was dem Uebel geradezu in die Hand arbeitete, was aber größtentheils aus dem Willen des Prinzen selbst hervorging, diesem eisernen Willen, den zu beugen nur die mildeste Hand verstanden hätte. Dahin gehörten die Anstrengungen auf dem Exercirplatze, die Jagden, das Reiten durch mehrere Stunden mehrerer Pferde nacheinander, selbst die Entbehrung von Schlaf, der seinem Körper so nothwendig war, und die in den letzten beiden Jahren, wo er die Gesellschaft zu besuchen pflegte, leider nicht selten eintrat.

Als im Frühsommer des Jahres 1830, während des Aufenthaltes des kaiserlichen Hofes in meiner Vaterstadt, die Vorsehung mich mit dem Prinzen zusammenführte und

ein schnell errathenes, wechselseitiges Vertrauen uns schon in den ersten Stunden verband, wie erstaunte ich über die Kenntnisse, über das Urtheil, über die besonnene Lebendigkeit, über den Schwung der Ideen des Jünglings, und wie beschämt fühlte ich mich in mir selbst, auch in dieser Beziehung, wie in so mancher anderer, dem oberflächlichen Geschwätze der Tagblätter nicht immer widerstanden zu haben. Die erste Stunde überzeugte mich, daß der Prinz früh seinen Vater gekannt und gewürdigt hatte — früh über sein Schicksal und über seine Zukunft — früh über die größten Fragen, welche von jeher Könige und Staatsmänner beschäftigten oder beschäftigen sollten, nachzudenken bestrebt gewesen war; — daß er den politischen Stand der Reiche, ihre Beziehungen unter sich, ihre Kräfte, Mittel, Richtungen und Absichten mit immer nahem Blicke verfolgte; — daß er die Geschichte, dies Steinbild des Künstlers, zu beleben, Epoche mit Epoche und Volk mit Volk zu vergleichen verstand. Eine gewisse Unbehaglichkeit im Beschränkten und Gemeinen — eine schnelle und immer gleiche Entzündbarkeit durch alles Höhere, Ungewöhnliche, Große, — eine Gutmüthigkeit, welche selbst, wo er tadelte, noch Platz fand, ohne deßhalb sein Urtheil zu beeinträchtigen, — ein edler Ehrgeiz, durch ein rührendes Mißtrauen in sich selbst gemildert und gebunden, eine große Sicherheit in Beurtheilung und Behandlung der Menschen der verschiedensten Art, fielen mir damals in die Augen, und ich habe diese Eigenschaften während meines späteren, vielen Zusammenseyns mit dem Prinzen fortwährend in ihm herrschend gefunden.

Als der Sturz der ältern Linie der Bourbone in den Julitagen desselben Jahres ganz Europa erschütterte, und bald in verschiedenen Reichen die Revolution den Bau des

Bestehenden bedrohte, zitterte die allgemeine Erschütterung in seinem Busen nach und der Ernst seines Gemüthes verdoppelte sich. Eifriger als zuvor noch sog sein Geist Alles in sich, was Achtung und Haß, Leidenschaft für und Leidenschaft gegen den mächtigen Cäsar, seinen Vater, in hundert und wieder hundert Blättern und Büchern gesprochen hatten, und er suchte mit starkem Blicke die Mittel hervor, mit welchen es diesem Manne gelungen war, die Hyder der Revolution in ihren Zeugungskräften zu schlagen. Sein Vater war ihm die Axe seiner Gedankenwelt. Das Auge auf das Bild desselben geheftet, das, von Gerard gemalt, über seinem Bette hing, sann er oft stundenlang über die Erscheinungen der Gegenwart nach, und nahm aus der Vergangenheit nunmehr ihre Anwendbarkeit auf diese. Mit einer Ruhe im Urtheil, weit über sein Alter, und mit einer Unbefangenheit, weit über seine Lage, folgte er in den Tagblättern und Flugschriften, die er sorgsam durchlas, dem Kampfe der Parteien, und steckte jeder die Zeit ihrer Dauer und das Ziel ihrer Bewegung.

Er entnahm für sich aus dem Zustande der Welt die Regel, daß er sich bereiten müsse ohne Rast und Ermüdung. Er zweifelte nicht, daß ihn das Schicksal zurückführen werde, woher es ihn, vielleicht damit er durch Unglück und Entbehrung der Stelle würdiger werde, genommen hatte. Eine Bangigkeit ohne Gleichen befiel ihn oft mitten in den so verzeihlichen Träumen einer ruhmvollen Zukunft. Er blickte auf sich zurück — auf seine Jugend — seine Unerfahrenheit; er zitterte, daß die Zeit ihn ereilen könnte, bevor er derselben noch gewachsen wäre.

So lebhaft sein Wunsch war, den Thron seines Vaters zu besteigen, so wenig verlockte ihn der Ruf der Haufen in den Straßen von Paris, die seinen Namen als Fahne

der Unordnung vorantrugen. Er blickte nach den alten Waffenbrüdern seines Vaters — er suchte und zählte sie, aus der Enge seines Zimmers zu Wien oder Schönbrunn, Frankreich wie ein Feld überblickend, sowie der Feldherr die Fahnen zählt am Vorabende der Schlacht. Er rechnete wenig auf die Familie seines Vaters, — wenig oder gar nicht auf verdecktes Spiel der Partei, die man die seinige nannte, — aber er rechnete mit Zuversicht auf die Nothwendigkeit, die nach seiner Ansicht für Frankreich wie für Europa bestand; er hoffte, daß der Wunsch von Frankreich ihn dahin zurückführen und alle Mächte Europa's diesen Wunsch billigen würden.

Mit solcher Meinung im Herzen ging er den Männern von Rang und Bedeutung entgegen, die in den letzten Jahren sich ihm zu nähern bemüht waren. Ich will darunter des Marschalls Marmont insbesondere erwähnen, weil sein Verhältniß zu ihm von Manchem mißdeutet worden ist. Abgeneigt, aus einem richtigen Takte in Beurtheilung der Welt, die Anklagen der Leidenschaft nach ihrem ganzen Umfange für wahr zu halten, und die Macht der Umstände, die von dem Willen des Menschen unabhängig ist, anerkennend, theilte er die Meinung der Mehrzahl der Freunde seines Vaters über diesen Mann nicht, aber es entging ihm eben so wenig, was die Rücksicht für diese Meinung von ihm verlangte oder künftighin verlangen würde. Wenn er ihn empfing und mehrmals sah, so hatte dies zunächst seinen Grund in dem Wunsche des kindlichen Herzens, über die Jugend seines Vaters und über dessen Wenigen bekannte Eigenheiten von dem ältesten Waffengefährten desselben Nachricht zu erhalten; dann auch darin, eine Stimme zu gewinnen, die bis nach Frankreich tönen und dort die falschen Gerüchte über seine

Erziehung und Wesenheit berichtigen helfen könnte. Im ersten Sinne sagte er dem Marschall, als dieser einmal den Vorwurf berührte, der ihn trifft: „Ich sehe in Ihnen nur den ältesten Waffengefährten meines Vaters.“ Es ist bekannt, daß er ihm sein Bild zum Geschenke sandte. In welcher Gesinnung er dies that, legen einige Verse aus der Phädra des Racine an Tag, von denen er den ersten den Umständen gemäß abänderte. Er schrieb nämlich die Stelle darunter:

„Amené près de moi par un destin sevère
Tu me contais alors l'histoire de mon père,
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix
S'échauffait au recit de ses nobles exploits.“

Es lag in seiner Natur und in seiner Klugheit, die Verehrung für die Erinnerung an seinen Vater bei jeder Gelegenheit voranzustellen. Als ihn ein französischer Offizier einst um eine Zeile in sein Stammbuch bat, gab ihm der Verstand seines Herzens schnell die Worte ein: **Quand vous reverrez la colonne, présentez-lui mes respects!**

Die Bemühungen der Anhänger seines Vaters, um Oesterreich, nach den Julitagen, zu vermögen, ihnen den Sohn Napoleons zu überlassen, waren ihm in ihrem Zusammenhange und in ihrer Ausdehnung unbekannt geblieben. Sie berührten ihn nur mit einigen Spitzen, die ungeschickt genug gewählt und nur von der Art waren, ihn abzuschrecken, statt zu locken. Sie warfen dennoch in seine Seele einen Brand, der alle verhaltene Sehnsucht entzündete, und trugen nicht wenig bei, das letzte Jahr seines Lebens zu verbittern. Feind jedem verborgenen Umtriebe, sprach er sich offen über das, was in seinem Innern vorging, gegen seinen Großvater aus. Er hielt die Zeit noch nicht reif für seine Stunde, und beschränkte sich darauf, nichts gegen

diese, die er mit Zuversicht erwartete, zu thun. In solcher Gesinnung erklärte er sich fest, gegen Frankreich nicht die Waffen tragen zu wollen, — ein Entschluß, der ihm, bei seiner angebornen Kriegslust und bei der Ansicht, daß ihn kriegerische Auszeichnung mehr als irgend etwas den Franzosen empfehlen würde, viele Kämpfe des Gemüthes kostete, für welchen jedoch seine innerste Gesinnung und der Buchstabe des Testamentes seines Vaters jederzeit entschieden.

Kriegslust . . . . Ist dieser Drang nach Kampf, Gefahr, kriegerischer Ordnung und nach allen Erscheinungen, welche der Krieg mit sich bringt, nur das Ergebniß des Müßigganges, des Hochmuthes, des Mangels an Herz und Kopf, wie verächtlich erscheint diese Eigenschaft! — Bei dem Prinzen sprang sie aus der tiefen Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser Geisel und des Verdienstes, sie mit Verstand zu schwingen. Er gehörte unter die geringe Zahl derer, die, ohne das Untergeordnete zu verkennen oder zu verachten, demselben nicht unterthänig waren; und dieß Verdienst ist ganz sein! — Er war mit allen Eigenschaften eines Feldherrn geboren, und hatte mehrere derselben auch bereits auf eine erstaunliche Weise ausgebildet, darunter rechne ich seinen strategischen Ueberblick. Wer wie ich in der Lage war, mehrere der vorzüglichsten militärischen Werke ganz oder zum Theil mit ihm durchzugehen, wie z. B. des Erzherzog Karl Feldzüge von 1796 und 1799, Jomini traité des grandes opérations, das treffliche Werk des Vaudoncourt über den Feldzug 1812, die Feldzüge Eugens, Türennes, Montecuculis u. s. w., dem ist es auch erlaubt, die Bewunderung zu bekennen, mit welcher er ihn oft den Gang dieser Feldzüge entwickeln, die Operationen mit Bemerkungen begleiten, Meinungen für und Meinungen gegen vertheidigen, und eigene Ent-

würfe auseinander setzen hörte. Solche Gegenstände gaben seiner Zunge eine hinreißende Beredtsamkeit — sein Auge strahlte mit erhöhtem Lichte — seine Gedanken wurden schnell wie Blitz. Gespräche dieser Art waren ohne Zweifel seine glücklichsten Stunden im Leben. In seinen Studien verfolgte er bis auf die letzten Spitzen hinaus alles, was sich auf das Kriegswesen bezog; er fühlte, daß der Degen sein Titel und sein Scepter sey. Er besaß in hohem Grade die entscheidende Gabe, ohne Berechnung in seinen Worten, oder in seinem Benehmen, die Meinung des Soldaten zu fesseln. Wenn er auf dem Exerzierplatze erschien und die Fronte hinunterritt mit seinem Auge voll Kindlichkeit und Strenge, dann war nicht ein einziger Mann im Gliede, dessen Herz nicht in der Ueberzeugung schlug, daß dieser Jüngling einst sein Führer zum Siege seyn werde. Der Ernst, mit welchem er den Dienst seines Bataillons betrieb, war ein Vorbild der Weise, in der er einst eine Armee leiten würde. Er hätte sein Regiment zum ersten der Armee gemacht, und seine Armee zur ersten von Europa. Aus diesem Gesichtspunkte genommen ist sein Verlust für Oesterreich gewiß kein geringer.

Er erkannte genau den Unterschied zwischen Handwerk und Kunst in der Natur des Kriegswesens, und verstand die Gründe zu entwickeln, warum sein Vater mit 26 Jahren ein größerer Feldherr war, als dessen in den Waffen ergraute verständige Gegner. Das strategische Netz eines Feldzuges zu entwickeln, diese sichere Probe des Talentes, war sein natürlicher Trieb. Wenn auch die Lösung eines Feldzuges über mehrere Wochen gedehnt war, so kostete es ihm nur wenige Minuten Nachdenken, um die strategische Geschichte desselben auf so streng folgerechte Weise zu entwickeln, daß von ihm kaum ein Wort zu viel und keines

zu wenig dabei gesprochen wurde. Die Lieblingsaufgabe, die er sich gemacht und bereits begonnen hatte, war die strategische Geschichte der Feldzüge seines Vaters. Er wollte sie bearbeiten, aber dann erst bekannt geben, wenn er selbst so viel geleistet haben würde, daß er dieß, ohne sich dem Vorwurfe der Anmaßung auszusetzen, thun hätte können.

Die Commentare des Cäsar und der Rückzug der Zehntausend gehörten unter seine Lieblingslectüre. Der Feldherr des Alterthums aber, den er am meisten bewunderte, war Hannibal ob der Kühnheit seiner Unternehmungen. Der Prinz wußte mit Gewandtheit und Wärme die Fehler zu entschuldigen, die demselben gewöhnlich gemacht werden. Unter den Neueren bewunderte er Wallenstein nicht ob dem, was er that, sondern ob dem, was er konnte. Auch Eugen erfüllte ihn mit Bewunderung, mehr noch Friedrich, am meisten sein Vater. Mit einem in dem Jüngling ohne Erfahrung fast unerklärbaren Takte wußte er das Verhältniß in den militärischen Leistungen und die Einwirkung fremder Kräfte zu würdigen, die nicht selten den großen Feldherrn zum unglücklichen und die klügsten Pläne in der Ausführung scheitern macht.

Es war in ihm Natur, sich nicht mit dem Scheine zufrieden zu stellen und die Anwendbarkeit jeder Sache zu prüfen. In jeder Wissenschaft war ihm die Geschichte derselben das Wichtigste, und eine von seinen Freunden so oft bekämpfte Ungeduld — ein Vorgefühl seines kurzen Lebens möcht' ich sie nennen — riß ihn von dem Stoffe des Wissens zu dem Geiste desselben hinüber. Selbst die Geschichte galt ihm nur wieder nicht als Aufzählerin der Thatsachen, sondern als Markstein, an dem der Geist der

Völker und der Einzelnen sich kund gibt. Zuletzt war ihm die ganze Vergangenheit nur Unterlage der Gegenwart, und wenn er sich, bei seiner Jugend, aus Mangel der Elemente manchmal im Urtheile irrte, so versprach die zusammenfassende Kraft seines Geistes, dieß in ihm so hoch gesteigerte und verhältnißmäßig so früh entwickelte Einigungs- und Vergleichungsvermögen, eine praktische Brauchbarkeit, eine Zuversicht und Unabhängigkeit des Urtheils, welche unter den Elementen großer Charaktere in der vordersten Reihe stehen.

Abgewandt, fast mehr als es seine Jugend zuließ, den Spielen der Phantasie, war sein eigentliches Feld die Wirklichkeit. Er liebte Poesie und schöne Künste nicht, d. h. er fühlte sich durch sie nicht angezogen. Wenn er dennoch Ossian las, so geschah es aus Religion für seinen Vater; wenn er von den Scenen der Ilias ergriffen wurde, so hatte er doch die Meinung, daß in Prosa dieselbe Handlung sich noch besser hätte schildern lassen; wenn er Schillers Wallenstein liebte, so war es der soldatische Geist dieser Dichtung, der ihn anzog. Die Wirklichkeit zu erforschen und auf sich anzuwenden — aus jeder Wissenschaft das für die Zeit und die Welt Gültige herauszuheben — in jedem Menschen seine Brauchbarkeit als Soldat oder Staatsbürger zu betrachten, das war seine natürliche Richtung, sein eigentliches Streben, und darin hatte sein Urtheil bereits eine Schärfe erlangt, die ihn weit über die Jünglinge seines Alters erhob. In dieser Befähigung lag eine reiche Zukunft. Sie ward ihm nicht. Die Vorsehung verweigerte ihm, außer sich zu werden, was er bereits in sich war. Wäre der macedonische Alexander in seinem zwanzigsten Jahre gestorben, was hätte man von ihm sagen können? —

Eine tiefe und zunehmende Schwermuth, eine oft fieberartige Ungeduld, ein rührendes Verzagen an sich selbst gehörten unter die Stimmungen, die für das Auge des Freundes häufig in dem Herzog zum Vorschein kamen. Er kämpfte gegen diese Feinde durch körperliche Uebungen. Er wurde viel mißverstanden. Das umzog sein Gemüth mit Schanzen und Pfahlwerk; — aber alle Thore flogen auf, wenn er sich verstanden wußte, und er warf sich mit der kindlichsten Innigkeit und mit dem edelsten Vertrauen dem Manne in die Arme, den er liebte. Da war auch die Mißgunst, der Neid, die üble Nachrede, die Verläumdung nicht stark genug, um es zu erschüttern. Wie sehr verdiente er Freundschaft! Wie niederträchtig wäre es gewesen, aus Menschenfurcht oder um äußerer Vortheile willen diesen Glauben ihm zu nehmen!

Ein unerschütterlicher Grund von Rechtlichkeit lag in seiner Seele, und keine Krone der Welt hätte ihn zu einer Handlung gebracht, die sein Gewissen verdammte. Man hat oft die Frage gestellt, ob er sich jemals hätte verleiten lassen, aus Oesterreich zu entweichen, um nach Frankreich zurückzukehren? — Ich glaube, ja, in dem Falle nämlich, daß sein Verstand über die Mittel zum völligen Gelingen dieses Gewaltstreiches beruhigt gewesen wäre. Dieß edle Herz, das so oft in meine Brust die Gedanken niederlegte, mit denen es fühlte, erwog diesen Fall nicht selten, und seine Ansicht von den Vortheilen, welche dem Kaiserthum Oesterreich aus der Besetzung des französischen Thrones durch ihn erwachsen müßten, war so entschieden, daß ihn die Liebe zu Oesterreich zu einem solchen Schritte wohl getrieben, nicht aber davon abgehalten hätte. Seine Liebe zu Oesterreich war einerlei mit der für seinen kaiserlichen Großvater. Wenn er an der Spitze seines Degens oft

eine Krone sah, so hätte er auch seinen Körper über Oesterreich als Schild geworfen. Der Gedanke, für diese zweite Heimath ein anderer Eugen zu werden, wiegte sein Herz in ruhigern Stunden in Befriedigung ein, aus der ihn die Vorempfindung der Unmöglichkeit dieser Rolle freilich herausriß.

Die Verehrung für seinen Großvater war auf die tiefe Achtung für dessen unangreifbare Redlichkeit und dessen vielgeübten praktischen Blick gegründet. Er war gewohnt, sich in jeder Stunde der Betrübniß oder des Zweifels an ihn zu wenden, und nie kam er ohne Beschwichtigung, ohne Trost von ihm. Er hielt ihm keinen seiner Gedanken vor — auch die kühnsten und keckſten nicht, und hatte das größte Vertrauen in dessen väterliche Liebe. In manchem aufgeregten Augenblicke hielten ihn die Worte dieses zweiten Vaters aufrecht. Wer die Geschichte seiner Gedanken und Empfindungen kennt, weiß auch die Kraft seiner Liebe für den Kaiser. Die Verehrung für die Meinungen, Rathschläge, Ansichten, Aussprüche desselben sprang aus der unbegrenzten Achtung für dessen Charakter.

Er hatte Jugendgenossen — er hatte Männer, die er achtete — er gehörte unter Diejenigen, welche diese oder jene Eigenschaft in einem Manne schätzen, ohne deßhalb für seine Schwächen blind zu seyn. So ernst seine Haltung gewöhnlich war, so innig und zart konnte er in Augenblicken der Hingebung werden, und diese erhielten um so höhern Werth, je sparsamer er mit Vertrauen überhaupt war. Diese schöne Seite seines Herzens zu enthüllen steht mir nicht zu. Die vielen und vielen Stunden, so verschieden an Inhalt und Farbe, in welchen, nach seiner Wahl, mir gegeben war, mit ihm zusammen zu seyn, sind ein Eigenthum meines Herzens, das ich durch Ausstellung an die Sonne zu mindern nicht Willens bin.

Viele, die seinen Vater kannten, haben Aehnlichkeit zwischen dem Herzog und ihm gefunden. In seinen Zügen lag sie und trat in der Wiege wie auf der Bahre überwiegend vor. In seiner Haltung und in seinen Bewegungen blitzte sie gleichfalls nicht selten auf, und wies auf die wichtigere Aehnlichkeit, die hinter der Hülle des Körpers in Geist und Seele lag.

Einer der merkwürdigsten Züge davon erschien mir immer die Langsamkeit der Auffassung, die aus dem Bedürfniß der Gründlichkeit hervorging, und eben so jene Schwierigkeit, durch viele Gegenstände, die Andern wichtig schienen, angesprochen zu werden. Weiß ich doch aus dem Munde der merkwürdigen Frau, die Alle überlebend, „Eltern und Gatten, die unhistorischen, dann die mächtigen Kinder, den Riesensohn, des Sohnes Sohn," der Frau, sage ich, die ihren Staub der ewigen Roma mischen wird, daß Napoleon als Knabe und Jüngling diese Eigenschaften bis zu dem Grade besaß, um von Manchen für blödsinnig gehalten zu werden. Diese Eigenschaften, welche nicht selten in der Eitelkeit der Welt unterzugehen pflegen, bürgen für das Urtheil, für den Takt der Unterscheidung, welcher der sicherste Leiter im Handeln, und mehr werth ist, als der Rath von hunderttausend Mittelmäßigen.

Er verweset! Seine Leiden sind ausgeloschen mit dem Lichte seiner Augen, — haben geendet mit dem Schlage seines Herzens. Er starb ruhig, wie der Vater auf jenem Felsen im Weltmeere, ruhig, wie der älteste Krieger auf seinen Waffen. Ob er gerne starb? Können Sie zweifeln? — Rief er nicht am vorletzten Tage — in der Stunde, da der einsamen Großmutter Segen in Thränen auf meine Hände fiel, — rief er nicht dem Tode als seinem einzigen Freund und Retter! — Was sollte er hier auf Erden? —

War sein größter Jammer nicht seine durchaus falsche Stellung, und gab es für diesen, der den Zwiespalt bis in das Innerste seiner Empfindungen, in alle seine Wünsche, Hoffnungen und Gedanken warf, ein anderes Ende? — War ihm vom Schicksale auch nur das Gewöhnlichste, das, was es dem unbedeutendsten Menschen nicht zu versagen pflegt, gegönnet? Durfte er seines Vaters Beispiel folgen? Er durfte ihn lieben, bewundern und unter der Last seiner Bewunderung und seines Schicksales brechen!

Bedeutungsloses Leben würde Hölle für ihn gewesen seyn. Wäre er aber selbst ein anderer Prinz Eugen geworden, und beschwichtigte ihn diese Hoffnung auch manchmal — war er nicht König von Rom geboren, und konnte er dies vergessen? Konnte er Wunder vergessen, die sich in langer Kette zusammenfügen mußten, um ihn auf dem Gipfel der Welt geboren werden zu machen, und die andern nicht minder zahlreichen Wunder, die es bedurfte, um ihn von dort bis auf diese Bettstelle zu werfen, auf welcher vielleicht der Traum seines Entstehens begann und wo er endete.

Aber hätte ihn die Vorsehung nicht in das Land zurückführen können, das ihn gebar? O lästern wir dieselbe nicht mit diesem Wunsche! Wenn sein Vater, mit dem Blitze des Ruhmes bewaffnet, umgeben von allen Helfern, die er sich selbst erzog oder die das Verhängniß ihm zuführte — wenn sein Vater mit der vieljährigen Uebung des Herrschers vor dem inneren Feinde zerbrach, wenn dieser Riese an Kraft und Gewohnheit vor dem schwachen Idol des politischen Wahnsinns in Staub fiel: wie hätte des Jünglings Hand das Schiff, dem Steuer und Gehorsam fehlen und dem alle Rippen morsch sind, im Sturme leiten können? — Zum Triumphe, ja, aber zum kurzen

Triumphe wäre der Sohn Napoleons in Frankreich aufgetreten. Welche Menschen hätte er gefunden? — Morsche Werkzeuge seines Vaters. Welche Elemente der Ordnung, des festen Baues? — Ein Chaos entbundener Kräfte. Nein, beklagen Sie ihn nicht um seine Ruhe! Solch ein Tod mitten in der reichen Erbschaft seines Vaters an Gemüth und Geist ist das würdige Ende. Und mußte nicht das Verhängniß erfüllt werden? Erst in seinem Sohne starb der Vater völlig.

Du bist heimgegangen, edler Prinz! Die Wiege und das Grab behandeln Dich als König. Ich sehe den Vater vor der dunklen Grabespforte stehen und Dir die Arme entgegenstrecken im lichten Lande der Freiheit, wo alle Zeit Gegenwart ist. Ich sehe die großen Krieger aller Völker und Jahrhunderte Dich als ihresgleichen begrüßen, die unzählbaren Schaaren, welche die Geschichte nicht kennt, von Licht zu Licht sich Dir entgegendrängen — die mächtigen Helden von Griechenland und Rom, den kühnen Punier, den Du so oft bewundertest, und seine hochherzigen Besieger — die gekrönten Gestalten der Habsburger, die ehrwürdigen Schatten derer, die zu Aachen Deutschlands und Frankreichs Kronen empfingen — die Wallenstein und Gustav Adolph — die Eugen und Friederich! — Tritt ein in ihre Schaar. Es gibt eine Krone, herrlicher als alle Kronen aus Gold und Steinen. Woraus sie geflochten, wer weiß das nicht? — Du hast sie männlich getragen! Dein Bild ohne Mackel schwebt vor uns wie das eines Heiligen. Die Geschichte zeichnet es auf ihre reinsten Blätter.

Memoiren des Grafen Montbel über den Herzog von Reichstadt.

Vom Rhein, im Februar 1833.

Vor Kurzem sind zu Paris die Memoiren des Grafen von Montbel über den Herzog von Reichstadt erschienen. Es gehört zur Ergänzung des Schicksals Napoleons, daß der Tod seines Sohnes in Frankreich keine einzige Stimme von Bedeutung weckte. Ein Franzose, aus der Heimath verbannt, ein entschiedener Freund der Bourbons, ein Märtyrer der Legitimität, erweiset dem Sohne des großen Mannes den letzten Dienst. Diese Erscheinung ist merkwürdig und verdient, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Wie kommt der Minister Carls X. dazu, der Biograph des Herzogs von Reichstadt zu werden? Die Dynastie Napoleons, also auch die Bonaparte'sche Partei in Frankreich, sind todt, und somit bei ihr nichts mehr zu suchen! Aber auch die politischen Antecedentien des Grafen Montbel leiten nicht auf die Vermuthung einer unlautern Absicht. Es ist also wahrscheinlich Achtung für den Vater und Interesse für den Sohn, was ihn zu dieser Arbeit vermochte. Aber was kann der Anhänger des antirevolutionairen Staatsrechts in Bonaparte achten? Das Verkörpern der Souverainetät in seiner Person — die Kunst des Regierens — den starken Arm des Monarchen —

überhaupt die Eigenschaften, welche, trotz Lafayette und Doctrin, Carl X., wenn er sie besessen hätte, auf dem Throne und Frankreich im Genusse der Segnungen des Friedens erhalten haben würden. In diesem Geiste ist auch das ganze Werk geschrieben, das man aus höherem Gesichtspunkte in die eigentliche Geschichte des Herzogs, und in die praktische Bewahrheitung der Grundsätze der Legitimität, als alleinige Basis der Gesellschaft — aus untergeordnetem aber in die Geschichte Bonaparte's in Beziehung auf seinen Sohn — und wieder in die Geschichte des Sohnes selbst eintheilen kann. Daß der Minister Carls X. nicht bloß durch eine Rührung seines Herzens bestimmt worden sey, sondern daß er hauptsächlich einen sich eben darbietenden, allerdings gewichtigen Beleg für sein System der Welt vor die Augen legen wollte, das dürfen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen; wir müssen vielmehr den Muth haben, zu gestehen, daß wir bei Durchlesung seines Werkes die unangenehme Ueberzeugung von dem Leichtsinne und selbst von der absichtlichen Perfidie so vieler unserer durch Freimüthigkeit sich auszeichnenden Blätter und Schriftsteller nicht ausstoßen konnten. Die Thatsachen, welche dies Buch aufführt, sind theils ihrer Natur nach, theils wegen der Quellen, aus denen sie genommen sind, von unläugbarer Wahrheit; — der Autor, stolz auf diesen Vortheil, begnügt sich mit dem Verdienste der Zusammenstellung, und liefert theils unumstößliche Thatsachen, theils führt er die Personen redend ein, welche ihm die Elemente lieferten. Diese Personen aber sind eben diejenigen, die den Herzog zunächst umgaben, seine Angehörigen, seine Erzieher, seine Vertrauten, — Personen, die sämmtlich leben und über jedes Wort, was er in ihren Mund legt, ihn Lügen strafen könnten. Wenn man also

an der Wahrheit der Angaben des Grafen von Montbel vernünftigerweise nicht zweifeln kann, was bleibt übrig von den Behauptungen derer, welche seit so vielen Jahren unabläßig bemüht waren, die Erziehung dieses unglücklichen Prinzen als eine absichtliche Verstümmelung — seine Umgebung als aus Obscuranten und Gefangenwärtern zusammengesetzt, ihn selbst als ein unwissendes Kind zu schildern? Wenn über den Sohn des außerordentlichsten Mannes der Zeit solche Unwahrheiten aufgetischt und geglaubt werden konnten, wie steht es mit andern Momenten der Zeitgeschichte, die nicht einmal so leicht zu erörtern sind, und worüber Blätter und Bücher, leider von denen, welche wir so gern am besten unterrichtet und lauterer Absicht glaubten, mit nicht weniger lebhaften Versicherungen in die Welt hinaus geschickt werden? Wir finden in diesem Buche, daß der Herzog mit der größten Sorgfalt und Liebe erzogen wurde, und daß der Kaiser sowohl als der Fürst Metternich ihm nicht nur die Geschichte seines Vaters nicht vorenthielten, sondern ihm alle Mittel an die Hand gaben, dieselbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und für alle Personen, die sich dem Herzoge näherten, als oberste Weisung überhaupt die Worte hatten: „Wahrheit und nichts als Wahrheit, aber die ganze Wahrheit!" — Eine der interessantesten Stellen ist ohne Zweifel diejenige, welche die Bemühungen des Fürsten Metternich für die Bildung des Herzogs und die Anerkennung dieser Bemühungen von Seite desselben, durch die Achtung, die er dem Fürsten zollte, bespricht. Wenn man in dem Herzoge die Leidenschaftlichkeit eines Parteimannes wirkend glaubt, dann wird die Hinneigung zu dem großen Gegner seines Vaters in Verwunderung setzen können; bei der verständigen und praktischen Richtung seines Charakters aber ist nichts

natürlicher, als daß er, abgewandt von der Fluth von Büchern und Leuten, deren Wahrhaftigkeit er hinlänglich aus dem, was sie über ihn selbst schrieben, beurtheilen konnte, sich zu dem Manne wandte, der geeigneter als irgend einer in ganz Europa war, ihm die Wahrheit zu sagen und ihm die wichtigsten Aufklärungen über die neueste Geschichte von Europa zu liefern. Was das Wirken der Bonaparte'schen Partei seit den Juliustagen betrifft, so sind durch dieses Werk zwei Dinge gewiß: erstens, daß die Partei den Herzog von Oestreich verlangte, und zweitens, daß Oestreich denselben versagte. Im Verlangen und Versagen liegt ein schlimmes Urtheil über die Natur des jetzigen politischen Zustandes von Frankreich. Das Verlangen beruhte auf dem Gefühle der Bonaparte'schen Partei von der Unmöglichkeit der Fortdauer einer Regierung, die keine Regierung sey, und einer Dynastie, die keine Basis habe. Das Versagen auf dem bekannten Systeme der österreichischen Politik und allenfalls auf der Ueberzeugung, daß die Revolution in Frankreich auch aus dem Sohne Napoleons wieder einen Märtyrer oder einen unwürdigen Popanz gemacht haben würde. Daß die zahlreiche Bonaparte'sche Partei in Frankreich, die, wie sehr wir auch den Despotismus ihrer Grundsätze verabscheuen mögen, dennoch den größten Theil dessen in sich schließt, was das heutige Frankreich von wirklich praktischen Staatsmännern besitzt, so geringen Glauben an die Dauer des jetzigen Regierungssystems habe, ist allerdings wenig tröstlich für das letztere; was uns aber noch weit wichtiger scheint, ist das Projekt der kaiserlichen Constitution, welche eben diese Männer dem österreichischen Kabinette vorlegten und wovon Herr v. Montbel Auszüge gibt, — ein Projekt, welches auf der Basis des Absolutismus steht, dem gemäß

die constituirenden Gewalten in der Person des Monarchen vereinigt hält, Wahlgesetz, Presse, überhaupt alle Theile des Organismus darnach regelt, und somit die Volkssouverainetät, jedes System, das darauf gebaut ist, völlig verwirft. Die Stimmen solcher Männer, die ein so entschiedenes Verdammungsurtheil über die Bauten und Geburten des neuen Staatsthums aussprechen, können von der Leidenschaft zurückgewiesen, dürfen aber von Keinem, der aufrichtig nach Wahrheit forscht, überhört werden. Es drängen sich bei der Verwirklichung einer Theorie fremde Elemente in den Stoff, welche nicht selten die ganze Natur der Berechnung ändern; aber diese Erscheinung bewahrt und beachtet die Erfahrung. In Frankreich sind gerade die Bonapartisten die Erfahrenen; das Verdammungsurtheil gegen die dermalige Constitution und überhaupt gegen jede auf Volkssouverainetät, Preßfreiheit u. s. w. basirte Charte durch die Vorlage einer diesen Grundsätzen gerade entgegenstehenden ausgesprochen, fordert, wir wiederholen es, zu ernsten Reflexionen auf. Bei aller Verehrung, die übrigens der Verfasser für die großen Regierungs-Eigenschaften Bonaparte's ausspricht, muß er als Legitimist natürlich sagen: „daß das Genie die Usurpation nicht in Recht verwandle." Es ist merkwürdig, daß Bonaparte dasselbe gesagt hat in den Worten: „Wäre ich auch nur mein Enkel gewesen, am Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder erhoben." Wenn die Befestigung einer Herrschaft einem so außerordentlichen Manne mißlang, so ist allerdings zu befürchten, daß sie weniger Begabten um so gewisser mißlingen werde! Graf Montbel hält Oestreich eine um so gewichtigere Lobrede, als sie in gemäßigten Worten gegeben ist. In der That, man muß gestehen, daß alle Thatsachen, die dies Buch enthält, der Regierung

sowohl als dem Regenten in diesem Lande zur hohen Ehre gereichen. „Oesterreich ist und bleibt eine Anomalie, eine Ausnahme von der Regel,“ sagt ein französischer Schriftsteller. Diese Erklärung aber, wir gestehen es, befriedigt uns nicht. Ist Oesterreich, wie der Graf Montbel, bei aller nicht zu verläugnenden Vorliebe für sein Vaterland, in mehreren Stellen seines Buches ausführt, vorzugsweise das glückliche Land; zeichnet es sich durch Sitte, Redlichkeit, Ordnung, durch die wahre Bildung, die nicht in den Absurditäten und Extravaganzen zu suchen ist — durch Väterlichkeit seiner Regenten, durch Gehorsam und Vertrauen in dem Volke vor allen andern aus, — so verlohnt es der Mühe, den Ursachen dieser Erscheinung tief und gründlich nachzuforschen, und eine solche Untersuchung würde eine reiche Ausbeute an ächter Lebensweisheit und praktischer Politik liefern, deren wahre Aufgabe doch nur in der Erreichung jenes Zieles bestehen kann, von dem unsere Zeit sich immer mehr zu entfernen scheint. Um Desjenigen willen, der spricht, und um Desjenigen, von dem gesprochen wird, hat dies Buch große Verbreitung zu erwarten. Es verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt die französischen Blätter, mit Ausnahme der Gazette, davon geschwiegen haben. Das spricht aber dafür: wäre es schlecht, so würden die zahlreichen Gegner darüber herfallen. Der Grund des Schweigens muß also anderswo zu suchen seyn. Uns ist aus Achtung für den Namen Napoleons dies Buch eine sehr verehrliche Erscheinung. So hat doch ein Franzose die Schuld von Frankreich an dem Sohne des großen Mannes abgetragen. Daß es ein Anhänger der Bourbone that, ist um so ehrenvoller für Beide.

Gegen Dr. Menzel.

Von der Donau.

Dr. Wolfgang Menzel, im Taschenbuch seiner Geschichte des Jahres 1832, sagt, wo er von dem Tode des Herzogs von Reichstadt spricht: „Plötzlich aber fiel er in eine Krankheit, die er, wie es hieß, aus Scham verhehlte und die eben dadurch tödtlich wurde." Wäre diese Angabe wahr, vor der näheren oder ferneren Umgebung, oder wohl gar vor aller Welt durch unwiderlegbare Zeugnisse dargethan, so hätten die Leser, die weltgeschichtliches Unglück zu ehren wissen, dem Verfasser des Taschenbuches die Weglassung eines Umstandes gerne verziehen, der von wenig Erheblichkeit und doch ein Flecken ist. Was aber Dr. Menzel bewegen konnte, einen Umstand dieser Art seinem Buche einzuverleiben, während er, wie die eingeschobenen Worte beweisen, nicht einmal die Verantwortlichkeit dafür übernimmt, noch seine eigene Meinung ausspricht, weiß ich mir nicht anders als durch ein Versehen zu erklären. Die Angabe ist übrigens geradezu falsch, und hat zur Quelle wahrscheinlich das Gerücht, welches, wie tausend andere rein aus der Luft gegriffen, zu Wien in der Klasse der Müßiggänger und Wüstlinge lief, wovon die Einen Beschäftigung für die langen Stunden des

Tages in solchen Erfindungen suchen, die Andern Befriedigung ihres Uebermuthes darin finden, jede Frau für liederlich und jeden jungen Mann für verdorben zu halten. Wer nur einigermaßen die Sittenstrenge des österreichischen Hofes, das Beispiel, welches der Herzog vor Augen hatte, die Umgebung, die ihn bewachte, führte und unterrichtete, bedenkt — wer überdies aus dem, was bereits über ihn bekannt gemacht worden ist, auf den Charakter dieses Jünglings schließt, die unabläßige Beschäftigung seines Gemüthes und Geistes, seinen tiefen und melancholischen Ernst, überhaupt die seines Schicksals würdige Haltung, die er stets beobachtete, in Erwägung zieht, der wird begreifen und fühlen, wie wenig diese Angabe mit der Wahrheit sich verträgt.

Wilhelm von Mayern.



Einleitung.

Im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts — ich war noch ein Kind und in meiner Vaterstadt Gratz — hörte ich den politischen Roman Dya-Na-Sore selten zwar, aber dann jedesmal mit aufregendem Nachdruck in meinen zufälligen Umgebungen nennen, und die Personen, die ihn nannten, waren gerade solche, die mir den Eindruck gebildeter und edler Menschen machten. Durch einen Jugendfreund, einen der begabtesten, geistig stärksten Jünglinge, die je das Leben gebrochen hat, war mir dieses Buch zugleich mit der Einführung in ein Haus zugesagt, das er als einen Tempel wahrer Bildung schilderte und ehrte. Es war dasjenige des gelehrten und tüchtigen Mineralogen Professors Anker, den ich, vor wenigen Jahren noch, in eben der Stadt als Custos einer der würdigsten und nützlichsten öffentlichen Anstalten, des Johanneums, wiederfand. Ich betrat dies Haus mit der Ehrfurcht eines kindlichen Gemüthes, und es genügte meinen vielen, wenn auch unbestimmten, Erwartungen. Aus der Hand der milden, feinen, durch ruhige Heiterkeit und klaren Geist, sowie durch besondere Güte mich anziehenden Gemahlin des trefflichen Mannes erhielt ich nach einiger Zeit, es war im Jahre 1811, das auch von ihr gepriesene Buch. Ich las

es zu großer Befriedigung; es sprach ja von Menschheit, Freiheit und Tugend; es stellte die Freundschaft in kühner Zeichnung mit glühenden Farben hin; es war voll begeisternder Sprüche und Bilder; es überraschte mich durch glänzende Sprache, und ich hatte damals sechszehn Jahre. Ueber den Verfasser wußte man mir nichts zu sagen, als daß er Wilhelm von Mayern hieße.

Im Jahre 1815, da ich als Offizier in Garnison zu Mainz lag, trat eines Tages ein Hauptmann des österreichischen Generalstabes in das Gouvernementsbureau, wo ich verwendet wurde. Er kam von Paris, oder ging dahin — er mochte einige fünfzig Jahre haben — sein Anzug war vernachläßigt, der Ausdruck seines blassen Gesichtes höchst ruhig und doch sein feines Auge ungemein scharf und bewegt, die Sprache bestimmt und wohlklingend; er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, dem das Kleid, als zu geringe, nicht paßte, und der einer höhern Ordnung von Menschen angehörte. Als er gegangen, vernahm ich: es war der Hauptmann Wilhelm von Mayern, der Verfasser der Dya-Na-Sore.

Im Jahre 1820, im Jänner, von dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, bei dem ich Ordonnanz-Offizier war, nach Prag gerufen, erhielt ich im fürstlich Windischgrätzischen Palaste, der dem des Fürsten von Schwarzenberg gegenüber lag, ein Zimmer angewiesen. Der Palast schien in seinen Hauptgemächern, wozu auch dies Zimmer gehörte, unbewohnt. Ich öffnete eine Thüre des ihm mit einer andern Reihe von Gemächern gemeinsamen Vorsaales, und sah im zweiten oder dritten Zimmer, aus dem die zugehörigen Meubles hinausgeschafft waren und in dessen einem Winkel Stroh zu einer Lagerstätte auf dem Boden gebreitet lag, einen Mann, fast unangekleidet,

vor einem schlechten Tische stehen. Er hatte einen Stuhl darauf vor sich, der ihm als Stützpunkt diente, und schrieb. Es war Wilhelm von Mayern.

Unter dem vielen Angenehmen, was vom ersten Augenblicke meiner Berührungen mit dem Hause Schwarzenberg daraus für mich sproß — Berührungen, die auf meine Denkweise, Haltung und Richtung einen eben so wichtigen als wohlthätigen Einfluß nahmen — begrüßte mich schon vornherein die Gewißheit, den Verfasser der Dya-Na-Sore näher kennen zu lernen, gleichsam mit ihm zusammen zu leben, denn auch er war Ordonnanz-Offizier des Feldmarschalls. Ich wußte, daß diese Bezeichnung, die meinen obersten Titel aussprach, für ihn den geringsten angab; wußte, daß er von dem Fürsten als ein Freund geachtet und geliebt war, bei dem ganzen Hause und vielen hochgestellten Männern einer ungewöhnlichen Schätzung genoß; hatte auch vieles Seltsame von ihm gehört, das in meinen Augen eben so viel Lobendes war; hatte sogar bereits einigen schriftlichen Verkehr mit ihm gehabt, da er Arbeiten von mir geprüft, mit Bemerkungen versehen, mit Maß gelobt oder mit Milde getadelt hatte. Aber in Wien festgehalten, wohin er seit lange nicht gekommen war, hatte ich ihn noch nie gesprochen und so gut als nicht wieder gesehen.

Ich erkannte ihn schnell — er schien mir seit dem Jahre 1815 nicht gealtert. Was ich ihm sagte, was er mir, weiß ich nicht mehr, aber ich weiß, daß er mir den angenehmsten Eindruck machte und seit dieser Stunde ein Verhältniß der Neigung zwischen uns festgestellt blieb, das im Laufe der nächsten Zeit nur immer tiefere Wurzeln schlug. Wir wohnten zusammen; ich sah ihn täglich durch Stunden, lernte seine über alle Fächer ausgebreiteten

Kenntnisse, — die Schärfe seines Blickes, der in die Tiefe jeder Wissenschaft Licht warf, — seine an's Wunderbare grenzende Belesenheit in den Literaturen der alten wie der neuen Völker, — sein streng geübtes, durch die Jahre unangegriffenes Gedächtniß, — seine wohlthuende Lebensfrische und nach und nach auch seine seltsamen Eigenschaften und Gewohnheiten, sowie seinen Charakter kennen, der die Unschuld nicht des Kindes, sondern die des edeln Mannes, doch von jenem die milden, reichen, biegsamen Formen hatte. Wir lebten dann in Leipzig, wohin der Feldmarschall, nur von vier seiner Offiziere, von seinen Söhnen und seiner Gemahlin begleitet, ging, durch Monate zusammen. Der Tod dieses erhabenen Mannes trennte uns für kurze Zeit. Ich sah Mayern in Wien durch ein zweites Jahr wieder; später aber, da ich nach Triest und er nach Frankfurt ging, wo er im Jahre 1829 starb, nicht mehr.

Varnhagen, in seinen trefflichen Schilderungen einiger Zeitgenossen, hat auch zu derjenigen Mayerns einen schätzbaren Beitrag geliefert; aus diesem ersehe ich, daß seither in Deutschland durch Theodor Mundt und Andere für das Andenken des edlen Mayern Manches geschehen ist. Mir sind in meiner Abgeschiedenheit und Ferne diese Arbeiten nicht vor die Augen gekommen; ich weiß daher nicht, ob selbst die wenigen Züge, die ich zu dem der allgemeinen und achtenden Aufmerksamkeit so würdigen Bilde liefern kann, nicht schon bekannte sind.

Der Hauptzug im Charakter Mayerns war eine alles umfassende Milde und Billigkeit, die in seinem Benehmen durch hohe Urbanität sich aussprach. Es kam diese erhebende Tugend des Umganges von innen heraus; sie war nicht auf der Oberfläche, auf der sie sich zeigte, wurzelnd. Er war still im Umgange, nicht gezwungen

und trotzig still, wie derjenige, der seine Ueberlegenheit geltend machen will, und so oft die Tasten seines Gemüthes berührt wurden, klangen sie voll und rein wieder. Er war auf das praktische Leben gewandt und hatte die reinste Poesie des Gemüthes bewahrt. Wenn er sprach, so war es unter Freunden, und dann floß seine Rede wie Honig und Milch. Er war von einer Sicherheit und Gleichheit des Charakters, die ihn auf ewig Dem theuer machen mußte, der ihn einmal erkannte.

Thätiger in seinem Geiste, blühender und reicher im Ausspruche, dabei leiser und anspruchloser im Auftreten, kann nicht leicht ein Mann gedacht werden. Er arbeitete unabläßig, Tage und Nächte durch, vor seinem Stuhle stehend und auf lose Blätter oft des schlechtesten, oft halbbeschriebenen Papieres schreibend. Er gab mir, da ich von Leipzig nach Wien ging, ein Päckchen solcher Papiere mit, um es in einen, im Palaste Kaunitz, ihm gehörigen Koffer zu andern zu legen. Es enthielt dieses Päckchen — denn er bezeichnete jedes Blatt mit der fortlaufenden Nummer — einige hundert Blätter aus dem sechszehnten Tausend! — der Koffer war voll solcher wie Papyrusrollen gebundener Päckchen. Als der Palast später verkauft wurde, ging auch dieser Koffer verloren, wenigstens habe ich mich vergeblich darum bemüht, es wußte Niemand davon.

Er liebte alle Wissenschaften, die Naturwissenschaften am meisten, und darunter wieder die Botanik. Dies war der Gegenstand, der ihn zuerst mit der Fürstin Schwarzenberg, der Gemahlin des Feldmarschalls, in nähere Verständigung brachte, und zu den angenehmsten geselligen Berührungen führte, wie sie zwischen so edlen Gemüthern, zwischen so gebildeten und geübten Geistern nicht fehlen konnten. Das war eben eine der seltsamsten Eigen-

heiten dieses höchst verehrungswürdigen Mannes, daß die anhaltenden Studien ihn nicht dem Leben abwandten, nie den geringsten Keim des Pedantism in ihm weckten, der fast als eine unvermeidliche Krankheit aus Anstrengungen, wie die seinigen, hervorzuwachsen scheint. Sein Geist betrat alle Wege, lebte in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in den gewöhnlichen Begegnissen wie in den ernstesten Geschäften und abstraktesten Spekulationen, und sein Gemüth hielt jede, jede Bitterkeit ferne. Er liebte die Menschen in ihren Schwächen; es war, als wenn er mitten unter ihnen und zugleich hoch über ihnen stände, und in den Tiefen ihrer Herzen das auf den ersten Blick sähe, was ihre Irrthümer und Fehler erklären, entschuldigen konnte.

Er liebte das deutsche Vaterland mit jugendlicher Wärme, mit Hoffnung und Zuversicht; nach Deutschland aber am meisten Spanien, denn er liebte an den Völkern Knochen und Mark, Poesie und Glauben; die Abmagerung zu herzloser Spekulation und gemeinem Industrialism, der anarchische Triumph der sich dem Gesammtleben des Volkes entziehenden Selbstsucht der Einzelnen war ihm widrig. Lebensstoff vor allem, und dann Erziehung für Vaterland und Haus, für Wissenschaft, Kunst und geselligen Verkehr, Wahrheit im Innern, Redlichkeit für Alle, die Hände thätig auf Erden und den Blick nach Oben gewandt!

Er hatte sich nach seinen Kräften der französischen Unterjochung entgegen gestemmt. Sein Aufenthalt in Spanien fiel in die Zeit, da dieses Land mit dem Zorn Achills dem fremden Eroberer entgegentrat. Er liebte es für alles, was es wagte, litt, wollte und that. In Oesterreich wurde Mayern zunächst darauf eine der thätigsten

Triebfedern zur Einführung des Landwehrsystemes, das er in allen seinen Theilen ausarbeiten und in's Leben bringen half. Von ihm sind auch mehrere der begeisternden Aufrufe aus dem Jahre 1809, vorzugsweise der heroischen Epoche für Oesterreich in seinen langen und schweren Kämpfen gegen den gewaltigen Fremdling. Im Jahre 1813 sehen wir ihn an der Seite des Fürsten Schwarzenberg, obwohl nur mit einem verhältnißmäßig geringen Range bekleidet, der für das Aeußere seiner Stellung genügte und ihm folglich überhaupt der genügende war. Seine Wirksamkeit hatte einen andern Maßstab, als den des Ranges. — Die Schlacht von Leipzig bot eine Gelegenheit dar, wo auch der persönliche Muth und die siegreiche Besonnenheit Mayerns ein glänzendes Zeugniß ablegten. Gerade in dem Zeitpunkte bei dem äußersten linken Flügel der österreichischen Armee gegenwärtig, als dieser zurückgedrängt und dessen Führer, Graf Merveld, gefangen wurde, warf sich Mayern zu den Truppen, die sich im Dorfe Gautsch schlugen, und als dieser Ort von dem Feinde erstürmt wurde, blieb der wackere Mann darin zurück, erstieg den Kirchthurm, schloß hinter sich ab, und signalisirte von diesem nun bald im Rücken des vordringenden Feindes gelegenen Punkte mit der rühmlichsten Kaltblütigkeit dem Feldmarschall das, was sich im Rücken der Schlachtlinie ergab, darunter die Vorbereitungen zum großen Reiterangriffe, der die Schlacht vom 16. Oktober entscheiden sollte und entschieden haben würde, hätte der Fürst nicht die Zeit gewonnen, die Kürassiere herbeizuziehen, welche die zehntausend Reiter Murats, nachdem sie das Centrum bereits durchbrochen hatten und im Begriffe waren, aufzumarschiren, angriffen und warfen.

Es war aber der 16. October aus den dreien Tagen derjenige, der eigentlich die Schlacht von Leipzig gewann.

Mayern trug keinen der Orden, die er von den Monarchen für diese That erhielt, trug selten Uniform, besaß überhaupt nur eine einzige, und diese in den letzten Jahren nicht mehr. Dies kam aus keinem unlauteren Grunde, sondern aus seiner Gleichgültigkeit gegen alle Außenzeichen, aus einer merkwürdigen Angewöhnung und Strenge gegen sich selbst, die, was den Anzug, nicht bloß an Kleidern, betraf, einer völligen Vernachläßigung gleich kamen. Wie er keine Meubles in seinem Zimmer duldete, so keinen Schmuck an seinem Leibe, und seine Bedürfnisse waren auf eine Weise beschränkt, die kaum Glauben finden dürfte. Er hatte gewöhnlich nur einen Rock und trug diesen lange über die Zeit hinaus, in der er Andern tragbar geschienen haben würde. Ich erinnere mich, daß sein wärmster Freund, der erste Adjutant des Feldmarschalls, der Oberste Graf Johann Paar, und ich ihm einst, während unseres Aufenthaltes in Leipzig, einen neuen Anzug aufdrängten, weil wir seinen alten gar zu abgenützt fanden, um länger für ihn, der täglich mit der Fürstin spazieren fuhr, schicklich zu seyn. Wir entführten den alten und legten den neuen an dessen Stelle, wo Mayern denn, so ungerne er es that, in den Zwang sich ergeben mußte. Ich verwaltete damals sein Einkommen und bestritt die höchst wenigen Ausgaben für ihn. Er wollte nie eine Nachrechnung und bat mich dringend, ihm nie vom Gelde zu sprechen, sondern ihm zu geben, was er verlange, das Uebrige aber zu verschenken oder überhaupt zu verwenden, wie ich eben wollte. Er brauchte aber im Monate niemals mehr als einige Gulden;

neunzehn Zwanzigtheile seines Einkommens blieben übrig, und jede Anfrage über das, was damit geschehen solle, machte ihn ungeduldig. Von ihm ging auch die Sage, daß er durch zwei Jahre seine Gebühren als Hauptmann nicht erhoben hatte, so daß der Hofkriegsrath ihn förmlich darüber zur Rede stellen und ihm befehlen mußte, darin pünktlicher zu seyn. Als er im Jahre 1826, mit dem Falle des Hauses Fries, sein ganzes dort auf Treue und Glauben liegendes Vermögen, nahe an 40,000 fl. Conventions-Münze, verlor, berührte ihn das so wenig, daß er niemals davon sprach, niemals sich darüber beklagte.

Er nahm fast nur Pflanzen-Nahrung, trank höchst wenig Wein. Er war niemals krank gewesen, obwohl sein Körper nicht zu den stärksten gehörte. Er schlief nur auf Stroh.

Sein Verhältniß zu den Frauen hatte den Anhauch jungfräulicher Reinheit. Er war nie verheirathet gewesen, so viel ich weiß. Nie kam ein Wort über seine Lippen, das nicht eine Jungfrau hätte aussprechen können. Die strengste Sittlichkeit, die feinste Achtung regelte sein Benehmen gegen die Frauen, das jedoch von dem Geziere erlogener und krankhafter Empfindungen nicht minder ferne blieb und stets den einfachen, würdigen Charakter trug, der diesem Manne eigen war. Er sprach nie über Liebe, über Leidenschaft, und doch konnten einem Gemüthe, wie das seinige, diese Mächte nicht fremd geblieben seyn. Er kannte die Freundschaft, wie nur bessere Menschen sie zu kennen vermögen; er war der sicherste, liebenswürdigste, bequemste Freund. Ich glaube nicht, daß er je eine Frau höher geachtet habe, als die Gemahlin des Feldmarschalls, die freilich unter diejenigen Frauen gehörte, die den edel-

sten Typus ihres Geschlechtes bewahren. An Verstand, Kenntnissen, Herzensgüte mag man ihr gleichen; an erworbener Milde und Billigkeit, an Treue des Urtheils, an Ueberblick der menschlichen Tugenden und Schwächen kenne ich keine.

Er sprach nie über seine Vergangenheit, Vaterstadt, Familie, Vermögensverhältnisse. Wie ich von seinem ältesten Freunde, Grafen Paar, erfuhr, war er in Baireuth geboren, trat frühe in österreichische Artilleriedienste, schrieb damals die Dya-Na-Sore, verließ diese Dienste, machte eine Reise nach Konstantinopel und der Levante, wo ich seine Spur in Scio auffand, später durch England, Frankreich, Italien, lebte in den fürstlichen Familien Paar und Kaunitz, denen er durch die Mannigfaltigkeit seines Wissens und durch die Milde seines Charakters ein lieber Gesellschafter war, ging dann mit dem Botschafter Fürsten Kaunitz nach Madrid, wo er durch seine umfassenden Arbeiten der österreichischen Regierung die wichtigsten Dienste leistete, nach dem Frieden vom Jahre 1809 aber mit dem Botschafter Fürsten Schwarzenberg nach Paris, auch jetzt ohne Rang oder Amt, denn er scheute jede Fessel dieser Art; seine Stellung war die des Freundes und Gefährten. Der Vorwurf, der Regierung gemacht, als habe sie ihn vernachläßiget, ist falsch. Seine nahen Verhältnisse mit den Größten im Lande, so wie seine Dienste, hätten seinem Ehrgeize jede Bahn aufgeschlossen, aber er besaß keinen Ehrgeiz; ihn verlangte nach keiner Auszeichnung als nach dem Beifalle der Freunde und seines Gewissens; er hatte die wiederholten Anträge von Anstellung jedesmal abgelehnt und diente nur in großen Verhältnissen, in großen Augenblicken befreundeten Männern, die an der Leitung der Geschäfte standen.

Die Annahme des Hauptmanns=Ranges im Jahre 1813 konnte für keine Ausnahme in dieser Regel gelten und war nur das bescheidene Kleid aus Rücksicht für den Augenblick genommen.

Man würde ihn falsch beurtheilen, wenn man Stolz, Dünkel oder Tadel gegen das Bestehende darin sähe. Keiner von diesen Beweggründen lebte in ihm. Er konnte sich gehen lassen ohne Gefahr, verkannt zu werden, oder unbenützt zu bleiben; er ließ sich also gehen.

Was sein Wesen im Innersten beseelte, war die Kunst. Wie warm, wie erhebend, wie haltend seine Religion dafür! Sie verflocht sich mit seinen höchsten Erkenntnissen und leitete jeden Blick seines Auges. Sie war das heilige Feuer, das nie erlosch und das seinen Schritten in die dunkelsten Winkel der Zeiten, wie des menschlichen Gemüthes leuchtete. Seine Achtung für die Alten schloß die Liebe zu den Bestrebungen der Neueren nicht aus. Er erkannte den Genius in jedem Gewande, auch in dem aufgenöthigten, auch im entstellenden. Italien war freilich in dieser Beziehung sein Lieblingsland und nach Italien Spanien. Seine Worte strahlten in Farbenpracht, wenn er darüber sprach. Was die Kunst einem Menschen seyn kann und soll, habe ich in ihm gesehen. Aber nicht die eine oder andere Kunst kann ich hier meinen, wie sich das wohl von selbst versteht. Er kannte jedoch alle in ihrem Vermögen wie in ihren Leistungen, und sie in's Leben überzutragen gehörte unter seine liebsten Aufgaben. So legte er den herrlichen Park der Fürstin Paar in Hütteldorf bei Wien an und half der Fürstin Schwarzenberg in dem ihrigen in Worlik. So nahm er Einfluß, wo er war, auf die vorzüglichsten Bauten. So war er der Anwald jedes keimenden Künstlers, der Würdiger und

Verbreiter der Werke des Vorgeschrittenen. So warf er den Glanz der Kunst in jedes Haus, das er betrat, in jedes Gemüth, das sich ihm öffnete. Im Jahre 1815 war er einer der Bevollmächtigten, welche die Kunstschätze aus Paris nach Italien wieder brachten; eine geweihtere Hand hätte sie nicht berühren können.

Ich habe ihn einige Male an Dya=Na=Sore erinnert. Er verläugnete das Werk nicht, aber er sprach ungerne davon. Ich las es in späteren Jahren wieder. Auch für mein Auge waren dessen Farben blaß geworden, dennoch fesselten es die Reize der Zeichnung noch. Ich begriff, warum es ihm nicht mehr zusagen konnte. Es war wie der erste übereilte Trieb des Baumes, aber die Verwandtschaft mit den Fragmenten, zu denen ich diese Einleitung schreibe, wird Niemanden entgehen. So wahr ist, daß Jeder nur wird in der Art, wie er ist. Ein morgenländischer, naturtreuer Anhauch ruht auf beiden. Das Exemplar der Dya=Na=Sore, das mir zuletzt in die Hände fiel, war mit Noten von der Hand Diethelms von Lavater übersäet; sie sprachen mich an, wie der Sandboden der Erfahrung neben den Blumengewinden des Glaubens.

Warum aber trat Mayern mit seinen vielen literarischen Arbeiten nicht in die Welt, der er so wohlwollte, hinaus? — warum häufte er wie Bienen und Ameisen? — War es Zweifel in sich selbst? Das konnte seine Bescheidenheit glauben machen, aber seine innere Entschiedenheit, seine Einigkeit in und mit sich selbst stemmt sich gegen diese Voraussetzung. Es gehörte dies ruhige, verschlossene Sammeln und Arbeiten eben zu seinen Eigenheiten, die zu beurtheilen ich, als ich mit ihm war, nicht verstand, und die ich mir erklären zu lassen später nicht mehr Gelegenheit

hatte. Genug, es war so. Wo Anderes anders als bei den übrigen Menschen war, warum nicht auch dieses? — Jedes Scheinwirken, alles Prahlen war ihm fremd; überdies lebte ein unverrückbarer Glaube auf eine Alles leitende Vorsehung in ihm, und das größte Wirken der Menschen, obwohl er es deßhalb nicht verachtete, schien ihm klein.

Aus den so vielen Tausenden von Blättern, auf welchen Mayern Elemente oder Vorarbeiten niederlegte, Gedanken auffammelte und ausarbeitete, lagen, zur Zeit seines Todes, vier Päckchen, „Leben," „Anthropologie," „Unsere Zeit" und „Statistik" überschrieben, in den Händen seines schon erwähnten vortrefflichen Freundes, der auch mir ein solcher ist, des Grafen Johann Paar. Dieser gab sie im Jahr 1830 in die meinigen, wo sie bis jetzt, durch meine und der Umstände Schuld, seinen übrigen Freunden vorenthalten blieben. Die Vierteljahrsschrift scheint mir geeignet, um diese Fragmente ihnen sowohl als überhaupt dem deutschen Vaterlande vor die Augen zu stellen.

Ich wähle darum vor der Hand, um nicht zu viel Raum in einem und demselben Bande dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen, das Päckchen „Leben". Es scheint in den Jahren vor 1820 geschrieben, da es Blätter aus dem vierzehnten Tausend enthält. Wahrscheinlich sind mehrere Abhandlungen über die Resultate, die er unter dieser Bezeichnung zusammenfaßte, verloren, denn wenn die ersten beiden im Originalmanuscripte den Buchstaben **A** tragen, so ist schon die dritte mit **E** bezeichnet, und so folgen sich die übrigen Theile nur mit Unterbrechungen. Es sind Fragmente auch im ersten Anwurfe, Arbeiten, die der Verfasser gelegenheitlich auszuführen die Absicht haben

mochte, wie ich aus vielen Bleinoten und durch solche angezeichnete Beziehungen, die ich in der Abschrift nicht wieder gebe, schließe.

Athen, im November 1838.

v. Prokesch-Osten.

Forderungen und Aeußerungen des Lebens.

Was und wie bedarf es? Arten seiner Offenbarung.

Daß Jeder Etwas an sich ist, Etwas durch sich, durch Andere und Anderes wird; daß durch Begegnung und Wechselwirken seine Eigenthümlichkeit fremde und sich mit fremder durchdringet; daß er Menschliches und Sächliches anziehet, angezogen wird, und Jeder den Andern nicht in Art, aber in Artung bedingt, kurz, daß er Subject ist, aber eines Objectes bedarf, und an und mit ihm sich entwickelt, darauf beruhen die Forderungen und Aeußerungsformen des Lebens, darauf der Gang dessen, was man in's Leben einführen, in's Leben treten oder aus dem Leben zurücktreten nennt, der größte Theil gesellschaftlicher Macht, Erfolge und Gesammtcharakter.

In's Leben ein= — d. h. durch objectivere Reize aus ihm hervortreten; aus dem Leben zurücktreten, d. h. was durch Fortschritte, andere Stellung der Erfordernisse, Fähigkeit und Umgebung Keinem gemäß, Keinem mehr analog, Keinem verstanden, als todter, unnützer, wirkungsloser Stoff, als hemmender Schutt oder schädlicher Krankheitsreiz daliegt, muß hinweggeräumt werden.

Leben — was es beseelige oder erschwere, wird für Alles die gewöhnlichere Beziehung. Die höhere Idee, als auserleseneres Ziel im Gebrauche seiner Vermögen, wäre

das absolutere Richtmaß. Bei wie Wenigen kommt es zur Macht! Doch bleibt es für alle Forderungen und Aeußerungen desselben das, was in höchster Entscheidung ihren Werth und ihre Rangfolge bestimmt.

Leben, als Vorstellung, als Gebilde einer Schätzung, ist das Ergebniß unserer drei Grundtriebe — Glück, Höhe, Gewißheit — in der Art, wie sie sich äußern und zu äußern vermögen. Da diese Vorstellungen, so ewig auch die Grundtriebe an sich, doch nur ein sehr Relatives und stückweise Entstandenes, sehr Wechselhaftes sind, so können sie auch nie eigentliche Grund=, nur Zwischen=Maße und in der Zeit gegebene Vergleichspunkte seyn, praktisch für die Meisten, belehrend über Vieles, denn sie selbst sind Thatsache und führen zu Thatweisen. Das, wozu sie die Quelle oder woraus sie selbst quellen, muß und kann für menschlich allgemeinere und Staats=Oekonomie der Stand=punkt einer Weiter= oder Rückführung auf Besseres werden. Ueber so manches Bedürfen und Verhältniß, über so manche Nothwendigkeit, über so manches Tiefere, Unab=änderliche oder zu Bestreitende in der Zeit oder im Men=schen können sie Aufschlüsse geben und urtheilen helfen. Tausendartig ausgesprochen, an individueller Färbung ver=schieden, aber doch in der Summa eines gemeinsamen Ur=sprungs, mit gemeinsamem Charakter begabt, waltet immer in ihnen, was auf innere Gleichartigkeit hinweiset, auf ihren Stamm in den drei Grundtrieben. So mehr muß die Idee eines ewigen Richtmaßes der allgemeinen Oeko=nomie heller als dem Einzelnen vorschweben, um Jeden und Alle gegen Alle zu berichtigen. Sie ist ihr der Schlüssel zu einem Allgültigen, zu dem, was sie selbst soll.

Leben, als des Geistes eigene Sub= und Objectivität im Gefühle des Seyns, bleibet demnach jedes Einzelnen

allgemeinster, alles Gegenständliche gestaltend in sich aufnehmender Spiegel. Um das Leben drehen sich, nach eines Jeden Art, alle seine denkenden und empfindenden Reflexionen. Denn beide Arten gibt es; die ersten werden Ansichten, Einsichten, Regeln in Meinung oder Begriffen; die zweiten gestalten sich zu Neigungen, Wünschen, Bildern und Antrieben derselben. Daher und durch die innersten Bewußtheiten eines Selbstes oder Ichs seine Befangenheit in's Gemeine oder sein über die Gegenwart hin auf ein Unendliches gerichteter Blick. In beiden lebet er das Leben seiner Gebilde, denen er vertraut und die er verehrt; daher die sinnlichere oder ideellere Hingebung, die Herrschaft der einen oder der andern; daher aber auch der Zwist mit den Loosen des Lebens, als nicht ganz des Geistes werth, oder nicht so genußbar, als sie verheißen. Auf die frühesten Elemente reiner Gebilde, welche, in der Jugend erzeuget, das Alter erheben, entzweien oder treulos verlassen, kommt es an, wie das Leben sich arte. Daher mag man sagen, es gebe ein zweifaches: das Positive, mit klarem Bewußtseyn und jeeigener Kraft seiner Entwicklung vollführet; das Negative, als Gegensatz eines Nichtseyns gefühlet, aber ohne eigentliches Licht über das, was es sey, als das sich selbst immer verneint, immer verheißt, immer versagt; in vielen unerklärt, undurchschaut, nicht ergreifbar, — ein Wolkenbild, das sich zeigt und verschwindet.

Das Positive begründet sich erst durch einen Blick auf ein Unendliches. Nur an den Verhältnissen, die sich in dessen Ideen feststellen, und in der Freiheit, welche dem Geiste Macht gibt, über den Dingen zu stehen, läßt sich das Leben und dessen Gehalt begreifen. Es bleibt ein Traum zwischen dem stets flüchtigen Vergleiche äußerer Dinge und innerer Gelüste. Es wird erst ein Stättiges

an dem Gedanken, der Auftrag einer Verwaltung für Höheres zu seyn. Ohne ihn zeigen sich die Dinge und das Leben mit ihnen nur an dem trüben Lichte ihrer augenblicklichen, nicht ihrer umfassenden Beziehung. Ideen sind eigentlich nur unseres Geistes Spiegelung in seiner vollen Natur, hiedurch die Mittel, das Mögliche seines innersten Lebens in ein Wirkliches zu verwandeln; der erste Punkt eigentlicher Gewißheit, an dem er sich zwischen dem immer wechselnd Relativen der Dinge und seiner Wünsche, ihres Gebens und seines Bedürfens, ihres Gehaltes und seines Empfangens zu sicherem Werthe und Dauer aufschwingt.

Als Positives am Leben läßt sich betrachten, was als Fortschritt zu einem selbstständigen Charakter für Wahres aus innern Eigenschaften nach außen hervortritt und die Umgebungen gestaltet, wie sie einem solchen Charakter entsprechen; als Negatives jede durch Falsch- oder Nichtwirken veranlaßte Lücke, in deren Raum sich fremdes, hiedurch ein selbstthätig unvermögendes oder bloß passives Daseyn eindrängt, — was also die eigenthümlich hervorbringende freie Bewegung, möchte ich sagen, in eine mechanisch getriebene, bezwungene verwandelt, und nicht organisch innig aus dem in eigener Kraft sich gestaltenden Geistesleben hervorgeht. Neigungen, Empfinden und Denken sind dessen vorzügliche Aeußerungen, nur daß beide erste, in ihrer Stärke oder Schwäche, Empfänglichkeit oder Richtung, mehr den natürlichen eigenen Boden bezeichnen, dem Denken sich manches Fremde und Ueberlieferte im Wissen beimischet. Beide erste sind Widerscheine des Lebens, wie man es wünschet, eines Seeligersehnten, Erfreulichen, wie sie aus dem Innern aufsteigen. Sie sprechen aus die Erwartungen und Deutungen, mit denen man Aeußeres nach Gebilden des Inneren faßt, vergleicht, beurtheilt, ge-

nehmigt oder verwirft. Hier wie im Denken werden Schlüsse aus Vergleichen gezogen, — dort nach dem, was man für Normen, Prinzip, Gewißheits- und Sicherungsmittel im Begreifen, — hier nach dem, was man für höhere Bilder, für geistige Selbstoffenbarungen, für richtige Ansprüche, für Culminationen des Daseyns annimmt. Darum auch Alles rascher, entschiedener, oft unbeherrschbarer mit minderer Trennung im Vollführen, bei größerer Gewalt innerer, gemeiner oder ideellerer Antriebe im letzten; beherrschter und beherrschbarer, aber auch oft schlaffer im ersten. Mißfallen oder Gefallen aber bleiben immer am Vergleiche dessen, was ist, mit dem, was unserem inneren Sinne nach seyn sollte, gefundene Urtheile.

Das Leben zeiget sich unter drei Hauptstücken thätiger Aeußerung: a) Sich erhalten, wo es, sich selbst ein Geschäft und eine Lösung dieser Aufgabe, forschen, streben, seine Macht hinwenden und Vieles schätzen muß, je nach dem Maße, als es hiezu beiträgt; das Leben muß etwas. b) Da, wo es eigenem Verstande und Bedeutung zufolge sich gedrungen fühlet, zu streben, nach einem Maße eigener Gewißheit, nach einem Ziele, an dem sich Alles erkläre, nach einer Erklärung und Ausgleichung eigener Wünsche mit einem Höhern, das ihm überall vorleuchtet, mit einer Sehnsucht, die, ohne sich selbst immer näher zu erläutern, doch Alles ergreifet: es fühlet einen Trieb, der mehr als bloßes Bedürfen, in innerem Vermögen auf Ideelleres, auf Etwas, so weithin zu erreichen, verweiset. Das Leben soll etwas. Es soll sich selbst verstehen und vollziehen lernen, um dieses Sollen zu erreichen. Es ist darum oft so unerklärlich, weil es zugleich terminus a quo und ad quem, deren Rand für beide oft in eins zusammenfällt. c) Es wünschet, kieset, begehret und verheißet sich Manches,

will sich wohlgeschehen, wohlergehen lassen, aufsuchen, erstreben, erfinden, sich hingeben an Alles, was in Ergötzungen ihm Wohl, Freiheit oder Tausch, seinen Mühen und Ungewißheiten fröhlichen Ausgang verspricht. Es will, will sich nicht bloß richtig verstehen, sondern verherrlichen oder wenigstens mit immer frischen Reizen umgeben. Mit jeder dieser drei Reihen verknüpft sich das Drängen und Schaffen der drei Grundtriebe, Glück, Größe, Gewißheit. Bei allen Funktionen derselben, bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verschönerns, selbst denen, die in den Bedeutungen des Gemüthes die Richtmaße und Verhältnisse aller Bestrebungen aufsuchen, erscheint sich das Leben als Verwaltung und Haushalt, als ein Verliehenes, welches zum höchsten Ertrage zu bringen ist.

Leben entscheidet über Leben nach jedesmal eintretenden Umständen, d. h. Leben als ein in sich ausgesprochenes, absoluteres Fordern und Seyn, als aus sich Wirkendes und Bedürfendes, gibt, je nach den Verhältnissen der Umgebung, in welche es durch seinen Verlauf eintritt, den Dingen eine nach jedesmaligen Erfordernissen des Tages veränderte Stellung, Verwendung, Werth und Vergleich. Das Absolutere des Lebens, das Unerläßliche herrschet über das Ganze desselben. Das Relativere der Zeit, des Ortes, der einzelnen Ereignisse über die Theile, über Maß und Beziehung seines Gebrauches, bis zur Hingebung für ein Höheres. Der Mann, welcher im Leben eines großen Vaterlandes den höchsten Werth des eigenen findet, wird nicht leben wollen ohne letztes: er wird sich hingeben, um Allen das Würdigste zu erhalten. Dem siechen Leben ist als Mittel seiner Herstellung bedeutend, was dem gesunden unwichtig.

Leben. Allgemeine Ansichten und Verhältnisse.

Wie in der Natur überall Stoffe der Kraft, das Gröbere dem Höhern unterthan, und jedes Umkehren dieser Ordnung eine Verletzung der Natur; wie der sinnliche äußere Körper nicht das eigentlich Lebende, sondern bloß ein Belebtes ist; wie bis zum obersten Gipfel des erkennbaren Seyns, zum Wirken des Geistes, immer feinere, wenn auch unerkanntere Organe und Kräfte vorausgesetzt, geahnt und geehrt werden müssen: so in der ganzen Oekonomie menschlichen Daseyns, was von ihr ausgeht oder wohlthätig richtigen Einfluß auf solches zu nehmen bestimmt ist: so im Staate, der summarischen Darstellung solcher Oekonomie. Wie an immer höheren Anlagen sich die Uebergangsstufen von äußern, materiellern Vergliederungen zu jenem, nur an seinen Wirkungen erkennbaren, Prinzip aller Funktionen des Lebens und Seyns, der Krankheit und Heilung vermitteln; wie diese Funktionen von groberm Organismus überwältigt, aber nicht beherrscht, gehemmt, aber nicht gegeben werden können: so ist bei jeder besondern, mit einem objektiven Kreise enger verbundenen Ausübung des allgemeinen und geselligen Lebens, für Alles, was in solchen verstärkt oder veranstaltet werden soll, dies als Typus anzunehmen. Nach dem Bilde des Lebens in Körper und Geist ist auch das des Staates und

der Natur seiner Vergliederungen zu begreifen. Aller Unbegnügtheit, Verwirrung, Klagen, Entzweiung und Desorientirungen vorzüglicher Stamm ist: daß Leben als ein Gedachtes sich nur im Spiegel der Reflexion, Leben als Seyn fast nur am Widerscheine des Gefühles, dem an sich so geheimnißartig dunkeln, als Bild zurückwirft; daß es nur selten, meist nur als Seyn am Gegensatze des Nichtseyns, als Können an dem des Nichtkönnens, als Erreichtes am Nichterreichbaren, als Spiel der Phantasie, als negativ, aber nicht wesentlich Erkanntes hervortritt.

Darum gehet den nicht tiefer zum Sehen Erzogenen der ganze Inbegriff ihres Lebens, wie Göthe's empfindsamen Prinzen nach herzlos entdeckter Puppe, unter an solcher Entdeckung. Der Charakter wahrhaft gebildet größerer Menschen ist, nach jedem enthüllten Wahne immer besser, der kleinlich irrig Gebildeten um so verlorner, unglücklicher, unverbesserlicher und selbstzerronnener zu werden. Sie leben sich immer tiefer hinein in den hoffärtigen Jammer ihres weltbetrogen vereinsamt einzigen Herzens, in die Klagen und die Geringhaltung seelenlos nichtiger Menschheit, die sie nicht verstehen, oder eines verfolgenden Geschickes, ohne hierdurch weiser als Selbstbetrogene sich selbst zu erkennen. Ihr Geist, dem beim Verkanntseyn jenes Gipfels in ihnen, auf dem sie so groß und erhaben, so verlassen und einzig unter den Trümmern eines erniedrigten Daseyns aller Uebrigen dastehen, alle Wege zu richtiger Selbst- und Lebensbetrachtung mangeln, wird entweder aus innerer Fülle, wie sie es nennen, sich immer neue Wahngebilde schaffen, oder, in der Herrlichkeit seiner Schmerzen, einer Welt, die seiner nicht werth ist, sich entziehen. So ging man in's Kloster, als es Zeitgebrauch war, oder schrieb bei anderer Umgebung Systeme der

Menschenverachtung, griff nach Strang oder Gift, oder erstürmte den Himmel durch die Qualen eines Fakirs.

Einseitigkeit der Ansicht, wie Beschränktheit im Prinzip, führen auf so vieles Irrige in den Auslegungen der Natur sowohl, als in den Classifikationen ihrer Erscheinungsweisen, d. i. in den zwei vorzüglichsten Bestrebungen unseres Denkens. In Vielem läßt sich nur eine erahnende Auslegung des Lebens, nie ein volles Begreifen desselben erlangen.

Jede an einer Stammreihe von Erscheinungen folgerecht durchgeführte Theorie ist beachtungswerth, wenn sie gleich nicht auf die ganze Summe der Erscheinungen paßt, wovon jene Stammreihe einen Theil macht, und nicht alle übrigen aufschließt. Sie ist erklärend oder doch Weiteres vorbereitend in ihrem Kreise. Sie darf weder verhöhnt, noch als allgemeines Gesetz angenommen werden. Sie hat Fragen beantwortet, aber meist nur, indem sie auf neue, die ihr aufstießen, hinausweiset. Jedes Verstandesbild kann theilweise, jede an einzelnen Stammreihen gefundene Theorie vielen Artungen des Erscheinens entsprechen, ohne darum allerschöpfend, Alles umfassend zu seyn. So können Physiologie, Chemismus, Mechanismus, jedes in dem Kreise, wo es entscheidend, oder wo sie im hellen Vereine hervortreten, vieles am Leben, nie das Ganze und Alles erklären. Soll man sie deßhalb, oder Wissenschaft überhaupt, verachten, weil das All größer ist als der Mensch? Gerade das erhebt ihn ja, daß er an einem so Großen, wenn auch allmälig, doch immer fortschreitet. Bei einem so Unendlichen kann es für ihn viele besondere Ursacherkenntnisse, selten allgemeinere geben. Daran scheitert ja das Leben, daß er sich so häufig des Letzten vermesset; darum bleibt Bescheidenheit das Unerläßliche seiner Führungskunst.

Leben ist bildende Kraft und gebildet, vermag und bedarf. Organismus setzet Leben voraus. Leben kann sich nicht ausüben ohne ihn. Ueberall dieser Cirkel, jede Sache ihr eigener Gegen- und Entgegensatz. Diese Gegensätze in ihren Wirkungen zu lenken vermögen wir, aber an den Grundbedingnissen, auf welchen sie beruhen, enden unsere Erklärungen, als an einem Verborgeneren der Natur. Es ist nach allen Zurückführungen von einem Erforschbaren zum andern thörichte Selbstbeschränkung, Alles aus einem Ersichtlichen ableiten zu wollen. Daß wir darnach streben, ist allerdings nöthig, nur muß die Bescheidenheit uns immer an das noch Höhere erinnern. Die letzte ersichtliche Ursache ist immer einer sichtlichen Folge. Ueberall stoßen wir auf eine Schranke, welche wir als die unserer Vermögen, nicht als die des Seyns und des Alls anerkennen müssen.

Stoffe — was sind sie? Am Ende der bloße Gegensatz unseres Verstandes vom Etwas zum Nichts, auf ein Unbekanntes, als seine Quelle, zurückweisend. Das Ausströmen der Erscheinungen läßt sich erörtern, nicht das Undurchschaubare selbst und was weiter hinauf steht.

Die Worte: Kraft oder Stoff, sind überall die Grenzzeichen unserer Erkenntniß. Etwas, woraus Anderes entsteht, der Punkt, von dem es herkömmt, das Entstandene sehen wir, nicht das Entstehen. In's Leben einführen, ein so oft gebrauchter Ausdruck, heißt doch wohl nicht mehr, als durch innere Verwandtheit oder Schimmer ein Herrschendes über Viele in Sinn, Meinen, Deutung und Wünschen auf die Art verbreiten, daß ein allgemein Ersehntes, ein vor Allem Erstrebtes an Ton, Farbe, Gestaltung und Hoffen, ein Gültiges für Thätigkeit und Ansichten, für Muth oder Halt in Sitten, Wünschen, Erwarten oder

Fürchten daraus wird. Hoffen oder Fürchten wirkt auf diese, und das Unsinnigste tritt in's Leben, lebt und belebt. Wer sie erregt, hat die Gemüther, hierdurch das Leben ergriffen. Es liegt, wie Thon, in der Hand eines Jeden, der ihm eine dieser Formen anzubilden weiß.

Die zwei Angelpunkte des Lebens, a) Licht von und Streben nach Oben, b) freudige Achtung und Glaube an Menschheit, sind auch, neben allen ihren Gebrechen, ein weites Feld unserer Thätigkeiten für Besseres. Nur wer achtet, kann bessern wollen, weil er nicht an Möglichkeit zweifelt. An diesem Nichtzweifeln (meist Folge der Hoffart, des Dünkels, der Selbstheit und Trägheit) hängt der größte Theil menschlicher Kräfte, ihrer Ausübung, Bildung und Erfolge für Menschheit. Ist jenes Licht ausgeschlossen, diese Achtung an weichlicher, mystischer, höhnender, selbstsüchtig vernichtender, in Selbstsucht quälend philosophirender oder frömmelnder Geringhaltung alles Menschlichen verloren, was bleibt dem Leben? Oedes Dunkel im Gemüthe, oder sinnlicher Rausch, Zwist mit sich und der Gesellschaft. Wer, sey es aus edleren, aber irrigen, oder böswilligen Antrieben, allem Geschehen oder Geschehenen grollt, wer Alles verachtet, ist immer durch innern Zwiespalt und Unmuth dahin versetzt worden; aber der Grund dieses Unmuthes bleibt immer irrige oder verderbtheitsentquollene Ansicht, ausgeschlossenes Licht von Oben, durch fremde oder eigene Schuld verlorner Glaube an Menschheit, meist eine Folge des ersten. Darum sind beide Angelpunkte in jeder Oekonomie des Lebens, an Einzelnen, an Völkern festzuhalten. Sie sind als zwei heilige Gegensätze zu betrachten, die sich wechselseitig erhellen. An beiden nur erhebt und versteht sich die Seele.

Lebensmacht jeder Anstalt beruht auf zwei Linien: was als Ganzes sie vermöge und leiste? — was ihr geleistet werde und welche Einzeln-Vermögen sich in ihr vereinen? — Licht von Oben — Achtung der Menschheit — die zwei Angelpunkte, Alle bedürfen ihrer, das Ganze am meisten. Wenige, die nicht deren Mahnung und Wunsch wenigstens in einzelnen Stunden, Lagen und Bedrängnissen fühlen!

Der Mensch nimmt Alles in sich auf, was als in ihm selbst liegend und nöthig ihm gezeigt, was seiner Empfänglichkeit gemäß, verwandt und in sichtlicher Beziehung auf inneres oder äußeres Leben und beider Einheit ihm nahet. Diese Ersichtlichkeit muß um so heller seyn, je mehr er mit noch unter ersten Eindrücken erwacht, je weniger er über das Leben noch gedacht oder erfahren hat, also heller der Jugend, die der letzten noch mangelt. Es ist unnütz, Etwas empfehlen, thöricht, Etwas aufzwingen, zu dem nicht ein schätzender Wunsch, der den Boden aufschließe, vorangehend erregt wurde. Es wird als peinlich Zudringendes nicht geachtet, verhaßt oder geschmäht, dem nicht ein Gefühl, durch welches es sich empfiehlt, ein Reiz, der Sehnsucht erweckt, zugleich zur Seite geht.

Die ersten Ursachen des in sich Aufnehmens oder nicht, des Uebergehens in's Leben oder nicht, des Versippens mit eigener Freude und Schätzung oder nicht, müssen also in der Art des Unterrichtes (Schule oder Welt), wie weit er mit vorbesagter Maxime übereinkomme oder nicht, gesucht werden. Nur auf diesem Wege wird Etwas praktisch. Jeder Unterricht aber, der der Schule oder der Welt, muß seiner Natur nach so viel Allgemeines, nicht in unmittelbarster Berührung stehendes, in sich enthalten, daß Keiner am Einzelnen nur, sondern nur am ganzen Tone des

Lebens sich nachweisen kann, was Lehre genützt. Das ist die praktische Ansicht, welche von Jugend an Jedem eigen werden muß. Er muß gewissermaßen glauben an den Werth, den verhülltern wie offenern, des Wissens und Lernens. Er muß es achten wie die Tugend, sein selbst willen, ohne jedesmal zu fragen, was wirft es ab? — Darum bleibt zu allem Menschlichen der Schlüssel Geschichte, weil eben sie jenes Allgemeine an einem Allgemeineren ersichtlicher, das Leben des Einzelnen in das der Menschheit versetzt, und hierdurch seine Kenntniß der Werthe und Bedeutung erweitert.

Jedes wahre Ganze trägt ein Leben (eigenes oder verliehenes) in sich. Jedes Leben setzt ein Ganzes (eine Vergliederung dessen, was ihm nöthig) voraus. Geahnt muß es überall werden, wenn gleich, was geahnet, nicht völlig erklärt noch erwiesen werden mag; wenn gleich was Leben? — worauf es beruhe? — wir nie, nur daß es da sey, und dies oft nur mit höherem Sinne durchschauen. Geahnt, vorausgesetzt aber muß es überall werden, in jedem menschlichen Werben, Anstalt und Seyn. Das allein erhält uns bescheiden, bewahrt gegen die Hoffart sachlich einseitigen Absprechens vereinzelnder oder zerlegender Theorien, verwarnet uns, es überall als vorausgesetzt mit Sorge zu erforschen und zu behandeln. Jeder andere Standpunkt führt irre oder macht roh. Nur dieser versetzt in die Demuth einer höhern Sphäre voll unerkannter Kräfte, Berührung und Daseyns, die uns gerecht, in der Gerechtigkeit erhabnern Blickes seyn läßt für Vieles. Nur wer in der menschlichen Gesellschaft mehr sieht, als eine bloße Vergliederung abgerissen erkannt oder geschätzter Habhaftigkeiten oder ihres todten, sächlichen Vereines; wer Sachen achtet als ein dem Leben angehöriges und das

Ganze als ein aus dem Leben Aller hervorgehend und in ihm vorhandenes Leben, welches mehr geahnt als gefaßt, in dieser Ahnung aber bei Allem, was er unternimmt oder vollzieht, so zarter von ihm behandelt wird, einmal als das, was mit jedem Irrbegriffe so leicht zu verletzen, zweitens, als die eigentliche Grundkraft, durch die Alles geschieht; nur ihm wird in dieser Denkweise sich offenbaren, was in keiner andern, und so Manches, was er als Höheres voraussetzt, auch als solches sich aufschließen; nur er wird, einen innern, verborgenern Lebenszusammenhang ehrend, gesicherter gegen jenes frechabsprechende, rohe Verfahren und wohlthätiger wirken, als die, welche überall nur Sachen, und Sachen in vereinzelter Beziehung auf sich, ihr Meinen und Persönliches sehen.

Was ist durch solches Ertödten oder Verkennen des Lebens unser Wissen geworden? Reelllehre und doch kein Reelles, vielsammelnd und doch in keinem zu allgemeiner Umfassung ermächtigend, immer verallgemeinernd und doch nichts zu seinem Ganzen vereinend. Was soll daraus werden? Wohin kann dieses allgemeine Schlaffseyn des Geselligen durch Versächlichung, die nur für Abgerissenheiten vorhandene Neigung in ihr und die geistigere Verödung des Gemüthes in jeder Angelegenheit des allgemeinern Haushalts und Daseyns führen? Was soll werden, wenn ein Höheres Noth thut und Alles vereinzelt, Alles nur Sache, nichts mehr ein Ganzes und nichts mehr zu wecken: wenn überall nur alleinstehende Menschen und was mit ihnen vergänglich, nirgend feste Ideen, nirgend ewige Grundsätze, die, aus dem Ganzen gezogen, mit dem Ganzen fortschreiten, kurz nirgend ein geistiges Leben? Nur ein Ganzes, dessen Seyn durch eigenes geistiges Seyn in Jedem erkannt steht, kann erheben.

Was macht stark, d. h. mächtig oder kräftig, oder beides? Ein Capital wird stark durch Mehrung und Erwerb. Der Mensch wird stark, an Macht, durch Zusammenfluß von Mitteln, Zwecke zu erreichen, oder niederwiegend, herrschend nach Außen, neben oder über Viele sich zu behaupten; stark, an innerer Kraft, durch Alles, was an eigenem Wesen durchgreifendere oder höhere Eigenschaften entwickelt, durch Gegenstände, Begriffe, Gebilde und Wünsche, welche ihm vorzügliche Anlässe zu Thätigkeit, Gewöhnung und Bildbarkeit werden. Beispiele, Gesetze, Verfassungen können auf das Leben einfließen; Geschichte kann wirken, aber nur nicht allein; ein noch Anderes, ein vorbereiteter, Verwandtes empfindender Lebenssinn muß da seyn und beitreten. Es gibt Einige, welchen durch eigenes Wesen er in schaffender Regsamkeit zusteht. Bei Vielen kann er nur durch hinzukommende Reize eines sichtbaren Lichtpunktes der Hoffnung oder Wünsche errungen werden. Daß man diese letzten, daß man selbst den Mindesten um einige Stufen erhebe, das macht die Stärke eines Volkes, und dafür stehen uns manche Mittel zu Gebote, aber immer unter der Bedingung, daß Einzelnes und Allgemeines leben, das Leben jener Höhern und das der Mindern wechselwirkend eines mit dem andern in Berührung gesetzt werde. Diese Berührungsseiten, Empfänglichkeiten oder Zwischenglieder zu finden, ist die hohe Kunst. Nur durch sie wird eine wahre Einheit in das Leben eines Volkes gebracht; der Kleinste dient dem Großen; das Große wird ihm verständlich, ohne darum kleiner zu werden; es tritt in seinen Augenkreis, so ferne es ihm an sich bleibt. Uebrigens könnte man zuweilen fragen (da aber Alles an so vielen verborgenen Enden hängt, schwerlich vollkommen beantworten): Würde, wenn zu gleichen Begriffen oder Erweckungen

dem Schwächern wie dem Stärkererscheinenden die Gelegenheit offen gewesen, der Erste selbstthätig geleistet haben, was der Zweite? oder würde dieser bei andern Verkettungen schwach geblieben seyn, wie jener? Eine gefährliche Frage, weil, wie die Beispiele so häufig, sie leicht an jene Irrschätzung der Umstände, der Schwäche oder der Kräfte, hinführt. Kommt es doch bei jeder Menschenstufe auf ganz verschiedene Selbstregung und Empfänglichkeiten des Gegenständlichen, auf eine in ihrem Innersten ganz verschieden vorhandene Affectibilität, auf eine ganz andere Stellung oder Energie der Grundtriebe, auf deren Art, Inhalt und Artbarkeit an; und sind nicht hieraus die Verschiedenheit der Lebensgestaltungen, die Erscheinungen zu erklären, daß vor denselben Gegenständen die Einen entschieden, stark, muthig, erhoben, die Andern feige, träumerisch oder als gar nichts sich zeigen?

Leben ist Handeln, Handeln Leben. Es kann sich selbst nur Etwas (aus sich und für sich) seyn durch passive und aktive Bewegung, durch Empfinden, Denken, Vollziehen. Was hierin geschehen **kann**, verweiset auf die höhere Frage einer Bestimmung, — ein Sollen? — auf was für das Leben geschehen muß — auf Nothwendiges, auf Bedürfen jeder Art, auf Höheres und Tieferes in ihnen, auf ihre Mittel, ihrer Mittel Verstand und Erwerb. Hierdurch stehen wir am Punkte des **Nützlichen**, am Punkte seiner richtigen Stufung und Fassung, werden verwiesen auf das sächlich ökonomische, — weil aber der Mensch ein untrennliches Ganze, im Sollen und Müssen auf ein **Religiöses** und **Sittliches** in Allem.

Leben ist Zeit, Zeit Leben. Durch Letztes erhält die Erste einen ökonomischen Charakter, tritt über in den Haushalt und findet eine ökonomische Bedeutung durch Bedürfnisse,

welche ein gegebener Zeitraum unverweigerlich fordert, durch Erwerbnisse, welche ein gewisser Zeitraum bedingt. Sind Thätigkeiten und ihr Vermögen die eine, so ist Zeit die andere Seite des Haushaltes.

Nützlich ist brauchbar für's Leben, und brauchbar ist nützlich. Die schärfere Auffassung (die Rangbezeichnung) des Wortes „nützlich" ergibt sich von selbst im Worte brauchbar. Brauchbar, wofür? zu welchem Ziele? mit welchen Folgen? unter welchem Zeitmaße in seiner Beziehung zum Leben? — Nützlich, in Hinsicht der Zeit, entstünde also in der Beziehung eines Dinges, welches sie fordert — ob dienlich, wie weit nöthig für's Leben des Einzelnen oder einer Gesammtheit?

Leben bleibt ein durch Erscheinungen gegebener, in ihnen summirter Begriff, eine Reihe Vermögen, Eigenschaften, Funktionen und Forderungen, die wir aber nirgends auf ihren Keim, auf ein inneres Wesen jenseits des äußern Erscheinens und Wirksamwerdens zurückführen können. In seinem Ganzen undurchschaubar, eben darum ein so grenzenloses Spiel mit fast willkürlichen Deutungen, Erklärungen und Hypothesen. Leben, so weit wir es einsehen, sagt uns nicht mehr, als durch die That dargethane Möglichkeit eines Seyns, seines Waltens und Bestehens, das den Grund alles eigenen Wirkens und der Kraft, die es vermittelt, undurchdringlich in sich verschließt .... ein göttlich Geheimniß, welches, so weit es an den Tag tritt, als bestehend und thätig, aber nicht weiter sich nachweist.

Die Worte Leben und Zeit, weil so häufig neben einander erscheinend, werden oft synonym; doch ist zu unterscheiden, daß Zeit nur Raum für das, was successiv durch's Leben geschieht, Geschehenes wie der Fluß ein Abbild

zurückspiegelt. Wie Geschehenes auf das schreitende Leben fortwirke, ist am Leben selbst zu betrachten; nur hierdurch sind die Zeiten als Collektiv-Gestalt vieler Leben zu verstehen. Leben ist ein Geschehen, hat eine Geschichte; dadurch tritt es in das Band der Zeit ein. —

Des Lebens Entnervung und Entstellung.

Den Meisten erscheint das Leben nur darum so wichtig, weil sie so viele sich überbietende Ansprüche hegen. Nicht Wahrheit, nur ihre Träume wissen sie zu schätzen. Daher bei so mancher Hoffnung vollem Uebermaße eine so oft verletzte Wichtigkeit desselben; hierdurch Zermalmung, Hohn und Verzweiflung, ein am Zerfließen seiner Träume verödetes Leben. Daher vom Kecken bis zum Erbärmlichen, mit allen ihren Rückfällen und Zwischenschattirungen, so mancher Werther und Faust, Peregrinus und Catilina, Schwärmer oder Selbstquäler, die Summe jener, an eigener oder fremder Ueberspannung, an ihren Gelüsten, Meinen, Deuten, Hoffart oder Leere zu fieberischer Krankhaftigkeit aufgedunsener Gemüther, denen, weil sie sich selbst so viel zumessen, nichts genügt, nichts bleibt von allem Begehrten, als das hohle Nichts ihrer eigenen Aufgaben, der geistige Tod einer vergeudeten Jugend. Daher so vieler Ueberdruß, Mißmuth, Verödung, Greifen nach Allem und Wegwerfen, die Magien der Frömmelei und das Fieber des Unglaubens, die Alles in Hohn verkehrende Weltlust oder Philosopheme, — Früchte desselben Triebes, je nach Verschiedenheit der Gemüthsarten und einer da- oder dorthin empfangenen Richtung, Folgen einer frühe entkommenen Ueberwichtigung einzelner Lebensansprüche, ohne Halt

durch die Uebersicht seiner Wahrheiten als Ganzes, und wie es groß seyn könne, gerade darin, daß es bescheiden, mäßig, das Wenigste fordernd, einem Höhern ergeben, das Meiste versteht und das Gediegene sich aneignet. Daher eine nicht dichterische, aber traumsieche Jugend, die, alle ihre Gebilde als Wechselbriefe auf Seligkeiten ansehend, sich beleidigt fühlt, auf stete Versagungen bei irrigen Antrieben zu stoßen. Daher bei betrachtungslos fordernden Voraussetzungen unendlicher Lust oder unendlicher Durchschauung der flattrigen, wallenden, zerfließenden Herzchen stets wahntrunkene Freuden oder Leiden, die Romane des in Liebe sich selbst zur Pein gegebenen überschwenglichen Gefühles, der mystische Regenbogen gewaltiger Verheißung und Ahnung in Selbstwerth oder Lust neben der vertrockneten Menschheit, bis, der selbsterregte Schaum am kraftlosern Alter verstäubend, die eigenverschuldete Erbärmlichkeit als Lebenserbärmlichkeit uns kahl, trügerisch und verächtlich umgibt. Daher nach hohler Jugend die vermeinte Klugheit des Alters, welches bei fortwährenden Bedürfen und Aengsten, Drängen und Treiben nicht nach Besserem, sondern nur nach Anderem, die welken Kränze früherer Thorheit einen nach dem andern zerreißt. Daher die Inconsequenz, die, mit den Jahren immer kindischer, dem Hohne alles Wahren mit steigender Hoffart sich hingibt, nichts mehr achtet, nichts mehr leistet, weil sie nichts in den festen Ideen, nur in den Träumen seiner Größe, weil sie nur modisch Gepriesenes in der Nichtigkeit seines Schwankens ergriffen. Daher zuletzt ein Zeitgang, wo jeder neue Tag den vorigen verachtet oder bereut, weil nirgends ein Halt mächtiger Erinnerungen, ein Wandel in Ehre, ein Zusammenhang durch wahrhaft und tiefer Erkanntes, mit

Allem, was für Welt, Geschäfte, Geschäftsgeist und Gesellschaft hierdurch gebricht.

Nur wahrhaft dichterische Jugend kann in den bleibenden Gebilden des Schönen und Edeln, an dem sie erwächst, innere Feinheit, durch solche ein gediegenes Alter begründen, ein Alter, das, weder Menschen noch Leben, wenn gleich das Thörichte in beiden, verachtend, an Höheres glaubt, nicht täglich verzagt, nicht immer bedarf, nicht grollend hinwegzehrt, weil es in sich trägt, was den eigenen Werth in dem des Daseyns stets auffrischt. Nur wem, immer thörichter und hohler, von allem Erstrebten nichts bleibt, als der nichtige Ingrimm des Strebens, das er nicht unterlassen kann und doch verachtet, wird sich arm finden, wenn er des innern Reichthums am meisten bedarf. Nur wer Großes in sich erzeugte, kann das Leben, das eigene und fremde, noch ehren, wenn alle Erwartungen des Morgens sich immer mehr in bloßes Abendlicht der Erinnerungen verwandeln.

Wie uns der wahrhaft Hochgebildete mit jedem entdeckten Irrthume besser, der Nichtige nur nichtiger wird, so ist's bei Allen, in welcher Form sie auch erscheinen, Lehrjünger oder Wohlleber, Empfindlinge oder Lüstlinge, Geld- oder Ehrsüchtige, — immer dasselbe. Wie sie Alle Haltlosem erwuchsen, so bleiben sie haltlos, mögen sie die Wunder-Essenzen des Lebens hier suchen oder dort.

Der Erbärmliche oder der Taugsame, aber Verworrene, wie sich Jedem Alles um die vereinzelnde Berauschung einiger Gefühle, Phantasien und Ansichten dreht; wie hiernach ihre Gebilde, in welchen sie Alles, außer welchen sie nichts schätzen wollen, sich entwickeln; wie in dumpfem Brüten der Eine nichts fordert, als des heutigen Tages Entzückung und was hierauf abschließt, der Andere mehr

vom Leben begehrt, als es vermag oder seine abgerissenen Theile enthalten; kurz, wie sie Alle nie fassen, daß jeder Einzelne bloß Glied eines allgemeinen Ganzen, nur in und durch solches und dessen höhere Gesammtverwendungen zu einem Großen in sich und seinem Fortschreiten gelangen; wie sie Alle die Geschichte lesen, ohne zu fragen, ob Epaminondas mit Ansichten, wie die ihren, geworden wäre, was er war, so weist Alles dahin, Einseitigkeit sey die mächtigste Quelle aller Lebensentstellung und Entnervung! Vor Allem also sey darnach zu trachten, daß Viele an großen Gegenständen, an vielseitiger Erkenntniß eigenen Lebens Werth finden. Was sollen die, welche so wenig hievon verstehen, für sich, für Andere, für das Ganze bewirken, als des Lebens Erniedrigung und Zerrüttung, seine unnütz vermehrten Gefahren, Leiden und Klagen über Verworrenes oder das Tragische in ihm? —

Das Recht, zu klagen, wie das, zu bessern, kann nur an den Ursachen, warum sich Alles so zutrage, und an ihrer tiefern Durchschauung uns aufgehen. Nicht das Daseyn als äußere Erscheinung, sondern sein inneres Wesen kann uns belehren. Nicht ein eisern Verhängniß oder irgend ein erträumter Plan, daß es so kommen müsse, trägt die Schuld, sondern des Menschen Irrthümer am Leben und seine hoffärtige Vernachläßigung, sie zu bessern, die ihre eigene Nemesis ist, — Alles, was kommen muß, weil trotzige Thorheit es einleitet. Nur diese dürfen wir anklagen, um in der Geschichte mit hellerem Blicke und in uns selbst das möglich Bessere und seine Erweckungsmittel zu finden. Nur am Kennen und Mißkennen des Lebens, an den Quellen des letzten, im Geiste der Menschen, lassen sich die Standpunkte des Vorhandenen, der Betracht dessen, was zu thun sey, berichtigen.

Die Worte „Widerstreit des Lebens, Lebensversöhnung,“ bezeichnen sie meist mehr als die in kläglich kleinlichen Leidenschaften befangenen Herzensthränen über eine entnommene Puppe, wie sein eben so thörichtes Aufglühen an einer neu wiederempfangenen? Wer mit Begehren und Aengsten nach Etwas, das er als Glück in sich hineinspiegelt, sich selbst nie anders, als nach dem Trotze oder der Verzagtheit, welche der Augenblick in ihm erzeugte, empfindet, was kann er werden oder erreichen? was kann ihm Gewißheit werden oder sichere Höhe?

An der Geschichte offenbart sich, wie Vieles wohl nothwendige Folge, nicht aber Nothwendigkeit, welcher der Mensch, blind unterworfen, nie entweichen könne, an sich, sondern nur Wirkung sey der Thorheit, die aus menschlicher Herzen Trotz und Verzagtheit, aus Selbstlüge und feiger Scheu strenger Forschung nach Wahrheit entspringe. Schicksal, dieses heroisch seyn sollende Jammergebilde des Lebens ist — des Menschen eigener Mißbrauch, das Unvermeidliche, dem er sich selbst durch Fehler und deren Ausflüsse verkettet, das Unvermeidliche, so aus Trägheit, Unrecht, Irrthum, Hoffart und vernachläßigter Selbstgestaltung hervorgeht. Hätte oder brauchte Jeder seinen Verstand für Erkenntniß des Rechten, wie wenige Uebel! Unverständlich wird sich Jeder und der Hergang des Daseyns verworren, wo er selbstverschuldet dem wahren Ziele entnommen, über nichts mehr sich zu orientiren, über nichts zu einer Ansicht des Ganzen, durch sie zu einem eigentlichen Sinne des Lebens zu gelangen vermag. Hieran erklärt sich, wie sehr Geschichte als Lehre seiner Umfassung zu achten; hieran auch aller Klaggebilde oder Hohnphilosopheme, die man nach jeder Zeit eigener Qualen gegen solches hervorbringt, innere Hohlheit. Aus den drei

Grundtrieben — Glück, Größe, Gewißheit — entspringen wie menschliche Entwicklungen, so menschlicher Jammer. Aber nicht sie oder das Leben betrügen, sondern ihre Vernachläßigung, weil man nie lernen will, was sie in Wahrheit begründe und sichere, was über das Tägliche berichtige oder erhebe.

Wer das Leben nicht erkennt als einen unter göttlichem Gesetze und Verantwortung übernommenen Auftrag, als eigene Nemesis in dessen Versäumen, — wem nicht hierdurch Alles im Maße und in der Gewißheit seiner höhern Bestimmung für Rechtes und Gutes, wem nicht die Gesellschaft erscheint als Mittel und Aufgabe, Allen wechselwirkend erleichtern, vollbringen zu helfen, was kein Einzelner einzeln vermag, was jedes Daseyns Pflicht, Möglichkeit und Erforderniß, was Tugend, Würde und Adel nach eines Jeden Anlage ist; — wem nicht dieses Recht aller Rechte, diese Pflicht aller Pflichten Grundansicht wird seines Wesens: wie können ihm, der sich selbst aus diesem gottbezeichneten Umkreise verstößt, noch gültige Werthe und Großes sich aufschließen! Kein Staatswesen, das sich außer diesem Kreise hält, kann Uebereinkommen mit seinem Zwecke, kann Kraft, Würde und Gewißheit seiner selbst finden.

Dunkel fühlt Jeder, Daseyn sey eine Aufgabe, nicht ohne Mühe zu lösen, nicht ohne Wissen zu verwenden. Aber ob edler Muth, edleres Wissen, in der Freudigkeit eines Höhern, kühn zu edlern Lösungen treiben, oder ob feige Trägheit, ob weichliche Betäubung, was dem Schreckbilde einer Anstrengung für Höheres enthebt, was zum leichtern Siege eines gemächlichern schmeichelt, als Krone des Daseyns bezeichne, das macht den Unterschied. Die Meisten wählen, was, mit der wenigsten Arbeit, dem hohlen

Bilde ihres eigenen Innern das Mehrste verspricht. So verwirrt, des Lebens Räthsel zu lösen, der falsche Antrieb in immer tiefere Räthsel, das Streben nach Ruhe in Unruhe, das Streben nach Glück in dessen Verfehlung; denn immer vielfältiger tritt in's Leben die wiederholte Erfahrung, daß heute schon nicht mehr gelte, was gestern, daß es nicht mehr zureiche, nicht mehr entzücke, und immer Neues errungen werden müsse, daß nichts irrig für fest Gehaltenes fest stehe, weil irriges. So wirkt Alles so verderblicher, weil wahrheitlos, auf die Gemüther zurück. Streben nach Gewißheit wird träge Erstarrung, Streben nach Großem aller lächerlichen Eitelkeit Anlaß oder trauriger Gewaltsamkeit Quelle. Eigentlich läuft doch der meiste Katzenjammer des Daseyns auf Glückssucht hinaus: der Mensch, der glücklich seyn will und nicht glücklich zu seyn weiß, dessen innerste Antriebe, Standpunkte und Ansprüche, dessen Voraussetzungen in allen Welt- und Lebens-Ansichten sich damit befassen und der sich selbst und die Dinge zu erkennen versäumt, der eigene und fremde Schuld, Trägheit, Verwilderung und Trugbilder cosmogenisirt und aus einem Allgemeinen ableiten will, was er in sich selbst suchen sollte. Die meisten philosophischen, theologischen, weltkecken Läugnungs- oder Versöhnungs-, Genuß- oder Jammer-Systeme, an Zweck, Quelle und Antrieb dieselben, nur durch auslegende Stimmung verschieden, drehen sich um diesen Punkt, entspringen aus ihm. Weil das vielbegehrende Kind sich verletzt fühlt, gibt es keinen Gott! ist Daseyn eine höhnende Willkür, oder der Mensch von Grund aus verderbt! Alle entstehen, weil im verkehrten Streben nach Glück die Hoffart, sich selbst mit hoher Einsicht zu täuschen, ihr Spiel findet, statt mit Ruhe nach Wahrheit zu forschen. Daher Zwist, Hader, Verfolgung,

bei gemeinsamem Irrthum, Verfolgung mit so höherem Stolze, als der Trieb Glück sich höherer und heiligerer Namen, im Ringen nach einem Unfehlbaren, nach Rechtem und Gutem, vermißt. Das Gewissen erschrickt vor sich selbst, es macht heuchlerisch, feig, man schämt sich dessen, was man eigentlich will; desto mehr trachtet man, eigenes und fremde Gewissen mit dem Sonnenblicke mächtiger Worte zu blenden; desto härter verfolgt man, wer unsern Dünkel, gleichviel ob mit einem andern oder mit Wahrheit, bestreitet. Die meisten Theogonien des Uebels liegen in einem kranken Sehnen nach Glück, in einem Suchen ohne Finden, weil ein Suchen ohne Sehen, ein Gesuchtes so nicht zu suchen war.

Aus dem Leben treten, abnehmen, ableben, nenne ich, was aus seiner natürlichen Beziehung gerissen, sich vereinzelt in ein bloß künstelndes Festhalten seiner bedeutungsentzogenen Formen und Stoffe; jede zu mannigfaltig willkürlicher Gestaltung hinaufgetriebene Möglichkeit zu bloß eiteln Versuchen, wie weit sie sich aufspreizen lasse von Spannung zu Spannung. Todt ist an sich ja Jedes, so ganz zum Passiven gemacht.

Geschehen ist es um alles wesentlich Eingreifende, bildend Wahrhafte, dem Innersten des Menschen als Verwandtes Zusagende, aus eigener Quelle lebend auf Leben Einströmende, sobald ein solches Hinaustreiben über das eigene Seyn Etwas aus seiner natürlichen Beziehung und Stelle, aus den ihm zugewiesenen Gegensätzen der Wechselwirkung und des Zusammenhangs reißt — oder sobald das Gemüth nicht mehr an einer Sache nach ihrem wahren Gehalte sich begnügt, überall nur sich selbst und die Meisterschaft seines thörichten Wahnes am Ausspinnen ihres zerrissenen Daseyns, an den Entstaltungen ihrer selbst

darzustellen sucht; sobald eine Verrichtung, ein Wissen, eine Kunst, irgend ein Gegenstand unseres Daseyns von dem einzigen Wege seines Verstandes, Betriebes und seiner Erwerthung, von dem ihm eigenen Boden der Seele, auf dem er wurzelt und Bedeutungen findet, losgerissen und von Begriff zu Begriff, um eine immer noch willkürliche Anwendung zu erreichen, bis zur öden Schwindelei hinaufgeführt wird. Todt steht es fortan neben dem Menschen, nicht in ihm. Sey's Staat, Kunst, Sitte oder That, es ist außer das Leben getreten. Warum sind alterthümlich wirkliche Volkslieder, Gebräuche, Ueberlieferungen, so sprechend, so gehaltvoll, so anregend? Weil unmittelbar aus wesentlichen Beziehungen im Leben erzeugt, wirksam und bewirkt in wechselseitig fortschreitender Bewegung mit ihm, so lange der Stoff jener Beziehungen dauert. Darum mißlingt es, wenn eine abgeartete oder ermattete Zeit alten Formen als Spielen verjüngter Mode nachjagt, oder irgend eine Absicht andere Richtungen mit abgeschiedenen Geistern erzwingen will. Schrecken können sie, aber nicht freie Artung erzeugen. Alles wirkt nur nach Stoffen, nach Empfänglichkeiten, die es vorfindet, nach Bind- oder Entbindungen, welche es vermöge seiner und des Gegensatzes Beschaffenheiten stiftet. Leben ist Wirken. Wirken heißt ändern, erziehen, ein Fortschreiten hervorbringen, oder, was seiner Natur nach fortschreiten sollte, aufhalten. Des Vorhandenen, des neu stets Hinzutretenden innerste Eigenschaften, Zusammenhang, Umstände, die Temperaturen der Zeit und des Ortes müssen genau durchschaut werden, um aller Ursachen der Aenderung oder des Stillstehens Zahl und Verhältnisse zu übersehen. — Wer kann das? Wer kennt das Leben ganz? — Darum hat so manches zu seinem Zwecke Vermeinte ganz Anderes

hervorgebracht. Darum hat eine Folge unbemerkter Zuströmungen so entscheidenden Einfluß. Darum tritt ohne besondere Wahrnehmung seiner Anlässe so Vieles in oder außer Leben. Darum ist so mißlich und selbstbeherrschend strenge Prüfung erforderlich, um richtiges Wirken zu gewissenhaft und rechtem Erfolge zu unternehmen.

Macht des Lebens? Entnervung des Lebens? Ueberall ist das der Einzelnen, das der Gesellschaft zu unterscheiden. Wie weit das der letzten von jenem der ersten, oder erstes vom letzten ausgehe? Wie weit beide auf besonderem oder gemeinsamem Prinzipe beruhen? Die Lebensmacht einer Gesellschaft beruht auf der Art ihrer Getriebe, die wahrere auf wahrem. Aber auch irrige können durch Erhitzen der Gemüther zu augenblicklich großen Aeußerungen treiben. Nur vergeht mit der Glut auch die Macht.

Einzelne und Gesellschaft — die ersten haben auch ohne allgemein nationale, selbst ohne viele persönliche Ehre und Geist, noch mancherlei Mittel, leidlich mit einander zu leben. Aber letzte, um sich mit wahrhaft Menschlichem zu verbinden, zu bestehen und zu wirken, hat nur den Glauben, die ideale Achtung ihrer erhabenen Gerechtigkeit, Bestimmung, Nichterreichbarkeit von Unarten, der großen Pflichten, welche sie ausübt, also auch Größe derer, welche für sie auszuüben sind. Phantasie, der Schwung über das Gemeine hinaus, ist also weit mehr, als man oft meint, die tiefste Grundlage eines edlern Lebens, wie in den Einzelnen, so noch mehr in der Gesellschaft, das innigste Band jedes Vereines mit ihr. Daß diese oft so verkannte und vernachläßigte Kraft, daß ihre reinsten Bedingnisse und Quellen, durch welche ein edleres Vertrauen erreicht, was nie die ängstige Klugheit, als Macht-Element des Lebens für Einzelne und Massen, die gerechte Sorge in

der künftigen Gestaltung und Erziehung der Menschen verdienen — ist wohl zu erwägen. Daß Tyrtäus und seine Macht keine bloße Schulerzählung bleibe, sondern in die Betrachtung übergehe, was, damit er so wirkte, die Spartaner seyn mußten, was also möglich im Leben und wodurch es dazu werde? — ist nöthig. Wenn ich von Poesie rede, meine ich die durch eine großartige Bezweckung des Lebens im Herzen erwachende, in Sprache oder Kunst nach außen sich darstellend ergreifende! Selbst die Wirkungen des Marseiller Hymnus, als ein die Menschen des Tages in ihrer eben regsten Empfindbarkeit Berührendes, hätte für manches anthropologisch durchdringendere Nachdenken und Frage, wie zu wirken, wecken können oder sollen.

Weitumfassend, doch nicht unbedingt, ist das Leben! Grenzen sind überall, Grenzen der Natur, noch weit mehrere deren, welche wir selbst ziehen, indem wir unsere Schätzungen und das Sittliche zu berichtigen versäumen. So im Volks-, so im Einzeln-Leben. Hohe Gaben hat unser Geist. Aber in die Erde sind wir verwurzelt. Dürfen wir undankbar klagen, wenn wir besinnungslos jene Gaben in die Dienstbarkeit einer armen, selbstischen, hoffärtigen Vergänglichkeit einengen? Der Lehrer, der Künstler, welche an Heldenbildern Größeres aufschließen, stehen höher, als der Erfinder eines neuen Seidenwirkerstuhls. Dieser hat, wie Jene, seine Verdienste. Aber wie schätzen wir? was steht uns höher? Dürfen wir murren, wenn bei irrigen Ansichten unser Daseyn, statt der Blumenwege irdischer Glückseligkeit, sich nur zu oft in ein mühseliges Ringen mit überachteten Sachen verliert? —

Gestaltung, Art und Beding.

Leben als Auftrag, als Verwaltung eines höher Betrauten, stellt alles Sittliche auf diesen Boden und alles Rechte unter diesen Standpunkt. Das Ich — der Verein aller Anlagen, Thätigkeit und Vermittlung für's Leben, betritt hierdurch die Stufe einer Verantwortlichkeit, eines absoluten Gesetzes, zu erfüllen im Gebrauche jener Anlagen. Ich bin frei, jedes Edlere zu wählen; aber nicht frei, meine höhern Kräfte in Schlummer zu legen, mich selbst zu verkümmern, mich einzulullen, um etliche Weichlinge nicht durch meine Riesenstimme zu wecken, oder mich selbst zu entnerven, um meine Seligkeit in ihrem Gelispel zu finden. Angenehm mag das seyn für den Augenblick. Aber wenn nun die kommen, wo höhere Pflichten zu erfüllen, wo man gewappnet seyn sollte für Höheres, wenn dann gebrauchlos, weil ungeübt, versäumt und verkrüppelt, alle Kräfte in uns siechen, wir aus eigener Schuld nicht zureichen und was wir hatten erhalten können — das Bessere untergehen muß .... welch ein Urtheil steht dann gegen uns, gegen Zeiten und Völker, welche dies verschuldeten, auf? Der Mensch hat das Recht und die Pflicht, kleinliche Forderungen von sich zu weisen, welche für größere Forderungen des Daseyns verunfähigen.

Das höhere Rechte fordert, sich als Mann zu bewahren gegen irrig fordernde Schwäche; sie zu erheben, nicht

sich zu erniedern, fremder wie eigener Schwäche aus gleicher Pflicht eines Höhern sich zu entziehen. Das höhere Rechte gebietet, redlich zu geben, was zu wahrhaftem Beistande nöthig; aber sich zu behaupten gegen jeden Ueberanspruch, gegen das Netz, in welches fremde Erbärmlichkeit den Starken unter lockendem Scheine freundlicher Hülfe so gerne hineinzieht. Die Schwäche, welche den Kräftigen einwiegt, gleicht dem Vampyr — unersättlich, bis alles Blut weggesogen. Wenn ein winselndes, schaales, nervenzerrüttetes Wesen einen wackern Mann aus mißverstandener Leidens- und Freundschafts-Pflicht endlich so abhärmt, daß er selbst hohläugig, schwankend, gepeinigt und matt, am Tage, wo er handeln sollte, die Welt krankhaft als Kranker betrachtet; wenn er unfähig hierdurch, was Amt, Pflicht und Vaterland fordern, mit ursprünglich eigener Kraft-Anlage zu erfüllen; wenn er überall, nur halb seiner gewärtig, halb sieht, halb eingreift, wo er als Führer Alle begeistert vereinen sollte — hat er Rechtes gethan? Er glaubt es! Aber desto schlimmer: sein Glaube hat ihn entkräftet. So sehr gehört strenge Selbstbelehrung über Leben, Lebenskraft, deren Quellen und Gegner — über das Rechte also, um nicht Pflicht mit Pflicht zu verwechseln, zu richtiger Verwaltung des Lebens.

Jede unserer Anlagen hat — selbst zu wirken, Wirkungen zu empfangen, doppelte Quellen und Wege. Quelle von innen; Weg nach außen: Quelle von außen; Weg nach innen: oder beides Quellen und Wege im Innern zum Innern. Ueberall steht der Mensch zwischen oben und unten, Himmel und Erde, mit beiden sich zu berühren und zu verstehen begabt. Dieses untrennliche Doppelseyn ist zu erwägen, wo menschliches Werden und Leben zu beurtheilen oder zu veranstalten. Wahrscheinlich sind nur

unsere höchsten Anlagen einem unmittelbaren Einflusse von außen verschlossen: aber doch nicht frei gegen den, welcher aus Anregung anderer und dessen selbstthätiger Fortsetzung im Geiste auf sie übergehen mag.

Wie jeder Einzelne im Ganzen der Gesellschaft, als Aktives und Passives, als erregend und Erregbares, von außen und innen, als Doppelwesen, als Sub- und Objekt steht, so muß auch dieses Ganze dafür bedacht werden. Leicht ist er bei diesem Doppelseyn, — den Gegensätzen in ihm und nach außen, — über seine sittliche Natur zu verwirren. Daher bei vernachläßigtem oder verschobenem Rechtssinne alles Gute und Ueble. Daß er als Doppelwesen sich zweifach personificirt, die eine Hälfte als Mythe aus sich hinausstellt, die andere ihr unterwirft, hiernach sich selbst fürchtet oder beschwichtigt, statt sich zu erkennen, nimmt ihm den sittlichen Standpunkt, schafft Schicksal, Verhängniß, und zeigt ihm Mächte in ihm als Mächte außer ihm, als übelwollend, verführend stärkere Wesen. So betrachtet er sich als Passives, statt seine Kräfte zu erforschen. Mit ein wenig tieferem Blicke würde er erkennen — Verführter und Verführer, der Uebel Quelle und Träger sey er, im Zwiespalte seines Innern — s e y e r, sobald er den höhern Vereinigungs-Lichtpunkt seiner Vorstellungen in einem Göttlichen, das ihm anbetraut, verlasse.

Sich muß der Mensch erkennen, nicht bloß in der Reihe eigener Einzelnheiten und Launen, sondern von Oben herab, in der Bedeutung seiner Anlagen, in der höhern Bestimmung, welche alle vereint und der hiernach gegebenen Bildbarkeit und Beherrschung für ein oberstes wahrhaftes Ziel. Das bleibt das Erste zu des Lebens wichtiger Gestaltung, der nie zu verlassende Stand, daß er Mensch und nicht Sache werde. Stellung, Lehre, Umgebungen,

welche diesem Ziele zu Folge, als dessen Hülfsmittel dem Menschen zu verleihen, sind hiernach; hiernach, wie er nie zaghaft oder hoffärtig träumen, sondern in seiner Bestimmung wahrhaft sich ehren, aller Dinge Werth und Verhältniß in dieser Gemäßheit verstehen lerne — zu erwägen! hiernach zu bedenken, wie er verderbe, sobald er sich nicht kenne, nicht ehre, nicht wisse, nicht fühle, was er könne, was er solle, was seines Daseyns Vermögen und Bedeutung!

Jede bessere That ist eine Menschwerdung des Göttlichen, eine theilweise Erlösung vom Uebel! Erlösung so mehr, als Andere wohl einzugreifen und in ihren Folgen sie weiter zu führen verstehen. — Dieses selbstthätig übereinstimmende Wollen und Streben ist die rechte Ergreifung fremden Verdienstes. Daß Erkenntniß und Achtung eines Höhern hierzu vorausgehen müssen, versteht sich von selbst! Der Mensch braucht etwas, so ihn leite oder beherrsche. Der Gemeine — eine äußere Autorität: Furcht, Macht oder Hoffnung; der Bessere — eine innere — die Größe eines an seinen Gedanken und Gefühlen sich erweisenden höhern Gesetzes. Nur hierdurch wird er Eins mit sich selbst, weil er hierin einen das Leben in seinen mannigfaltigsten Beziehungen in sich aufnehmenden und zu allseitig höherer Bedeutung wieder ausstrahlenden Mittelpunkt hat. Eins wird das Leben; darum voll — nicht eintönig.

Für Leben zeugt, was dessen Aeußerung, was nur erklärt werden kann durch ein in solcher Kraft wirkendes Daseyn. Darum aber das Leben selbst immer ein X, undurchschaubar, in Vielem unbeherrschbar, eine freie Kraft der Natur. Der Geist, der Sinn, der in Handlungen hervorbrechende, läßt sie er-, aber nur er-, nicht durchschauen;

mehr Quantitativ — das Wieviel, die Summe wirksamer Macht — als Qualitativ, die innern Quellen, Art, Inhalt und Beschaffenheiten eigenthümlicher Macht. Ihm zur Seite, sich wechselseitig erläuternd und Keines ohne das Andere klar, nimmt die Begebenheit — die in sub- und objektivem Wechselwirken zu einem Geschehenden oder Geschehenen sich verkörpernde Handlung — ihre Stelle. Doch mit der Unterscheidung — der Geist, das Subjective handeln als That und bedürfen ein Ganzes in sich und als Antrieb und Wille durch jenes Ganze nur zu begreifen. Das objective Geschehen, die That und ihr Ziel, ein Ganzes der Abstammung, des Ueberganges von Einem zum Andern, des innersten Zusammenhanges im Stammpunkte (dem Geiste) und des successiven Zusammenflusses mit äußern Dingen. Verlorne Zusammenhangsglieder lassen zum Theil an tieferer Durchschauung des Wirkenden, des Geistes, sich nachholen. Aber nie eine in ihrem ganzen Abstamms-Zusammenhange verdunkelte Thatsache sich gleichsam divinatorisch nachschaffen. Das ist zugleich die Regel, die Grenze und die Klippe der Geschichte. Jenes Nachholen wird möglich, weil in des Geistes wesentlicher Einheit der Formen Folge, Gediegenheit und Lichtmaß sich leichter nachweisen läßt. Thatsachen ersetzen, bleibt immer ein Erdichten. Erscheinungen sind nicht durch Erscheinungen, sondern nur durch das, was als Stammpunkt und Kraft selbstständig bleibend zum Grunde liegt, zu erklären. Darum läßt aber doch auch nicht jede, oder der Geist selbst aus dem Geiste und dessen Wirken sich verdeutlichen, sondern nur am wechselseitigen Beleuchten einen Theil des Strahles auffinden, an dessen Brechung die Farben, an den Farben die Umrisse, an den Umrissen manche Wesenheiten sich faßlicher ausscheiden, andere verhüllen. Erscheinungen

lassen noch eher in bestimmte Linien und Grenzen sich einschließen, als der unendliche Geist. Darum bei ihm, so wenig als bei den Dingen an sich, eine Alles erschöpfende, das Wesen vollständig aufzählende Durchschauung je möglich.

Darum läßt in der Oekonomie — einer fortlaufenden Lebensfristung und Sicherungs-Geschichte, — wie in der eigentlichen Geschichte sich wohl manches Einzelne in seiner Begegnung oder Verbindung mit Andern zu vollerem Ergebnisse begreifen: aber wehe Dem, wer untergegangene Begebenheiten auf diesem Wege zu ersetzen oder nur die vollen Reihen aus wenigen Bruchstücken wieder herzustellen vermeint. Verlorne Thatsachen lassen in der Oekonomie oder irgend einer andern Angelegenheit des Lebens, so wenig als in der Geschichte; nur verlorne einzelne Zusammenhangsglieder lassen sich einigermaßen wieder ergänzen. Nur selten ist Menschliches aus Klarem, Alles vollständig umfassenden, vorsehenden, vermittelnden Entwürfen hervorgebracht worden. Schon darum 1) weil der Mensch so zusammengesetzt, ein hierin so unübersehlich sich artend und fortschreitendes Wesen. 2) Weil er selbst bei so vielem stets um ihn Wechselnden nicht Alles zu über- oder vorzusehen vermag. Angeboten, aufgedrungen, unmerklich entwickelt, aus Noth hineingezogen hat sich so Manches. Wege sind geändert, Richtungen verlassen oder gewählt worden. Das ist's, was des Lebens Gestaltungen, Art und Beding, so schwer, so ungewiß, so verworren, in der Geschichte so unkennbar und doch Geschichte — geschichtliche Ansicht und treue Geschichte, die wechselseitige Erklärung des menschlichen Geistes aus Ereignissen, und der Letzten aus Erstem so unentbehrlich macht und so mißlich zugleich. Jedes vereinzelte Erklären aber, oder jedes Gelehrtscheinen, Wiederherstellen verlorner Hergänge aus

eigenen Ansichten — so gefährlich, so unnütz und dadurch oft so irrig oder ungerecht in Lob oder Tadel vergangener oder jetziger Männer und Zeiten, und darum Verlust der wirksamen Stellung, welche sie als Vorbilder oder Warner annehmen könnten oder sollten.

Leben kennen, Leben mißkennen? Meinung oder Wahrheit in beiden.

Ideen und Grundtriebe, als Absolutes sprechen sie, treiben sie, was ringsumher naht, was aus Erinnerungen spricht, was in Ueberlieferungen Anderer kund wird, zu erfassen, zu vergleichen, zu wählen oder zu verwerfen. Auf ihnen beruht das absolutere Leben. Aber je nachdem der Geist den Erziehungsbedürftigen erzog, Grundantriebe zu vernehmen und zu deuten, wie er demnach allem Einzelnen hierdurch Verhältnißknüpfung zu geben vermag, das macht sie und das Leben zu einem Relativen. Unter den mancherlei (je nachdem verschiedene Arten der geistigen Bildung) herrschenden oder beherrschten, zu immer weitern Entwicklungen fortschreitenden Beziehungen gestaltet sich das Stückwerk des Lebens zu Gutem oder Ueblem. Wie der Mensch in jenen drei Grundtrieben, Glück, Größe, Gewißheit, jedes Spätere nach den Grundlinien eines Frühern, dem ununterbrochenen Wachsthume der Zweige aus Aesten, der Aeste aus ihrem Stamme vergleichbar, sich aneignet, so kann, was des Lebens Würde und Herrlichkeit gründet, nicht später eingeschaltet werden, wie man einen fehlenden Paragraphen nachträgt, wenn nicht eine dem Begriffe und Gebilde frühere Stammverwandtschaft das Folgende in sich aufnimmt. Mag der Gärtner Aepfel auf deren Strauche

pfropfen? Nur was aus dem Geiste selbst sich deutet, umfaßt er.

Diese drei Grundtriebe, so mächtig sie auch, bedürfen doch selbst wieder eines Ausgleichenden, Beherrschenden, Regelnden zu übereinstimmend gemäßer Verwendung des Verstandes, der Lehre, der Vernunft, eines Höhern in den Ideen, sie zu berichtigen über Wollen, Erstreben und Sollen; sonst Flaches so leicht als Gediegenes, Schlimmes so leicht als Gutes in's Leben eintritt. Menschen, ohne Wunsch eines Andern, haben Jahrhunderte in einem Stande der Verwilderung oder Verwirrung gelebt. Gewöhnung wurde eine zweite Natur, in der Gewöhnung Interessen. Jeder Grundtrieb fand, je nach empfangener Artung, was ihn befriedigte.

Menschliche Beschaffenheit fügt sich, wie in die verschiedensten Himmelsstriche, so in die verschiedensten Zustände. Alles kann in's Leben eintreten. Ist's darum, was man so oft mit diesem Spruche andeuten möchte, ein Gut? In's Leben eintreten, d. h. herrschender Sinn und Charakter werden, kann Schlimmes und Besseres; was beides vermittle? — wie beiden zu begegnen? wie erstes aus dem Leben zu vertilgen, letztes zu mehren? — sind also die Fragen. Der Trieb ist maßlos. Er fordert sich zum Maße ein zweites Vermögen. Welches sind die Haltpunkte der Grundtriebe im Gemüthe, um nicht sammt ihrem schlußfertig-sophistischen Diener-Verstand unter Wind und Wellen ihrer eigenen Gewalten zu treiben? Prinzip, ewige Wahrheit, Idee: das in Idee und Phantasie sich über die Erde verbreitende Schöne und Hohe. Hätten die Meisten ihr absoluteres Wesen und Ich, nicht bloß ihr relatives Leben und Werden oder was dasselbe, ihr augenblicklicheres Selbst, vor Augen, sie würden Meister jener Triebe und hierdurch des Lebens, sich weniger nach dessen negativer

Seite, desto freier nach dessen positiv absoluterer Höhe hinwenden. So bleiben sie Geschöpfe, welche das Daseyn nach Augenblicken, Eindrücken und Einzelnheiten abspinnen, statt am höhern Ziele, an höhern Gebilden sich selbst ein Leben als Ganzes in eigener Freiheit zu schaffen.

Oekonomie des Lebens, richtige, wird nur möglich, je nachdem man es erkennt, und nichts, was es artet, verkennt.

Auf dreierlei Art ist Leben ein Gegenstand menschlichen Betrachtes:

a) als Summe dessen, was Jeder genießen, haben, seyn und erhalten möchte, als Gesammtform seiner mannigfaltigen Zwecke;

b) als eine Art Mythe, als ein Gebilde, über dessen Werth oder Unwerth man, nach eigenen Ansprüchen, Erfahrungen und Erregbarkeiten, heller, trüber, achtender, verachtender urtheilt und abspricht, eigentlich der Mensch unter dem Namen Leben betrachtet;

c) als ein in seinen Vollziehungen sich äußerndes Daseyn von Kraft oder Unkraft, die Höhe oder Tiefe des handelnden Menschen. Hiebei rechtes Erkennen, wie schwer! Verkennen, wie leicht! Man kann den Mann von dem, der es nicht ist, unterscheiden durch Thaten. Aber ohne sie? wer täuscht sich nicht? Der, der es nicht ist, aber kalt scheint, weil, was ihn erwärmen kann, noch nicht eingetreten, gilt für kalt. Wer ist Mann? was enthält er? wie wird er's? Jeder in eigener Art, auf eigenem Wege, je nach den Anlässen, sich zu äußern, Andern erst sichtbar; ihnen und sich selbst oft ein Geheimniß, bis der Zeitruf ertönt. Aber auch Thaten! Der Feige steht fest, weil hinter ihm noch größere Gefahren. Wie schwer zu durchschauen, warum Jeder so!

Wie das Köstlichste, das Gefährlichste, so wird das Geehrteste am sorgfältigsten erheuchelt: oft um sich, dann erst um Andere zu belügen. So sind viele eifrige Bekenner der Freiheit, des Rechtes, des Bessern, ehrlich, wahr in dem, was sie sagen, aber nicht ehrlich, nicht wahr an sich selbst; liberal gegen Alles, was sie drückend von oben empfinden; gewaltsüchtig gegen Alles, was unter ihnen steht, verstehen sie sich selbst nicht in ihrem eigentlichen Triebe, Selbstheit. Darum betrachte man stets Jeden nach Stelle zwischen auf- und absteigenden Linien. Wie er im Wagen alle Fußgänger unbeholfen schilt, weil sie nicht schneller ausweichen; drei Minuten später zu Fuße alle Kutscher insolent nennt, weil sie ihm auf den Leib fahren: also ein Parteiwechsel binnen wenigen Minuten, nach jeder der zwei Seiten, nach ihrem Anreize, Geben oder Versagen, ein anderes Wesen — eigentlich also Wetterhahn, der der Verhältnisse, nichts durch sich selbst. So sind die meisten Meinungen; Theorien sogar folgen der Stellung. Kann man sie, wenn sie auch Richtiges treffen, ihrer Quelle nach ein Richtiges nennen, oder Gediegenes von ihnen hoffen, da sie aus Ungediegenheit stammen? Nicht der Haß des Unrechten erweist vorhandene Tugend, sondern der Grund, von welchem der Haß ausgeht, gekränkte Hoffart oder wahrhafte Rechtsliebe. Nur der ist selbstständig zu nennen und ächt, der, unabhängig von seiner Stellung, frei in sich selbst, jede Sache in ihrem unmittelbarsten Wesen erforscht und beurtheilt.

Es ist schwer zu berechnen, worauf, was geschieht, beruhe. Noch schwerer, weil bloße Voraussetzungen die Hebel für das Meiste. Man erlaubt sich das Härteste gegen Andere, weil man dasselbe in ihnen voraussetzt. Man wird ängstig, ungerecht, argdeutend; man ist unbefangen für

nichts mehr, weil man das Schlimmste in Andern vermuthet, ihr Gutes für Heuchelei, ihre Tugend für List hält. Eben so aber auch leichtsinnig, weil man Besseres voraussetzet. So tritt alle Kraft, alle Freudigkeit, alle Gewißheit aus dem Leben, Mißkennen in Alles. Voraussetzung ist Glaube, aber kein erhebender, nur ein träger, hoffärtiger oder gemeiner. Daraus lasset sich alles in Ursprung und Folge erklären.

Am meisten aber wirket verderblich, daß fast Jeder so Vieles in sich voraussetzet, sich leihet, was er nicht hat, und hiernach sein Handeln einrichtet, dieses Mißkennen des eigenen Seyns. Wie kann, wer Eigenes verkennet, Fremdes erkennen, oder Eigenes richtig erkennen, wer stets im Fremden sich irrt. Beides aus demselben Grunde, Mangel des rechten Maßes überhaupt, oder Mangel seines rechten und freien Gebrauches.

Mißkennen des Lebens — aus versäumter oder verlorner Wahrheit hierdurch über seine Bestimmung, wie über seine Verwendung, Entwicklung und die Werthe, an welchen es sich aufrichtet im Irrthum. „Gott hat den Menschen einfältig gemacht; aber sie machen sich viele Künste.“ Die jammervolle Fähigkeit, aus Unwesentlichem Großes, durch eigene Gebilde der Unart, durch hohle Begehren, durch Vergessen alles Wahren und jeder Würde in solchem zu schaffen, schaffet diese Künste, des müßigen Geistes müßiges Spiel, des Erhabenen mit Schaumgold (Künste, miseries, Quackeleien), der romanhaften Liebe, des Umganges u. s. w. Die erste, Werk der Langeweile, des Gefühls- und Wissenschaftsschaalen aber desto leichter ihren Spitzfindigkeiten zugewendeten Ueberflusses an Zeit, Gütern und Regungen: eine hohle Erfindung, (mit welcher

man sogar der christlichen Religion ein ehrenvolles Geschenk zu machen vermeinte!) Empfindnisse nach gewissen Regeln als Allegro, Adagio oder Lamentuoso abzuspielen! übrigens das Alltäglichste an sich: aber weil Jeder sich daran hänget und seiner Alltäglichkeit schämet, mit allen Prunkflittern großer Gefühle, besonderer Macht und strahlender Silbersendellichter so eifriger umhänget.

So die Künste des Umganges, der mangelnden Achtung hohles Eräffen, die Albernheit Anderer mit schonenden Formen zum Segel der eigenen, oder eigener Absichten aufzuspannen. Bis zu öffentlichen Verhandlungen, zum Umgang zwischen Völkern, bei welchen Falschheit und Eigennutz die Stelle des Rechtes und der Würde in der Larve der letzten beiden einnehmen, haben diese Künste Eingang gefunden. Das Leben der Einzelnen, das Leben der Massen, alles verwirrt sich in diesen Künsteleien des verlorenen Höhern und Wahren.

Des Lebens frische Gesundheit, Fülle und Reichthum, die Bedingung seines besseren Erkennens ist, daß nie die schöne, reine, kindlich-fromme Vergangenheit und Erinnerung ihm gleichgültig, vergessen oder zum Spott werde; daß nie eine Gegenwart, welche aus Mangel an Innerem zur Ueppigkeit flüchtet, das entflohene Bessere mit Kaltsinn und Lachen bedecke; daß was im unverdorbenen Gefühle einst groß und beglaubiget aufstieg, auch geheiliget als Bleibendes ihn durch's Daseyn geleite. Denn ein Maß ist es, an welchem Gegenwart und Vergangenheit sich läutern, weil beide sich wechselseitig zu höherem Verstande erklären. Wohl dem, welchem eine reiche und bleibende Jugend nicht versagt wurde! An ihrer Heiligung erwächst die Einheit des Gemüthes; sie ist eine Offenbarung des Göttlichen in uns.

Zwei Forderungen, zwei Lichtpunkte erziehen, Ideal und Wirkliches. Wer frühe das Höhere fand und hiedurch das letzte verstehet, wird sein Leben in hoher Thätigkeit suchen und nie glauben, es in einsiedlerischem Abschließen auf sich oder durch Flüchten in die Vereinzelung des Selbstes zu finden.

Es gibt eine Vollkommenheit des Mittelmäßigen ... Kein Fehler begangen, keine Regel versäumet, alle Bedingungen technisch erfüllet, Farbe, Zeichnung, Stellung, Haltung ohne Tadel — die gelahrteste Uebung — und doch ein Gemälde ohne Wirken, ohne Eindruck und Aneignung, weil Großheit der Konzeptionen, Liebe eines Höheren, der Geist, in welchem der Hergang als ideeller bedeutend sich spiegele, ihm mangelt. Keinen Vorwurf kann man aufbringen, aber daß man, ohne Aufschluß des eigenen Innern, weder empfindet noch sich fortgezogen erkennet, ist seine Verurtheilung. Wie viele Menschen, Einrichtungen, Zeitalter, Staaten gleichen solchen Gemälden. Nichts lasset sich wider sie, aber auch nichts über sie sagen, als — sie haben daseyn helfen.

Wenn der Mensch, vor einem Kunstwerke, durch inneren, oft fast bewußtlos sprechenden Takt, das Urtheil einer vorhandenen oder abwesenden Beseelung, den Mangel eines Strahles, worin sein eigener Geist sich sichtbarer werden könnte, ausspricht: warum sehen wir ihn so wenig vor den Hergängen des wirklichen Lebens, des größeren oder kleineren in ihm, mit demselben rege- und scharffühlenden Sinne beurtheilen? Etwa weil der Maler und das Ereigniß mit einem Blicke ganz übersehbar, — die Zeit gleichsam nur tropfenweise, neben vielen Unterbrechungen, vorführet. Das eben ist Lebenskunst, die selbstschaffende Macht seines Ueberschauens, Getrenntes und

Entferntes in dem Standtpunkte seines wesentlichen Zusammenhanges, seines Vereines und seiner Ergänzung durch ein höheres, seiner innersten Bedeutung im Geiste aufzufassen, selbst als Künstler zu sehen.

Leben. Werth des — Werth für das Leben?

Werth, den es enthält und hervorbringen hilft? Werth, den es erhält; der auf solches übertragen, der an ihm entwickelt werden kann?

Werth ist — was gut an sich, was wahrhaftig nothwendig und heilsam und edler unerläßlicher Zweck! Werth hat, was besser macht, — was Mittel seyn kann, Gutes zu erhalten, zu sichern, zu mehren, zu verbreiten, zu entwickeln! Darum Werth — Alles, was das Leben zum Verstand seines Selbstgehaltes bringt, was über Pflicht, Recht, Bestimmung, den allseitigen Auftrag des Daseyns zu willenbewegend, thatberichtigend und vollbringenden Erkenntnissen führt! Was dem rein offenen Gemüth das Schöne, Erhabene, Große, den Spiegel des Göttlichen vorhält und hierdurch in Ahnen, Streben und Bilden das oberste ewige Richtmaß alles menschenwürdig Erreichbaren feststellt.

Je weniger etwas an dieses Richtmaß, der eigentlichen Beziehung alles Menschlichen, hinaufreicht, und hinaufhebt, so weniger Werth!

Leben läßt sich nicht begreifen ohne Werth — ohne ein Höheres und Höchstes. Es läßt sich so wenig begreifen, als ein Werkzeug ohne den Zweck, wofür es gebildet. Nur an erkanntem Werthe öffnen sich die Quellen der Achtung,

an der Achtung die Ehre, an der Ehre, welche bis zum Göttlichen aufsteigt, an dessen richtigem Wissen und Ahnen das rechte Gebot, die rechte Begeisterung, der rechte Eifer, der rechte Sinn dessen, was in Gehorsam und Liebe für ein Höchstes zu thun sey, die wahre Würde des Lebens — der überall mit freiem Geiste vollzogene Wandel zum Guten und Schönen.

So theilt demnach alles Menschliche, was darauf in Bezug tritt und dafür veranstaltet wird, sich in die gleiche Sorge für Denken und Fühlen; für Wirkliches und Ideelles, für Erkennen des ersten und Gebilde des letzten, für bedürfen die Lehren und erleuchtende Dichtung. Dichtung, die, wenn auch nicht wesentlich außer, doch wesentlich im Menschen — als unentbehrlich, unausbleibliches in ihm und für ihn zu erwägen ist. Nur eine alle diese wechselseitig sich ergänzende Theile gleich ehrende und pflegende Erziehung kann eine vollständige und Vollständiges bewirkende genannt werden.

Für's Leben erziehen, in's Leben einführen, das Leben entwickeln, heißt — jeden Theil an seine gehörige Stelle und, wo eine Lücke, das sie Erfüllende beisetzen. Wer solches umfaßt, ist — praktisch.

Wenn geistiges Leben auf zwei Forderungen — bleibendem Seyn und fortschreitendem Wachsthum, — auf zwei Lichtpunkten seines Kreises ... Denken und Ahnen, Wissen und Dichtung... dem Vereine von Idee, Phantasie, Gefühle und Wissen — blaue Ferne mit deutlichem Vorgrunde (Wissen ist Vorgrund) beruht; wenn in jedem nicht zerstörten Menschen zwei Kräfte forttreiben ... a) das höhere Bild, das nie zu ganzer Erfüllung gelangt, dem aber jede bessere Vergangenheit und jeder bessere Antrieb sich verschmilzt; b) die ernste Wirklichkeit, die bescheiden vor

dem Abstrahle des Göttlichen in der Menschheit an ihm, was weiter zu thun sey, ermißt, und hiedurch gegen Dünkel wie gegen Erniedrigung schützt; so ist hieran zu lernen, was Menschen erziehe, und wie er erzogen werden müsse, um Lebenswerth und Werth durch solches zu erringen.

Wer fühlt, daß nicht Gegenwart sein einzig Gesetz, nicht blinde Gewöhnung sein Loos — er selbst nur durch Muth und Entsagung, im geläuterten Sinne des Geistes, wo Pflicht ruft, bestehen könne; daß jede Verbindung zwischen Menschen nur an dieser Erkenntniß sich wahrhaft entwickle; nur auf diesem reichen Boden sich wahrhaft vollziehe, daß, welche über dieses Allgemeine der Menschheit sich selbst und ihre vereinzelnden Zwecke hinaussetzen wolle, weder sich, noch den Menschen, noch des Lebens hohen Umfang verstehe: der hat in diesem Gefühle den Aufschluß gefunden, was geachteter Menschen-Verein am Rufe höherer Dinge, was Vaterland, Freundschaft, alle nähern Verhältnisse des Gemüthes, was des Lebens sächliche Güter geistig bedeuten; welche mehr? welche weniger? welche ausschließlicher oder nur untergeordnet, welche zur eigentlichsten Erhebung des Daseyns sich darin behaupten, daß sie durch Handlungen, welche für ein rein Allgemeinstes der Menschheit geschehen, diese selbst und ihr Leben dessen wahrhaftem Ziele am wahrhaftesten nähern.

Unter den Mitteln, welche das Leben erhöhen, müssen wir unterscheiden, die, welche der Erinnerung, die, welche den Reizen einer thätigen Gegenwart angehören. Leben besteht vorzüglich in dem Gefühle — zwischen einer fortschreitenden Reihe Erscheinungen durch das, was zwischen uns und ihnen sich bildete und bildet, zu wandeln. Am meisten wird es sich und wir selbst uns ein Ganzes durch Erinnerungen! Sie als dem Leben entnom-

mene Form seiner Fortschreitung im Werden, sind unser eigentliches Ich, der thätige Mittelpunkt und das Kapital unseres geistigen Daseyns. Was aufgefaßt, aufbewahrt durch inneres Vermögen, zugeführt der Idee zu eigener Erhellung, ein Bleibendes wird in uns selbst, wird auch die Welt, an welcher mit allem, was der Zeit Reihenfolgen Neues hinzufügen, unser Wesen, als ein eigenthümlich besitzend und schaffendes, als ein stetiges sich spiegelt und begreifet. Die Bildung der Menschheit beruht auf der Art, wie Geschehenes und Geschichte sich feststellen im menschlichen Sinne, er sich durch sie, sie durch ihn.

Wie Handlungen, die für ein Großes geschehen, unterm Strahle der Ferne erst den Standpunkt erreichen, an welchem sie sich inniger mit dem Gemüthe, als in noch alltäglicherer Nähe, begegnen; wie sie erst durch Gedächtniß und als Gedächtnißwürdiges jene stolzeren Umrisse empfangen, durch welche sie sich unserer Liebe verknüpfen: so lassen höhere Erinnerungen allerdings sich dem beirechnen, was Geister erziehend, dem Gange der Völker einen höhern Charakter einprägen — Macht des Ganzen und die Werthe des Lebens vermehrt. Nur durch das, was in ihm selbst sich gestaltet und sammelt, gehört der Geist sich selbst an in eigenem Seyn. Nur durch eine innere, an des Vergangenen freien Gebilden durch deren eigenes Bilden erweiterte Kraft, durch ihre immer strengere Heischung des Großen und Schönen, steht er mit immer größerer Festigkeit auf sich selbst. Der Besitz eines Vermögens, Höheres in Andern, in der Menschheit, in der Geschichte zu finden, zeigt ihm, daß er für Aehnliches geboren, den Werth seines Daseyns in dem suchen müsse, was ihn für Aehnliches stärke. Der Mensch, die Menschheit, das Leben erklären an dieser Welt seines Innern sich ihm als Etwas, das edlerer

Gestaltungen fähig, deren Verwirklichung am gewissesten darin erreichet, wenn jeder in eigenen Anlagen ihre wahre Bestimmung und hierdurch deren richtige Verwendungen an dem erkennt, was früher gethan, was demnach er zu leisten verbunden. Und darum, weil durch Erinnerungen das Leben einen innern Haltpunkt als Ganzes — den breiten Unterbau seiner festesten Erhebung empfängt, nenne ich die heilige Sorge für Reinheit der ersten, alles weitere sich dann anartenden Eindrücke; das wichtigste in der Oekonomie der nationellen Erziehung — den Lebens-Werth des Ganzen durch den der Einzelnen und den der letzten durch ersten festzustellen. Darum ist nicht Vielheit des Wissens, sondern was und wie man es wisse, nicht Menge des Besitzes und der Güter, sondern ihr Stoff für die Gemüthsart . . . das Wirken und Nachwirken eines früher verlebten, der Stellung, welche der Geist dadurch erhielt, der Eindrücke, durch welche es anderes überwog, das Gestaltende für's Leben.

Was ist der Mensch ohne großartigere Gedächtnisse, deren Wünsche, deren Neigungen auf etwas Festeres, als die unsteten Nebel des Kommenden zurückweisen! Was ist ein Volk, dem ohne Welt des Innern kein Licht der Gegenwart sich entzündet an dem der Vergangenheit! Nur zwischen Geschehenem und dem, was geschehen soll für eine Nachwelt, bedeutet die Gegenwart Etwas. Nur zwischen zwei unendlichen Reihen und einem Ideellen in beiden gehet das Gemüth auf. Und was ist das Leben ohne des Gemüthes Erhebung! Ruhiger mag es oft an dumpfer Alltäglichkeit hinfließen und unruhiger zwischen zwei ideellen Aufsichten mehr fordern als gewähren. Darum neigt sich auch der Sinn vieler zum ersten und bis zum Zerstören der höheren Erinnerungen als peinlicher Mahner. Aber

ertragen, oder besser, als höherer Auftrag mit Anstrengung vollzogen, soll es ja werden; vollzogen durch Kühnheit und Stolz der Entsagung, durch feste Hingebung an Höheres, durch Gebilde, welche die edlere Macht unseres Inneren bezeichnen ... bis zur Freudigkeit frei, durch das Innere ohne eigenen Gewinn, Gutes zu vollziehen. Frei lebt es sich nur in der Haltung, welche eine weite Stammfolge geheiligter Erinnerungen dem Gemüthe und der Phantasie geben. Nicht Herkömmlichkeiten, nicht Formen-Erinnerungen nur als Bürgen eines Bessern in der Menschheit, und eine Geschichte, in solcher Beziehung verstanden, sind der geschichtliche Grund, auf welchem ein Volk zu freudiger Höhe erwachset. Nur Vergangenes gibt den Spiegel — für Einzelne, für ein Volk, sich als Gewordenes, als Ganzes, als Mahnung und Belehrendes zu erschauen. Der Augenblick kann ohne solchen nichts zeigen, als sein vereinzeltes Selbst. Man ist kein Volk ohne Geschichte.

Die Meisten, mit seltener Ausnahme, sind als Leben sich nur am Schatten des Lebens, der neben ihnen herzieht, ein sichtbares Bild. Nicht ihr Wesen, ihr eigentlich Ich, die innere Summe von Möglichkeit und Anlagen tritt vor ihre Augen. Sie haben keinen subjektiven Blick nach innen, ein Selbst, aber kein Ich. Nur ein stetes Eindringen und Hinauswenden, ein Hergang von außen sagt ihnen, daß sie — nie aber — was sie sind. Sie fühlen, es sey etwas da, an dem zu Furcht oder Hoffnung, zu Lust oder Schmerz sich Aeußeres spiegele, ein Mittelpunkt jener Refraktionen, welche sie ihr Ich nennen, ohne es jemals näher zu fassen. Darum auch, was ihr Eigentlichstes angehe, den Meisten so fremd oder so gleichgültig, so sorglos, oder so drückend zur Seite geschoben, und nur das eine Theilnahme, was mit dem stündlichen Abrollen des

Daseyns unter mancherlei Spielen der Empfindnisse in Beziehungen tritt.

Ihr Ich auf nähere Weise oder doch mit durchgreifenderer Stetigkeit als bloß in seinem Schatten-Wechsel zu erblicken, ist nicht von vielen zu erwarten. Das Mögliche, das Gewissere also bleibt die Sorge, daß jene Strahlenbrechung, von reinern und edlern Gegenständen zurückfallend, ihr Daseyn sich doch erweitere für ein höheres, wenn auch bewußtloseres Mitwirken am Ganzen.

Leben — die erste Eigenheit desselben ist . . . Gefühl seiner Selbst. Die zweite — Macht, aus sich selbst zu entwickeln. Ob es mit Bewußtseyn Ausgeübtes oder mit blinder Vollziehung der Funktionen, welche ein wechselseitiger Reiz erzeugt, in die Macht des Organismus aufgenommen und Ausgeübtes ist . . . Gleichviel! Eigenes Gefühl und jenes Vermögen, in welchen die Funktionen des Daseyns sich selbst fortsetzend bedingen, bleiben immer das zuvörderst Nothwendige zum Charakter des Lebens.

Leben ist ein Wort weitumfassender Bedeutungen; vielartig gebraucht. Jeder Einzelne, jedes Volk jeder Zeit ermisset sich am Leben: ein genießendes, glückliches, ruhiges, geachtetes, ruhmvolles, ein großes, ein verschobenes Leben. Das Leben eines Mannes, eines Volkes, es lebt gut, anständig, es ist Ton in seinem Leben oder drückende Verödung. Die Natur lebt und jedes Einzelne in ihr. Vom engesten Daseyn bis zur bewunderungswürdig höchsten Aeußerung von Kräften, die wahrhafte Durchführung wie die bloße Schautragung eines Charakters; jede Summe von Energien für einen Kreis, jeder Inbegriff zur Ausübung gelangter Thätigkeiten; die Art, was man ist, zu übertragen auf das, was man ergreift, was man will, soll oder muß; eine Reihe durchlaufener Schicksale u. s. w.

alles wird mit diesem Worte bezeichnet. Körperliches — Geistiges — Sittliches — Ideelles — Gesellschaft — Politisches, jedes Verhältniß, das den Menschen oder das er an sich ziehet, heißt sein Leben und gibt seinem Leben Farbe und Ton. Leben überhaupt ist demnach zu betrachten als ein sehr manchartiger Anwendung und Auffassungen fähiges Vermögen, nach Forderungen und Aeußerungen jedes objektiven Kreises, in welchen es gestaltet wird, zur Ausübung bedingt; für jeden ein Kapital, das ihm selbst auf vielfache Weise zum Ertrag eigener Entwicklungen, je nach dem Ziele seiner Thätigkeit, werden kann. Als Erscheinung für andere, der Widerschein dessen, was sich am unmittelbarsten damit berührt und vollzieht. Dieß alles ist sein ersichtliches, das Prinzip selbst, an dem sich alles entspinnt, ein undurchschaubares Etwas. Zwischen Leben, Lebensansichten und Werth steht die engste Beziehung. Jeder Werth der Dinge, der Thätigkeiten und Zwecke bestimmt sich hiernach. Alle Artung der Zeiten und Menschen geht aus Lebensansichten und deren Schätzungsurtheilen hervor. Aber welche Verschiedenheiten, Widersprüche, Abstände oder Mißübereinkommnisse zeigt die Geschichte! Leben, als Standpunkt bezugsweiser Werthe wird — aber — ist kein durch sich selbst bestimmt ausgesprochenes oberstes Maß: sondern bedarf selbst eines Absoluteren und Höheren für seine Vollziehung als Ganzes.

Leben ist des Lebens Bedingung. Jenes Absolutere in ihm entscheidet über das immer Gemäße, über den durch Zeit, Ort und einzelne Umstände herbeigeführten relativen Werth, Dauer, Faßlichkeit, Beibehaltungsrechte und Verständigung. Das Relative, genehmigt durch jenes, entscheidet in seinen örtlichen, zeitlichen oder höhern Erfordernissen, über der Dinge Stellung, Reihenfolge,

Beziehung, Vergleichwerth und des Lebens Anwendung für sie.

Leben ist der Güter höchstes nicht. An einem Höhern muß es erst den Standpunkt seines Werthes aufsuchen, muß Gesetze und Maß dort empfangen. Wie könnte es absolutes Maß seyn für alle Werthe! Ein relatives allerdings für vieles. Wenn also nur an einer höchsten Beziehung sich die absolutere Gewißheit für alles, was recht, was gut, was erhaben, was Würde und Pflicht feststellt; so ist einmal um so mehr für dessen rechte Klarheit und überall gegenwärtiges Bewußtseyn zu sorgen. Zweitens zu verhüten, daß nicht bei so vielen in den Wahn — — (der Rest fehlt).

Lebens-Oekonomie.

Bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verschönerns dessen, was in ihm enthalten und was ihm Bedarf, selbst bei den Richtmaßen aller Bestrebungen, die es an einem Höhern aufsuchet, erscheinet das Leben als Verwaltung und Haushalt, als Verliehenes, das sich selbst zum besten Ertrage zu bringen hat.

Das Leben als menschliches Wirken, das in sich selbst zu Mitteln, zu Zwecken, zu ihrem Ergreifen und Durchführen zwinget, stehet ganz auf dem Boden der Oekonomie, übet sich nach allen ihren Seiten hinaus; ein Haushalt eigener Führung mit dem, was es vermag, was ihm erreichbar, für das, was es bedarf, begehret, muß oder soll. Durch alle Anlagen, Beschaffenheiten, Gesetze seines Bestandes, durch eigene selbstthätige Kräfte und seine eigene Natur aber stehet jeder einzelne Lebenshaushalt zugleich in einem allgemeineren der Welt, an dessen Mitwirken sich alles bedinget, an dessen Ganzes alles geknüpft ist, in dessen Geboten sich alles aufschließet.

Lebens-Oekonomie (der Einzelnen oder des Ganzen) ist wie jede Oekonomie das, was nach ewigen Gesetzen der Natur in immer geltender oder durch Umstände herbeigeführt besonderer Nothwendigkeit jedes Daseyn für das, was es seyn soll und seyn kann, für seine Zwecke,

seine Stelle im All oder im Zusammenhange anderer Glieder bedinget, um das, was es bedarf oder vermag, was volles Wesen entwickelt, und gegen Störungen sichert, nach Zeit, Wachsthum, Fortschritten der Begegnung und Folge nach Verhältnissen zu vermitteln, wie alles bei- oder zurücktreten muß.

Leben fordert gebieterisch, abschließlich a) durch sich, b) durch seine Formen, c) durch das, was sich nach Zeit und nach Ort auf beide oder eines begründet, oder in seinen Erreichungsweisen unter Formen ausspricht. Zeit und Ort werden, geben oder fordern Gesetze. Wie sie in wahr oder falscher Ansicht ihrer Benöthigung Anläße, Ursachen oder Quellen vieler ökonomischen Einrichtungen ihrer Art, Verhältnisse, Stellung und Bedeutsamkeit werden, so sprechen jene Ansichten, bis Zeit, Ort oder sie selbst ändern, sich aus, als feste Richtpunkte des Thuns oder doch als Maximen dessen, was allmälig zu bessern, was zu bestreiten oder zu tilgen. Alle Oekonomie ist ein Kind der Zeit und des Ortes.

Leben ist Haushalt, Haushalt ist Leben. Jedes gibt und begehret des Andern. Ein Mittel- und Haltpunkt, ein fruchtbarer Satz für Vieles.

In jeder andern Oekonomie kann zuvörderst nur vom Leben im Wirken, von Lebensausübung, von Lebensempfänglichkeit, vom Leben in und durch Verbindung mit andern, kurz von den wechselwirkend absonderlichen Beziehungen dieses Haushaltes und dieses Lebens die Rede seyn. In der Oekonomie des Lebens, vom Leben selbst und seiner Erhaltung, Bedeutung, Entwicklung, Erhebung und deren Erfordernissen oder Bedingungen. Was durch Verbindungen erreichet oder gehemmet werden möge? was sie selbst oder die Dinge dadurch werden? oder

werden sollen? ist vorzüglich wo Leben der oder in der Gesellschaft zu behandeln, ökonomische Aufgabe.

Ursprüngliches Leben kann nicht der Mensch, nur die ewige Kraft schaffen. Aber er kann Vorhandenes auf selbsthervorgebrachte Bedingungen anwenden (eine Art Schaffen, besonders der Lebensformen). Er kann es in seine Gebilde übertragen und aufnehmen. Das Leben dessen, was er stiftet, seiner Zusammenstellungen, gehet von ihm aus. Vereinigungen zu begründen kann nur der das Beste erreichen, der in deren Ziel und Prinzip mit den vollständigsten Erkenntnissen zu Werke geht, der aller darin enthaltenen und einwirkenden Glieder eigenes Wirken und Lebensempfänglichkeit am richtigsten durchschauet. Hiernach ist das Leben der Gesellschaft selbst, das in ihr, das wechselseitig zwischen ihr und ihren Gliedern stattfindende, das einzelne und allgemeine zu erwägen.

Das Leben, das vom Menschen aus- und in alle seine Stiftungen übergehen muß, ist, der Art und dem Grade nach, Folge der früheren Entwicklungen, zu welchen das von der Natur ihm Verliehene gediehen. Diese Entwicklungen werden die Elemente und Gewähr des Geselligen, wie sie selbst wieder durch das Gesellige weiter gewahret und vermittelt werden. Wir sehen in der Gesellschaft also, wie in allem a) ein Leben an sich, ein ursprünglich im menschlichen Wesen durch eine höhere Stimme begründetes; b) ein durch den Menschen verliehen, in dessen Formen, Absicht und Ansichten bedingtes; c) ein auf ihn rückwirkendes.

Wer Leben verleihen (gleichsam Schöpfer einer Erscheinungsform seyn) will, muß das seinem Ziele und dessen Prinzip Entsprechende vereinigen können. Das Seyn kann nicht ohne das Ziel, das Ziel nicht ohne das Seyn

in seinem innersten Gehalte, beide nur wechselseitig fortschreitend, eines aus dem anderen erkläret und geordnet werden. Einstweilen läßt manches sich trennen, und in seiner Einzelnheit näher erforschen; aber voll verstanden kann jedes nur werden durch den steten Rückverein des einzeln Erkannten zum umfassenden Ganzen, dem es gehöret, in welchem sich Stelle, Bedeutung und Wirken bestimmen. Wir glauben an's Leben; wir erkennen das Leben. Der Glaube muß bei einer so tief verwickelten Sache manches ergänzen. Er ist aber auch oft nur Ersatz eines versäumten Erkennens. Eigenen und fremden Glauben, eigenes und fremdes Erkennen muß die Lebens-Oekonomie auszugleichen wissen. Beide gehören zu ihren Elementen. In beiden bedinget sich zu wechselseitiger Anart jedes jetzige Ziel am Weltprinzipe des Lebens. An ihm entscheiden sich die Werthe, die Aeußerungen, und was für solche zu fordern.

Wer empfangenes Leben und sein Vermögen gebrauchen oder Leben auf anderes übertragen will, muß es in diesem Gesetze zu durchschauen suchen. Leben, wie Geist, — ihre Quellen sind verborgen; aus Wirkungen nur erkennen wir beide. Viel Verwandtes in beiden, doch verschieden an sich! — oft der letzte die Potenzirung des ersten! — Leben, ein Strom, der obwohl derselbe, doch nach dem Verschiedenen, in das er sich ergießet, verschiedene Erscheinungen annimmt. Körperlich, intellektuel, sittlich, ästhetisches Leben — Leben des eigenen Seyns — Leben mit Andern und nach dem Tone der Verbindung — für alles dessen und dessen Einreihung eine Oekonomie.

Leben und Seyn, zwei schwer zu trennende Begriffe! Leben, die jedem Dinge selbstthätig inwohnende Erscheinung von Kräften, eigener Dauer, Erhaltung, Verwendung

im Seyn. Thier, Pflanze, Anstalt, jedes lebet in einem ihm besondern Umfange und Art. Diese Art Unterschiede sind und neben ihnen die Lebensempfänglichkeiten zu erwägen. Jedes Ding kann nur dem eigenen Leben gemäße Belebung einpflanzen, nur nach dessen Umfange, Art und Gehalt in sich aufnehmen oder auf Anderes fortsetzen. Das Gesetz der Verwandtheit herrschet überall.

Durch Empfänglichkeiten tritt jedes, dem eigenen Stoffe, Bau, Verhältnisse und Vergliederungen gemäß in Funktionen für sich oder für anderes, kann es mit anderem verknüpfet und zu gemeinsamer Einheit gebracht werden. Es lebet sein eigenes, es lebet ein Leben seiner Verknüpfung als zweites, so weit seine Empfänglichkeit erregt wird oder reichet. Da wir Leben an sich nicht durchschauen, ist in der Oekonomie nur von Aeußerung oder von Empfänglichkeiten desselben als dem Erscheinenden zu reden. Im Sinne der Verknüpfbarkeit durch das Empfängliche ist der oft wiederholte Satz zu verstehen: „jedes einzelne Leben bedinge sich je nach Art des Ganzen und Höheren, in dem es begriffen stehe."

Formen des Lebens — Einzelner oder Geselliger? Alles was zu dessen Ausübung dem Menschen sich vermitteln muß als Art des Erreichens und Sicherns, der Anmuth und des Bedürfens, der Leitung dessen, was sanft oder gebieterisch darauf einströmt, was Umstände, Zeit, Ort, Verbindung mit Menschen, wechselnd, ungewiß, nicht immer ergreifbar darbieten oder erheischen; was als Vorstellung des Wichtigsten sich zu bleibendern Gebilden, zu Maßen eigener Vollstreckung, zum Richtgang eigener Artung und aller Verhältnisse des Persönlichen und Sachlichen nach außen und am Aeußern entwickelt. Form also, was der Mensch durch auffordernde Anlasse ihren Reizen oder

Ansichten gemäß sich schaffet und gestaltet, was er selbst dadurch wird und in seinen Thätigkeiten zur unvermeidlichern oder doch zuversichtlichern Bahn ihrer Vollziehungen machet. Im jedesmaligen Sinne des Lebens lieget der Sinn seiner Werthe. In den Bildern des Werthes entspringet der eine Theil seiner Formen, der andere in dem, was eine eben vorhandene Stellung der Dinge, wahr oder täuschend, dauernd oder vergänglicher als Nothwendigkeit nachweiset. Darum bleibende oder flüchtigere, gehaltvolle, richtige oder gehaltlose Formen, wohlthätige oder quälende.

Leben, nicht eigentlich mittheilen, nur erregen läßt es sich, wo seine Naturkeime vorhanden, durch Affektionen, deren der Andere durch seine Beschaffenheiten empfänglich; darum müssen, das Einzige so zu leisten, diese Empfänglichkeiten erkannt, oder errathen oder des Schuttes entlediget werden, der sie unzugänglicher machet. Verwandtes, Empfinden, Ahnen, Bilder, Begriffe, schlummernd, aber erweckbar vorhanden, müssen ergriffen und Formen erdacht werden, welche, um Tausende zu einer Richtung in ein Ganzes zu verknüpfen, Jeden in seinen Deutungskräften, Jeden nach seiner Weise, aber Alle zu gleichem Zwecke und Vollziehung anspricht. Umstände geben diese Form. Menschen finden sie zuweilen auf, aber woher sie auch stammen, sie ist, je nachdem sie tausend Mittelmäßige tiefer in ihre eigene Schlaffheit versenket oder an höhere Gegenstände mit unwiderstehlichem Reize hinziehet, der Keim kleiner oder großer Zeiten. Die Zeiten werden groß, wenn auch nicht immer die Thäter, die nicht selten kleiner als die Ereignisse sind; denn groß ist weder der Einzelne, noch sind es Viele, weil sie passiver Stoff einer hohen Unternehmung, tapfer ausharrend oder hingegeben seyn können. Groß ist

nur, wer hingegeben, ausharrend und tapfer seyn kann für ein Ziel, das er mit freiem Sinne, höherer Pflicht und Bestimmung in seinen Bedeutungen selbst fasset, in seiner Würde als Lebens-Lichtpunkt selbst wählet.

So sind Zeiten, so Völker und die Frage zu erklären, warum Großes oft so schnell in Kleines abfalle. Es kam nur von außen hinein, nicht von innen heraus.

Die Natur bleibet der ewige Quell, ein und derselbe. Was einzeln menschlich sich artet, fließet aus ihr, gehet in sie zurück. Der Mensch bestehet fort als wahrhaft in sich vollzogen oder zerrüttet. An diesem, Jahrtausende her bekannt gewordenen Kreise — mehr als er, d. h. das am Geschichtlichen sich offenbarende tiefere Element, lasset sich nicht geben, mag alles Kommende sich bezeichnen, regeln, voraussehen oder erweitern. Was Element ist, bleibet Gesetz. Das höchste, geheimste in der physischen Welt bleibet immer das Leben; in der geistigen, das Ewige! — ein von Ewigkeit zu Ewigkeit durch sich selbst Höchstes.

Gemüth ist innere Wärme, von außen vermehrbar, aber nur durch sich selbst zum Lichte erhöhet, statt daß bloßer Verstand Licht nur von außen erhält, zur Wärme erst durch Mittheilungen aus dem Gemüthe gelanget. Auf letztem beruhet der Reichthum des Lebens. Reich wird es nur, wo die Macht innerer Welt das Gemüth erfüllet mit großen Bedeutungen. Reich, weil es ob dieses sich selbst forterzeugenden Schatzes immer volleren Zuflüssen, nicht weiter in kleinlich ängstenden Wünschen ruhelos etwas erjagen oder sich aufzwingen muß; weil hierdurch, den winzigen Künsteleien jener Wünsche entbunden, dem Geiste Einfachheit, der Stamm alles großartig Selbstständigen bleibet, ohne welchen es keine wahre Poesie des Lebens,

kein Durchdringen in's Innere des Schönen, keine Beziehung auf Höheres und dessen Verklärung, keinen Blick für ächten Werth in der Geschichte und der Natur geben kann. Das Leben wird reich, weil es frei wird und rein für das Große. Hohes Gemüth ist eigenthümliche Entwicklung des Menschen, darum kann es nur wenig anerzogen, sehr häufig aber entzogen werden — durch Unterdrücken oder Verarten der Phantasie, für welche die Natur als bestimmte Bildkraft der Jugend für Edleres sich ausspricht, durch frühes Niederbeugen auf kleinliches Bedürfen, kleinliche Zwecke, kleinliche Thätigkeiten und Versenkung des Geistes in's Hohle, Ueppige oder Gemeine. Eine verborgene, heilige Macht lieget sie im menschlichen Wesen; aus sich selbst gehet sie hervor eine eigenthümliche Entfaltung in uns, wenn Andere sie nicht brechen, eine Gesammtartung (keine einzelne) unserer Anlagen am Naturtriebe nach Höherem und Schönen, dem Strahle eines Bessern in Allem, der uns selbst die freiere Stellung gewähret, ein nach seiner Würde umfaßtes Daseyn zu schaffen. Es sind die dichtenden, schaffenden Anlagen in uns hiebei in besonderer Thätigkeit. Gemüth aber ist keine einzelne besondere Anlage, sondern eine durch höhere Gewöhnung und Vorbilder vereinende Stimmung unserer Anlagen in Summa.

Die Erfordernisse einer großartigen Bildung desselben, vorzüglich in seinem frühesten Begründen auf die Jugendkraft der Phantasie, sind neben jenen innern Anlagen und deren Mahnungen Gegenstände vielseitig geistiger Bedeutung, jene Anlagen, übereinstimmend verbunden, zu bethätigen; achtbare Menschen, — ein freierhaltener, offener Sinn für die Natur, — das, was hierdurch an Gewißheit, Liebe, Antheil, Verehrung und Gefühl aller Werthe uns zuwächset und so mehr vom Gemeinen entfernt hält,

eine Geschichte, gleichartig hiermit verbunden, daß sie, trotz allen miterscheinenden Entartungen, doch am Glauben für ein Größeres in der Menschheit und dem Wunsche, dafür mitzuwirken, befestiget. Hier ist es, wo die Macht des Glaubens sich am deutlichsten und wahnlos erweiset. Edleres glauben können, ist eine Kraft, die alle übrigen stärket. In ihr liegt stäte Beschäftigung mit Großem, durch welche dem Geist innere Gewißheit mit solcher eigenen Artung dafür erwächset.

Leben, welches kein gediegenes, bleibt ein nichtiges. Gediegen ist nur das, welches in der naturgemäßen Uebereinstimmung all seiner Anlagen, was es durch sich selbst erreichen soll, zu erreichen ausgebildet wird. Jedes Leben, bis zu dem einer Pflanze, fordert Erziehung, die es sich selbst gibt, die es aus Handen höherer Mächte empfängt. Jedes ist Keim, der, je nach Art, wie er Entwicklungen findet, erwächset oder verknorret. Im Keime liegt es, ob Baum oder Strauch. Die reine volle Artbarkeit für das, was jede seyn soll, ist Gediegenheit des Keimes, die richtige Artung dafür Gediegenheit der Erziehung und Pflege, der Kunst und des Haushaltes. Des Lebens gediegene ächte Oekonomie ist nur der Vorsehung erkannt und vollzogenes Gesetz; Achtung aller in einem Keime enthaltenen Anlagen, Ahnung wechselseitiger Einheit zwischen ihnen, eine hiernach gesuchte Entwicklung derselben.

Wahre Selbstwerdung und was in ihr entstehen kann, wahre Tugend und Herrlichkeit des Daseyns, ist nur möglich durch Gerechtheit gegen jede Anlage und die naturgemäß wechselwirkend übereinstimmende Entwicklung derselben.

Es gibt ein Bewirkbares; es gibt ein gleichsam Vegetatives, ein aus sich selbst fortlebendes und heranwachsendes in Menschen und Zeiten, in Massen wie in

Einzelnen. Jenes Werden aus Werden durch einen Naturprozeß ohne eigenes Hinzuthun und Wissen, das, was aus dem Hauche der Umgebung, wie Luft, Licht und Nichtlicht in die Pflanze, zu Entwicklung, Gedeihen, Hemmung oder Verartung übergehet. Dieses schwer zu Beobachtende und wenn auch am Wirken bemerk-, doch selten beherrschbare ist in jeder Lebens-Oekonomie der fortgesetztesten Betrachtung werth, erstens damit man bei diesem in alle Art Werden so entscheidenden Einflusse, was zu thun, was zu meiden, immer genauer erforsche, zweitens damit man jener, unserem Thun zur Seite schreitenden Macht demüthig stets eingedenk bleibe. Sie fördert, sie störet; meist geschiehet nur, was sie erlaubet.

Man betrachte die Jugend oder jedes Lebensalter (denn Lebensökonomie, Erziehen, stehet, so lange wir leben, nie still), wer und was, welche Führer, welche Gegenstände sie umgeben, in welche Wünsche sie hinein-, aus welchen heraus sie gerissen, gewöhnet oder geschmeichelt werden; man erwäge frei (Menschenkenntniß und Geschichte zur Hand) das, woran das Leben zu Thätigkeiten, Einsichten, Stimmungen, Gefühlen eines wahrhaft höheren, zu eigenem Charakter und dessen Kräften sich entwickeln könne, — durch welche Richtpunkte diese Bestrebungen gewonnen und gesichert werden mögen; und man ermesse dann, wie viel am wirklichen Erwachsen der Zeit, mit jenem ewig Wahren in Ueber- oder Nichtübereinstimmung trete, was Wünsche und Schätzungen zu fortschreitender Herrschaft oder Wechsel bedinge, — welche Gegenstände der Beglückung, der Ehre, der Meinung über beides man den Menschen aufzwinge oder lasse. Man ermesse! man hemme oder befördere, was eine edlere Erkenntniß vorschreibet. Das ist Lebens-Oekonomie, Erziehung durch und

für ächte Menschennatur, das göttlich Gebotene. Erziehung und Lebens-Oekonomie — zwei Ausdrücke für eine Sache.

Lebensprinzip? Etwas, ein X, durch das es bestehet, möglich ist oder wird. Sind aber die Worte „höheres und niederes Lebensprinzip" (nicht wie Universalisiren und Individualisiren verschieden, sondern beide immer in beiden zugleich; höheres — potenzirteres, niederes — nicht potenzirtes Simultanal- und Ichstreben) mehr als bloße Worte? oder die folgenden viel mehr: „die höhere Lebenspotenz spreche sich aus als erhöhtes Streben, das All in's Ich zusammenzuziehen und zugleich das Ich in's All zu erweitern?"

Daß etwas potenzirbar, die Thatsache, die Erscheinung, selbst die Begegnungen, unter welchen sie statt findet, ist bemerkbar, aber nicht das innerste Wesen und Seyn des Potenzirenden und Potenzirbaren, der innerste Hergang. Leben bleibet ein X. Nur was es nicht hemme, was es fördere und fordere, diese mehr negativ als positiven Erkenntnisse bleiben die unsern. Besser noch ist zu sagen: „es könne das All nicht auf's Ich bezogen werden, ohne daß in Reaktion das Ich auf's All zurückbezogen werde, nur mit mehr oder minderer Klarheit; das einzelne Organ lebe ein eigenes Leben, aber nicht bloß dieses, sondern es trage mit bei zum Gesammtleben des Organismus." Es empfängt und hilft rückwirkend wieder zum Ganzen. Aber wer kann zu scheiden verstehen oder scheiden, was nur durch und für einander bestehet! Der Kern jedes Naturganzen ist wie Leben und Seyn = X.

Die Ritalität ist ein allverbreitet Gesetz, doch so, daß trotz der Beharrlichkeit am Entwicklungstypus und trotz seines bleibenden Gesetzes, doch ein Veränderungsprinzip

darneben besteht und die Resultate der Entwicklung höchst verschieden seyn können, obgleich nicht seyn müssen. Das ist's, was jede Lebensökonomie so vielseitig erschwert! Mag es auch seyn, „daß jedes Höhere als gesteigerte Aufgeschlossenheit und Spontaneität sich aus dem engen Niederen emporschwinge" — wissen wir darum genau, was wahrhaft steigere, d. h. bleibend ermächtige? oder was bloß vergänglich oder gar störend erhitze? —

Leben, — Leben des Menschen, der Dinge, der Anstalten, des Geistes und seiner Oekonomie — drei Fälle sind möglich bei zwei nach irgend einem Gesetze der Stätigkeit oder als Gegensätze von einander abhängigen Größen, die sich wechselseitig Funktion und Wurzel zugleich sind, erstens, jedesmaliges Zunehmen der einen bei Zunehmen der anderen, absolute Sympathie; zweitens, die eine nimmt beim Zunehmen der anderen jedesmal ab, oder zu beim Abnehmen der anderen, absolute Antagonism; drittens, mit dem Zunehmen der einen, nimmt je nach Maaß ihrer Werthe und Stellung, die andere sowohl ab als zu, relatives Wechselverhältniß, durch Zurück- oder Beitreten eines dritten, oder veränderte Bahnen. Es zeiget sich hierin, wornach und wie in dem Falle weiter geforschet werden müsse.

Wenn z. B. im zunehmenden Leben äusserer Arbeit der Geist zugleich sich bestärket und erweitert, oder in der Zunahme gewisser Beschäftigungen, der Geist immer tiefer versinket, so ist an diese sich offenbarenden Sympathieen, Antagonismen und deren innerste Gründe die Forschung über rechtes Festhalten oder Meiden, die Diätetik der Gesundheit oder Krankheit zu knüpfen. Fassen, erregen, vermitteln, vollziehen, vier Funktionen der Lebens- und Geistes-Oekonomie! Ihre Verfahren, ihre Mittel,

ihre Freunde oder Gegner sind hiernach zu erwägen. Die meisten menschlichen Anlagen, Vernunft, Gefühl, Phantasie, das Empfangende, Schaffende, Dichtende u. s. w. in ihnen, sind eben sowohl einzeln als zusammen für alle diese Funktionen in gleich häufiger, stätig und wechselwirkender Bewegung. Die meisten menschlichen Werke sind Werke ihrer höchst manchartigen Verknüpfung, je nach Zeit, Stellung, Umgebung für jeden Fall besonders geartet. Wenn der Gott im Menschen sich von allen Erdenbanden losreißet und jedes Daseyn in den großen Angelegenheiten eines Ganzen, frei sich den eigenen Lebenserhebungen zuwendet, wer kann vorschreiben, wer kann sagen, welche Kraft dabei am meisten, am ersten, oder wie sie in gegenseitige Thätigkeiten treten? Undurchschaubar wird alles, je nach ihrer Artung, im Innersten gefasset, erreget, vermittelt, vollzogen. Darum ist, alle menschlichen Anlagen gleichrichtig entwickeln, keine versäumen, keine verkennen, die wahre Lebensökonomie, die wahre Erziehung eines Volkes. Jeder ziehet dann nach eigenem Vermögen daraus, was durch ihn selbst ihn gestalte, was in sich selbst er und hierdurch nach außen vollziehet.

Drei Güter machen das Leben reich: Vieles und Viele achten; hierdurch Liebe und des Lebens freudige Verwendung; eine damit in stätem Schwunge erhaltene Phantasie, Vernunft, und beider Gebilde für Herz und eine höhere Entwicklung. Wehe dem, der sie oder das mehrste derselben verlor! Das ganze Leben, Einzelner oder der Gesellschaft, auch dessen gleichgültigsten Partieen, sollen nach einem außer dem Leben liegenden Ideale ausgebildet werden. Die Wurzel dieses Idealen ist religiös, ein Höchstes über uns. Als Sinnbild aller geistigen

Interessen an Wahrheit, Schönem und Großem, lebendig und der menschlichen Natur freundlich muß es aufgefaßt werden. Das Mittelalter stellte es auf als Feind der sichtbaren sinnlichen Welt, als einseitiges Bild der Armuth, der Keuschheit und des dumpfen Gehorsams. Der Mensch kämpfte in Klöstern und Kirche, nicht um mit allen Theilen seiner selbst in Uebereinstimmung zu kommen, sondern die Hälfte seiner selbst zu vernichten. Was war die Folge? — —

Leben als Maaß,

als Beziehung des Haushaltes.

Leben ist das Daseins-Gefühl in Beziehung auf Wohl und auf Weh, auf Bedürfen und Freude, auf Meinung des Glückes und Genügen; hierdurch die Macht einzelner Vorstellungen über die Summe aller Vermögen des Geistes und ihrer Bewegung. Wie nach den Vorstellungen des Menschen, nach ihrem Ursprunge und ihren Beziehungen zum Leben, das Leben selbst sich gestaltet, so bleibet Leben obgleich kein allgemeinstes, absolutes, ökonomisches Grundmaaß, weil es selbst ein bis ins Individuelle verschiedenes ist, doch allerdings ein allgemeinerer Stellungs- und Standpunkt menschlichen Treibens, ein Haltgrund der Werthe. Jeder gehet mit seinem Leben zu Rathe über das, was er vorziehet, und wie hierin die herrschendere Meinung oder ein herrschend Gesetz der Natur, so muß die allgemeine Oekonomie ihre Ansichten fassen

Das Physische zu dieser Entscheidungsmacht durch irgend ein Empfinden oder Bedürfen erhoben, führet oft den unabwendbaren Karakter des geistigen Lebens herbei. Nichts ist so unbedeutend, was nicht aller Ansichten Ansicht und Waage einen großen Theil menschlicher Gedanken und Thätigkeiten zu irgend einer Zeit in sich aufnehmen könnte.

Jedes Kleine und Einzelne kann Gegenstand allgemeiner Vorstellungen und aus höchstem Bedünken aller übrigen, Maaß, Verhältniß, Erniedrigung oder Ausgeschlossenheit werden. Eben darum aber, weil ein Einzelnes und Vereinseitigendes, führet es, auch wenn ein Gutes an sich, zu Nachtheil: um wie viel mehr, wenn ein an sich ins Gemeine Hinabziehendes. Wie also Leben seiner vielartigen Vorstellungen, ihres Wechsels und ihrer Theilbarkeit wegen nicht allgemeinstes Grundmaaß nur immer ein sehr mannigfaltig bedingtes seyn kann, so muß um so mehr der allgültigere Standpunkt der Ausbildungen aufgesucht werden, die ihm selbst zu größerer Wahrheit seiner Berichtigung zu ertheilen.

Wünsche bilden dessen innersten Verlauf. An den drei Grundtrieben und ihrer Artung entstehen die Wünsche. Ginge starkes Wünschen immer aus starken Gemüthern hervor . . . . . Wohl! Aber daß sie in Leeren und Hohlen, als todtes Gewicht, so sich an sie hänget, und nur hierdurch nicht als innere Kraft — vorwalten, machet sie zu Uebeln. Hiernach am häufigsten bildet sich der Zustand der Zeiten! darum, was geschiehet, meist so abgerissen, so schlotterig, eilig begonnen, verlassen oder zu ganz anderen Enden schwankend vollzogen.

Leben, als allgemeinerer, in sich aber höchst vielartiger Beziehungsmittelpunkt aller Bestrebungen und Arbeiten, Güter und Werthe, der Gewerbe und des Handels, — ist es zu betrachten: Erstens: einmal als ewige natürliche Quelle all der Forderungen, Bedürfen, Neigungen und Bedingnisse, durch welche sich ausspricht, was, jetzt oder für immer, nöthig, gemäß, erfreulich oder heilsam? Und für diese Beziehungen in seinen innern, absoluteren Gesetzen allerdings auch ein absoluteres Maaß.

Zweitens: als Zustand an und zu dessen Formen, — unwahre oder wahre, naturwidrige oder genehme — der Mensch sich entwickelt; welchen Formen zufolge, seine Vorstellungen über nützlich oder erfreulich, seine Begehren, Schätzungen, Erstreben, Thätigkeiten und Gebrauchsweisen sich gestalten.

Leben ist ferner zu betrachten a) als Werk der Mode . . . . einer über alles in geliehenen, wechselnden Neigungen, Ansichten und Glauben hinfahrenden Auffassung der Schätzungsweisen, an die es sich hingibt; b) als das was, durch mächtige Ereignisse und bleibendere Versippung, lange, überall oder immer (wenigstens durch Oertlichkeit immer) dem Leben, neben jenen innersten, ewigen Naturbedingungen, zu einem nach Zeit und Umständen unerläßlich Nothwendigen wird oder würde.

An Erstes, an Mode, wird sich immer Mancherlei hängen, das Zweite bleibt aller großen, verbreiteteren und allgemeineren Betriebe, Verkehre und der nationellen Oekonomie, Bau, Wurzel und Kern.

Kurz, Zeit und Art werden Gesetze! das Leben fordert durch sich! Es fordert durch das, was seine jedesmaligen Formen bedinget und bedingte.

Jeder will durch Haushalt ein stark, tüchtig, wohlbehalten Leben. So weit wird, was ihm als Solches erscheinet ihm auch Maaß für Thätigkeiten und Werthe. Gelingen kann ihm solches nur in aller Theile Harmonie und gleicher Besorgung. Sein Haushalt theilet sich in den des materiellen Besitzes und Betriebes; in den der eigenen Persönlichkeit nach Innen und Aussen, in den des Lebens selbst, in alles, was dessen Gesundheit, Kraft, Fülle und Wachsthum an Geist und Körper versichert; was in und außer ihm als Mittel, als Reihenfolge der-

selben, als das, was von Naturwirksamkeiten abhänget, als das, was eigener Leitung, Gemäßheit und Thun überlassen bleibet — erkannt werden muß. Nur an diesem Erkennen kann er leben, und was er für solches unternimmt, als Ganzes verstehen. Hierin muß also allgemeine Oekonomie sich selbst und jeden Einzelnen zu rechten Uebersichten bringen, damit nicht hier überstarket, dort überschwächet, damit in Allem und gemeinsam mit Allem erreicht werde und geschehe, was dem Ganzen als solches zukommt. Daß nicht jeder mit gleich klarem Geiste oder gleich offenem Standpunkte dieß alles übersiehet, machet allgemeinere Vorsicht und allgemeineren Einfluß der Hellsehenderen nöthig. Das ist die Stelle der Staats-Oekonomie. Des Menschen wahre Bestimmung bleibt ihr Grundmaaß für Leben und dessen getheilte Begegnungen.

Kann Leben, als Höherem untergeordnet an ihm erst sich orientirendes, nie absolutes, oberstes, allgemeinstes Grundmaaß, so kann es doch Etwas werden, was vermöge mancher an ihm sich aussprechenden absolutern Gesetze, Forderungen und Grundbedingungen, in Kreise derselben, eine absolutere Ermessensfähigkeit annimmt. Was des Lebens wahren Beschaffenheiten oder Bedürfen gemäß sey, was seinen Fortschreitungen zu deren Entwickeln und Erhalten nöthig als Mittel, was ihm heilsam, kann und muß an diesem Nöthigen allerdings sich ermessen. Daß das Leben selbst dabei immer unter dem obersten Lichtpunkte seiner wahren Bestimmung erkannt werden müsse, verstehet sich von selbst. In einem gewissen, nur nicht dem gewöhnlich so ausgedehnt und zu sehr erweitertem Umfange, kann Leben oft als ein wissenschaftliches Grundmaaß für Einzelne und Gesammtleben, ein Maaß gesellschaftlicher Anordnung und allgemeiner Oekonomie seyn.

Menschliche Anlagen, — nur in individueller Abstufung verschieden — sind sie zu allen Zeiten dieselben, oder man ist kein Mensch. Daß ihm allgemeineres Hervortreten nach Völkern, Begebenheiten, Erforderniſſen und Zeiten, so manchartig, daß ein Zweites, daß Gegenstände diese subjektiven Aenderungen und Gestalten vermitteln; daß es eine Art und eine Artung der Gemüther, die erste durch Mischung der Anlagen, die zweite durch des Lebens Ganzes gegenständliche Gewöhnungen, Uebung und Erstrebungen gibt, ist als die kategorische Quelle aller Fragpunkte, als die Quelle so manchartiger Erscheinungen, Wechsel und Maaße des Daseyns, dessen, was ihm gebühre, seiner Verhältnisse, Werthe und Fügung zu betrachten.

Daher der Mangel eines allgemeineren Grundmaaßes, jenes obgedacht Höchste ausgenommen, das aber für so manches Kleine nach der Beschränktheit menschlicher Geister zu groß, nur selten seine helleren Vergleichspunkte zeiget. Dieser Mangel ist allerdings besondern für den allgemeineren Haushalt sehr empfindlich und die Ursache, warum so Vieles nur Bruchstück und so oft eine Lücke; daß man wissenschaftlich darnach strebe — ist also kein Wunder; daß es Allen ausübend klar werde, was Oberstes bleibe, ist schwer zu erwarten. — Ums Leben dreht sich Alles; bewußt oder bewußtlos richten in Gefühlen jedes Einzelnen sich alle Wünsche und deren Schätzung dahin; man sollte meynen, daß es das Schicklichste sey, Grundmaaß für Alles zu werden. — Aber es ist ja selbst nur ein Traum, der vieles zu seiner Ergültigung bedarf. Schon der Gegensatz: körperlich und geistiges Leben, deren keines des andern Maaß seyn kann, tritt entgegen. Daß es Bedarf, ist das zweite Prinzip von allem, was durch solches bestehet; Kraft für alles, was durch solches

geschiehet, beuget es sich selbst unter Bedingungen, durch die es sich ausbildet, erhält und erzeuget; Ausflüsse dessen, ohne welches es nicht wäre, nicht wirkte, nicht bliebe. Unter die Frage „Wofür?" die seines eigenen Zweckes? Ueberall zeigt sich, daß es ein allerfordertes, aber kein allermessendes seyn könne, daß es selbst einem Maaße unterworfen.

Wer ist unabhängig, wenn das Leben selbst es nicht ist? Oder was lasset sich ihm zu vollem Umrisse bestimmen, wenn es durch Beding und Bedürfen in tausend Abhängigkeiten verflicht? Kann, was in sich selbst und seinen Erfordernissen kein immer Gleiches in sich Festgestelltes, sondern Wechselhaftes bleibet, Grundansicht seyn? Oder darf der Mensch glauben in einem bloßen Vermögen zu handeln, aller Dinge Maaß für seine Bestimmung zu finden, da er für dieser Dinge und jenes Vermögen die rechten Verhältnisse der Anwendung erst in der Stellung seines Sollens zur Gottheit empfängt? Ein vielseitig relativer Beziehungs- und Erwägungspunkt, als Prinzip und als Kraft bleibet allerdings das Leben für das Meiste in der Oekonomie. Jedes Einzelne hat einzeln aber nur den eines in seiner Art vollkommenen Wirkens und Seyns. Wo aber ist der Urtheilende? Ist er auch immer der Messensfähige? Rechtmessende? Stehet er im rechten Vollkommenheitsstandpunkte? — Daher der Streit.

Menschen und Sachen — unter zweierlei Beziehungen eignen wir sie uns an; verständig ökonomische Aneignung, zum Zweck und Gebrauch; freie ästhetische Aneignung, das Gefühl befriedigend, ohne Rücksicht auf Gebrauch. Ob ein Mensch, eine Sache uns freundlich und nützlich? was zu hoffen? zu erreichen? zu fürchten?

das ist die verständige Ansicht. Welchen Werth er oder die Sache an sich, ohne Beziehung auf uns, wie viel mehr den reineren Menschheitsideen entsprechend, das die freiästhetische Ansicht. Diese letzte, das Gefallen ohne Hinsicht auf Vortheile, findet vorzüglich, wo die Einzelnheit, wo der Eigennutz, auf den höheren Standpunkten des Daseyns, in Geschichte und Dichtung statt. In beiden Fällen ist Leben das Maaß — Lebenssicherung und Bedürfen, allgemeinere Lebensergültigung, enger oder weitere Urtheilserwägung.

Es befriediget das Große und Schöne bloß durch seine Gegenwart. Der reine Eindruck, welchen es auf das Gemüth — ein fassungsfähiges nemlich — machet, ist hingebende Huldigung. Das zu enge Gefühl irdischen Wechsels, dem Jemand unterworfen, das nie Hinausgelangtseyn über solches ist es, was aus Sorge des Verlustes, das Begehren zum Herrschenden machet. Er will, was entgehen kann, enger an sich schließen. Das Kind strecket die Hand nach dem Monde aus, dessen Schimmer es ergötzet; es kennet nur noch Ergötzliches, nicht Hohes. So machet kindische, eigennützige, befangene Begierde des Herrlichen Besitz zu dessen einzigem Werth. So zerstören wir aber auch das Schöne in uns. Was wir an uns reißen, ist doch nur die äußere Erscheinung, das Irdische, Vergängliche. Bleibet uns denn nicht das einzig unserem Geiste Gemäße, die freie, höhere, ewige Erinnerung und seine Veredlung von jedem Schöneren?

Es gibt einen tugendhaften Willen, einen tugendhaften Glauben. Dem ersten soll alles gut werden, dem zweiten erscheint Gutes im Seyn.

Daseyn und Leben — letztes, man kann da seyn ohne Leben — eine Form, eine Ermächtigung des ersten. Wie oft

werden sie verwechselt! Wie oft wird in das Wort Leben, bei so vielfachem und unbestimmtem Inhalte desselben, willkürlich vieles geleget, oder ein Einzelnes in ihm als Einziges, als ob kein Anderes neben ihm wäre, ausgesprochen. Die meisten Ansichten sagen nur, Tod sey nicht Leben, also nichts in der Sache; oder nennen todt, was nicht in dieser Art lebet. Tod freilich ist immer = 1. Leben aber, wie vielerlei Aeußerungen, Verknüpfungen, Uebergänge und Grade! Seine Erscheinungen setzen wir, selbst diese nicht immer. Aber sein Wesen? — Wenn wir sagen: „es sey, was es sey, durch innere Einheit einer sich selbst erhaltenden, sich selbst immer hervorbringenden Kraft" — haben wir mehr als eine Worterklärung, höchstens eine Seite der Sache, im Worte Kraft blos ein **X** gegeben? — oder — „Organismus sey ein Spiel von Kräften, zusammengehalten durch eine innere verborgene Einheit" (sie ist ja das X), „die Form des Organismus sey die jedes Lebens." Eine Form des Lebens ist er freilich, eine Bedingniß seiner Aeußerungen; aber er selbst, was ist er? Er selbst wird belebt und gibt nicht das Leben. Mit denselben Gliedern ist die Leiche leblos. Das Zusammengehaltenwerden, die Folge sehen wir freilich; aber auch die Ursache? Daß Leben eine sich selbst erhaltende Kraft sey, ist nicht so unbedingt gültig. Auch das Leben bedarf. Maaß ist demnach das Leben, so weit sich bestimmbare Bedürfnisse desselben zeigen. Selbst ist es nur nach hervortretenden Wirkungen, nicht nach seinem Inhalte zu messen. Ein **X** bleibet es, darum so schwer zu behandeln, zu erregen, zu bewahren oder in seinen Möglichkeiten zu verstehen.

Es gibt Menschen, a) welche alles oder das meiste durch sich, b) andere, welche alles durch andere. Letzte

theilen sich wieder in zwei Arten, 1) einige empfangen absichtlos alles von andern; bloßer Abdruck der Umgebung, nehmen sie alles in sich auf, wie es sich bietet; oder 2) sie nehmen alles auf für irgend eine in ihnen festausgesprochene Absicht, um Beifall, oder Güter, oder Gültigkeit bei anderen zu erhaschen. Jede Form ist ihnen recht, leicht oder gleichgültig, so weit sie augenblicklich ihren Götzen befriediget. Aber außer diesem Streben ist oder wird ihnen nichts eigen, nichts werth oder bleibend. Ihr Abgott bleibet ihr Maaß.

Alle Gebrechen oder Fehlgriffe der Erziehung, alle durch sie in uns aufgekeimte Scheu, Widerwille, Leere, Halbheit, kommen am sichtbarsten im spätern Alter herfür. In der Zwischenzeit haben Erwarmung, Anstrengung, mancherlei Hoffnungen, Betriebe, Neuheit und der Jugend vielfältigere Reitzbarkeit über vieles hinweggeholfen. Das Alter, welches, wenn nicht große Gegenstände dem Geiste die Flügel edlerer Jugend forterhalten, unter so manchem Ueberdruß der Erlebung, an Wunsch, Vorstellung und Triebkraft verliert, und in der ängstigen Reflexion so mehr sich vereinsamt, bringet uns, sobald wir diese Entfernung von allem zu fühlen anfangen, zu jenen rohen, unausgebildeten oder verbildeten Keimen zurück. Sie finden in Leere des Geistes Raum der Entwicklung. Was unter der Macht regerer Empfänglichkeiten entschlief, erwachet, wann Jeder mit seinem Ich wieder mehr allein. Darum schwinden Glaube und Freundschaft, nicht so sehr am fremden Unwerthe, als an eigener Zerrüttung aus dem späteren Leben hinweg. Darum tritt das eigene Leben in seinen verschiedenen Perioden uns mit so wechselnden Maaßen zur Seite.

Leben — Was?

Seine Gestaltung, Art und Beding.

Leben und sein Haushalt, — eine Aufgabe sind sie, die, indem man sie löset, sich erweitert: Unbekanntes am Beginne und im Fortschritte; eine Reihe, bei dem alle Erfahrung nur Erlebtes, über das Erleben selbst wenig Aufschlüsse darstellet; — eine Aufgabe, die bestimmt ist, sich immer als solche zu zeigen, — die, indem sie in Wirken und Brauchen, in den Formen, auf welche sie durch ihre Ausübung führet, ein offener Hergang, — das Geheimnißvolle in ihr zum Reiz all der Entdeckungen machet, an welchem sie zu neuen Geheimnissen entschlüpfet. Leben, — (der verhüllte Mittelpunkt einer Menge, in höchst mannigfaltigen Aeußerungen höchst verschiedener, Beziehungen: Jeder erblicket, Niemand durchschauet oder begreifet ihn) — weil Jeder das Eigene nach eigenen Anläßen und hierdurch alles Uebrige nach Individuellem ermisset, so bedarf es, wo alle Einzelne auf ein Ganzes hingerichtet seyn sollen, einer allgemeineren, absolutern Grundlage seiner Erwägung, um was ihm selbst als absoluterer Werth zukomme zu entscheiden. So sehr es vor vielen Maaßen das Beziehungs-Allseitigste ist, so wenig ist es als ein von allem Gleichangenommenes, Gleich-

verstandenes, Gleichverliehenes, auf alles in gleichen Verhältnissen Passendes, als Grundmaaß der Dinge und ihrer Schätzung zu gebrauchen. Nur ein Höchstes für Alle kann Alles unter den allgemeinen Karakter seiner Gesetze vereinen. Dieses Höchste muß erkannt werden.

Leben? die Summe der in Jedem regbar vorhandenen Anlagen; Lebensgang? das, was jener Summe gegenüber, die Bedingnisse ihrer fortschreitenden Artungen enthält und auf sie überträgt; Lebens-Prinzip? das Unbekannte in beiden. Leben ist uns nur eigen durch seine Empfindung, Empfindung nur etwas durch das Gebilde, an dem und durch das sie sich ausspricht.

Objektive, vielartig objektive Ausbildung, Entwicklung, Erweiterung, Steigerung, Thathöhe nach Außen kann der Mensch dem Leben verleihen. — Arten kann er es, eigenes wie fremdes; wie viel er an und in sich selbst, subjektiv als intensive Summe seines eigenen Bestandes unmittelbar (direkt) mehren könne — ist eine andere Frage. Er kann sich kein fehlendes Glied, keine Anlage geben, die er nicht hat. Kann vieles lernen durch Fleiß, aber kein schaffendes Genie werden durch eigene Wünsche. Er muß sich nehmen, wie er sich empfing. Die Grenzlinie erwerbbarer Beschaffenheiten oder Schätze — und unerwerbbarer Eigenschaft ist strenge gezogen. Zeichner kann man abrichten, Kunstjünger heranziehen, aber keine Künstler. Man wird es, ohne recht zu wissen, weil ein Inneres dahin dränget.

Ueberall zeiget sich demnach, auf jenes Objektive und dessen indirekte Einwirkung auf das Subjektive komme es bei allen menschlichen Veranstaltungen an. Gegenstände kann man wählen und häufen, — was sie Jedem werden, entscheidet eine ihm eigene, unbeherrsch- und undurchschau-

bare Macht. Nur Buchstabenweisheit, der kindisch hoffärtige Wahn eingebildeter Gelehrtheit kann lehren wollen, was nicht zu lehren, schaffen wollen, was nicht zu schaffen. Auf einer strengen Erkenntniß dessen, was man und wie man es könne, auf einer richtigen Betrachtung des Lebens, seiner menschlich offen und zugängigen — seiner naturabgeschlosseneren Kreise, beruhet demnach die richtige Bildung der Menschen und Völker.

Ich sage Leben — und — scheide in ihm Leben — und — Lebensgeist. Erstes als Summe in ihm vorhandener Anlagen, letzten als die unter wechselseitigem Erregen und Bewegen, für Combinationen dessen, was Daseyn und Gegenstände hierbei leisten, vorhandene und erwachte Art der Energien.

Wie Auge und Ohr, als Fachwerk und Raum, als Sinn und Vermögen mit diesem oder jenem erfüllet zu werden, ist — Leben zu betrachten, als Besitz zum Kapitale erst verwirklichet durch Gegenstand und Verwendung.

Beschäftigtes — Seyn, als erstes Bedürfen des Lebensgeistes — und — was jede Beschäftigung außer dem vorgesetzten Zwecke und ihrem ersichtlichen Wirken, und wie manches sie auf vielfache Weise und am richtigsten oft durch dieses Selbstmächtige, Verborgenere für Geist und Daseyn hervorbringe — bleibet unerläßlicher, wenn gleich meist schwer zu lösender Betracht ihrer Erwägung. — Ins Leben treten, ins Leben einführen heißet also die Reihenfolge von Gegenständen, das, was Zufall oder Wahl, eigene oder fremde auf der Bahn des Daseyns Jedem zur vorzüglichen Beschäftigung, Kampf, Uebung, Gewöhnung oder Erforderniß, zum bildenden Grund also seiner Entwicklungen, seiner mehr oder mindern, so oder so gestellten Artung zum terminus a quo

und ad quem, zum Concentrations- und Lichtpunkt seines Wesens machen. Daher die verschiedenen Hervortretungsweisen menschlicher Anlagen, wie sie als eben so viele, verschiedene Erscheinungen des Wirkens und Werdens am Gange und den Gegenständen des Lebens sich bedungen. Darum zeiget sich der ganze Verlauf menschlicher Geschichte als ein fortwährender Commentar zu den Sätzen: „Des Menschen Herz sey ein trotzig und verzagt Ding; Gott hat den Menschen einfältig gemacht; aber sie machen sich viele Künste."

Leben und Zeit: nicht nur daß beide Worte in menschlicher Sprache oft für dieselbe Sache gebraucht werden; so haben sie auch das noch gemein, — als Worte mehrfacher Bedeutung sehr oft ein Spiel mythischer Personifikationen zu werden. Man spricht von beiden, als Jedem bekannt. Aber Jeder summiret unter beide nach eigenem Sinne, was ihn eben befällt, grämt oder erfreuet, um einen Ausdruck zu finden, mit dem er sich oder Andern genüge. Leben — durch Macht eines selbstständig innersten Prinzips, ein fortgesetztes Werden — ein Prinzip, welches aus der Reihe von Zwischenzuflüssen das zur Erhaltung ihm Eignende in sich aufnimmt, das Uneignende ausstoßet, seinem Wesen nach unseren Erkenntnissen ein nur wenig Durchschaubares. Was dem allgemeinsten Leben jedes Wesens am innigsten verwandt oder entgegen, wird auch als allgemeinste und unmittelbare Potenz auf dessen Organismus wirken, während eingeschobene Reihen von Zwischenmitteln nach ihrer beschränkteren Artung und Gleichart nur zu besonderen Entwicklungen und als Bedingteres wirken.

Die Lebenskraft des Organismus, die sich selbst stets gestaltende und wiederhervorbringende (die

gesellschaftlich geistige, wie die in jedem andern Wesen) ist eben deßwegen auch die nährende und heilende. Alle Mittel, insoferne sie nähren oder heilen, leisten beides nur durch die Lebenskraft und das Aneignende, Verwandelnde in ihr, sie sind im ersten Falle gleichartige Stoffe, welche der lebensthätige Organismus durch eine ihm inwohnende Beschaffenheit in sich aufnimmt, die **conditio sine qua non** seiner Dauer, wie er hingegen **conditio sine qua non** und Vermittler ihres nach seinen Funktionen gearteten Eintretens in das Wesen!

Im zweiten Falle bewirken sie Aenderung einer fehlerhaft verworrenen Lebensthätigkeit im Organismus, indem sie das zu Aufhebung des Fehlerhaften in ihm vorhandene Gegengewicht reger machen oder verstärken helfen. Beides — nähren und heilen, sind also Forterzeugungen oder Wiederermächtigungen des gesetzlichen Organismus und seiner Bedingnisse; sie sind es durch Vermittlung ihm inwohnender Kräfte, vernichtend, was ihnen entgegen, aufnehmend, was ihnen gemäß. Was durch uns für ihn verbrauchet wird, gehet der Form nach unter — dem Wesen nach über in die Gesammtheit seiner verwandelnden Anartung; so im Leben des Körpers, so in dem der Gesellschaft.

Alle einzelnen Naturerzeugnisse sind als theilweise Darstellungen ihrer allgemeinen Kraft anzusehen, so wie alle Thätigkeiten des Menschen als Ausflüsse seines Lebens in dessen Macht und Mittheilung zu betrachten kommen. Sie sind nichts, sobald er sie nicht mehr beseelet, oder nur nachäffet. Alle werden, vermöge dieses allgemeinen und sie begründenden Lebens, Darstellungen dessen nach Maaß und Verhältniß seiner Erkräftigungen (Energie). Alle Ausflüsse eines höheren Lebens sind als ein in seinen

Gesetzen Vorhandenes zu erwägen; alle vermitteln sich in und zu seinem Stehen und Bestehen. Da Mannigfaltigkeit und Wechsel derselben auf Eigenschaften, auf Vielheit, auf Verhältniß und Gemäßheit, auf einem objektiv vom Subjekte geforderten oder subjektiv auf Gegenstände übertragenen Mitwirken beruhen, so entstehen so viel qualitative oder durch Vielheit entschiedene Gegensätze, so viele ob- und subjektiv verschiedenartig, wechselnd und einzeln herbeigeführte Lebenserscheinungen des Wirkens, Hervorbringens, Wachsens oder Vergehens, daß man, was das Entscheidende hierbei, nur selten recht darthun kann. Ein ähnlicher Organismus und Lebensprozeß gehet vor am Daseyn der Gesellschaft; ein analoger Standpunkt ist nöthig; — daher die Mühe oder häufige Unmöglichkeit vollständiger Durchschauung dessen, was in, was außer ihnen begünstigend oder störend beitritt. Aller Kräfte und Funktionen Uebereinkunft zum Ganzen ist Gesundheit, ihre Abweichungen Krankheit.

Leben und Lebensglück.

Das Spiel, welches unter den Benennungen — Leben, Lebensglück, Lebensziel, Lebensentzweiung u. s. w. mit Worten getrieben wird, kann uns ein Beispiel geben, wie, wodurch und warum, unter welchen Lücken des Geistes mit den ernstesten Dingen — mit Religion, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft und Recht, mit allen in ihnen enthaltenen Schätzen so wenig und so selten Festes oder Ersprießliches bewerkstelligt werde. Nicht die Güter selbst, sondern die Art ihrer Ergreifung entscheidet über den Werth ihres Besitzes und Wirkens. Daher so vereinseitigte Lebenstheorien z. B. die, welche auf materiellen Reichthum als Macht eines Volkes und Ziel allgemeiner Oekonomie ausschließlicher hinweisen.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht und Unheil erzeuget, als das Wort: Glück, ins Leben hineingetragen ein Gebilde, zu welchem man die Aehnlichkeit suchet und eben darum nur immer Ungenügendes findet. Es ist die vornehm trotzende Bettelhaftigkeit des Dünkels einer Gabe, zu der man sich berechtiget glaubet. Eben dieser Dünkel wird das Maaß, warum man sie immer zu klein findet. Darum verdirbt Glück im Begehren oder Empfangen, Suchen oder im Besitze die Gemüther so leicht, weil ohne eigentlichen Sinn ein haschendes Hineinblicken

in Etwas, so uns farbewechselnd umriß, los vorschwebet, weil es stets zurückweiset auf das Selbst und nicht hinaus auf ein Größeres, Ewiges und Festes.

Der Mensch hat nichts zu fordern als — nicht unglücklich zu seyn d. h. alles zu meiden und jeden Widerstand zu besiegen, der sein Leben unter den Kreis höherer Pflicht, seine Vermögen unter das Ziel, das ihnen Gott steckte, zu verworrenem, nichtigem, niedrigen hinabdrücken kann. Stark soll er werden, würdig des Höheren und edel. Erreichet er solches, wird es nicht an innerer Uebereinstimmung fehlen, die, wenn auch äußerlich erfolglos durch Umstände, doch in dem was er erstrebte, ihm das Zeugniß richtiger Zwecke hierin die Palme des Gewissens, das eigentliche Lebensglück darreichet. Lasset Hunderte, was sie Glück nennen — jeder wird Anderes heute als morgen, jeder eine einzelne Sache, die ihm das Heiterste zu versprechen scheinet, — aussprechen. Keiner wird mit sich, um so weniger die Menschheit in ihrem Ganzen, zu bleibender Uebereinstimmung gelangen. Nur an einem wahrhaft Göttlichen und Rechten wird sie möglich.

Im Empfangen und Genießen, nicht im Thun selbst und dessen höheren Vermögen das Glück suchen, darin lieget der Irrthum, darum gibt es so selten eine status publica, weil das Wort selbst hierdurch auf falschen Boden gestellt wird.

Glück ist Vorstellung und Verlangen eines Besseren. Darum erging es ihm, wie so manchem Besserem, so Vielen, welche mit vager, charakterloser, unbestimmter Sehnsucht darnach, Boten des Heiles für Andere seyn wollten und nur Anklänge ihrer Hoffart in die Herzen der Jugend hineinlegten. Bessern? Wie viele gehaltlose Reden werden gewechselt, dem andern zu beweisen, man

sey besser als er. Bessern — kann man es, ist's möglich, wenn zwei sich begegnen, als ausschließliche Lobsprecher der Geberde, der Mode, des Halts, des Ganges, den jeder von jeher und weil er ihn genommen, ohne eigentlich innere Regung der Idee oder des Lebens? Ein Putz, den man trägt, ein Ding, das man seyn, eine Form, in der man glänzen möchte; kein höher wahrhaft Erkanntes. Derselbe Fall findet sich fast bei jedem Geber und Empfänger. Beide stehen getrennt, Jeder übet sein Maaß, der letzte hat Anderes erwartet; der erste glaubt viel gethan zu haben; beide können sich selten begreifen noch erklären. Mehr Uebles, als durchs Ueble selbst wird durchs Bessern hervorgebracht, weil jeder nur zu sehr und zu gerne sich selbst höret, den Honig seiner Rede, den Tonfall seiner Worte, den Hochduft seiner Blumen in sich sauget und so im Rausche des Selbstgefallens vergißt, was dem andern zukomme, und wenn er nun endlich merket, wie wenig er erreichet — den andern verurtheilt und verachtet. Es kommt ja weniger auf Stimme, als Stimmung, auf das, was man saget, auf Sätze und Phrasen, als auf den Augenblick und was im Hörer vorhanden, auf das, was in ihm sich anknüpfe, auf die Art an wie man das in ihm deutend verwandte errathe. Der Wunsch zu bessern wie nach Glück, keiner sollte anders gegeben werden, als der letzte unter der Form einer Hinweisung auf das, was wir sollen — welchem Thun eine rechte Entwicklung zum Menschen verbunden. Der erste nie als eitle Sehnsucht, sondern als Kunst im Menschen zu lesen, um an ein ihm Begriffenes was er weiter begreifen kann, Verwandtes an Verwandtes zu reihen. Bessern kann man keinen, man wisse denn sich in ihn zu versetzen, höchstens kann man ihn sonst eine Zeit lang in

eine gewisse Modetracht hineinziehen. Leichter ist es oft, Massen als Einzelnheiten zu bessern; sie setzen die genaueste Kenntniß der Individualitäten voraus. Die meisten Tugend-Belobten und Tugend-Redner aber, sind sie mehr als Elegants nach der Mode, nur durch sie vorhanden und geltend?

Das Gewisseste bleibet — — mit Wahl der Stimmung und des Augpunktes, vor das klare Bild eines allgemein Großen hinführen, und dort Jeden sich und seinem Glücke überlassen, was er mit eigenem Blicke schön finde. So wenig sich der dichterisch-ästhetische Werth einer Antike dem Andern einpredigen lasset, so wenig der des Guten! Auch hier ist's nur der eigene ästhetische Sinn, der es fasset; offenes Sehen, Vergleichen, Selbstdenken — das ihn Entwickelnde. Darum ist jenes Sinnes — wie die Natur selbst ihn in unsere früheren Tage als Wachsthums-Gesetze unserer Vermögen legte — und des Ideellen in ihm, frühe Bewahrung und eigene Entwicklung, höhere Gegenstände und richtiges Sehen — die wahre aber nur durch jeden an ihm selbst ganz vollziehbare Erziehung zum Guten. Er ist eine weit selbstständigere Kraft an sich und Quelle aller Selbstständigkeit, als er gewöhnlich dafür gilt. Er, die ahnenden, schaffenden, selbstbildend gereinigten Kräfte der Fantasie und Gefühle sind, zusammengenommen, Theile des Gemüthes, das in ihrer Summe sich darstellet als höherer Karakter des Lebens.

Glück — oft Zufalls-Genuß: aber auch der Verständigste kann dem Gefühle nicht ganz entgehen, sich dadurch geschmeichelt zu finden. Es scheinet doch immer Vorliebe eines verborgenen, mächtigen Wesens. Jeder scheinet sich höher, wenn ein Höheres ihn ehret. So hängen sich die Triebe, Größe und Gewißheit, an den des Glückes, wie

dieser an jene. Alles ist proteisch verwebet. Der Hoffart des Menschen mangelt nirgend ein Haltpunkt.

Erhebung — und — Glück (Wohlseyn) beide suchen im Triebe nach Gewißheit festen Grund. Beide wirken auf ihn. Beiden wird er bald Freund, bald eine Art Wahrsager, bald grimmer, gefürchteter Meister, bald falschgedeutet oder bestochener Rath. Dennoch sind Glück und Erhebung sich oft rein entgegengesetzet in Farbe und Zweck. Der erste will haben. Der zweite will seyn. Dort wollen wir: alles soll unmittelbar, müheloser und schmeichelnd uns zuströmen. Hier suchen wir etwas, was fest sey, eine Ferne zu erreichen; kein Geschenk, sondern ein Errungenes, ohne dessen Mühe zu scheuen. Erhebung fordert Leben in großen Ideen und bringet einem Ziele, das durch sich gibt, oft Glück und Leben zum Opfer. Glück überstimmt wohl die Erhebung, aber Leben, sein eigentlich Ziel, gibt es nicht selbst willig hin; es fragt weniger, was eine Sache an sich, als was sie ihm, dem Glücksuchenden seyn könne. Darum sind Weltbeziehungen bei Erhebung, die individuellsten beim Glücke das Grundmaß. Schimmern wollen oft beide. Doch lasset sich nicht sagen, daß im Triebe nach Wohlseyn die übrigen aufgehen. Oft zeigen jene sich zur Ehre der Menschheit als Sieger. Alle drei berathen, berichtigen, verführen, befreunden oder befeinden, stärken oder entzweien sich; die Einzelnen in sich, wie die Menschenvereine, je nachdem jeder ein eigenes den übrigen gleichartig oder widersprechendes Grundmaß in den Neigungen oder Sitten empfing oder nahm.

Glück — eine Vorstellung, ein Gefühl, ein vorgesetzter oder erreichter Besitz. Derlei eng in einander spielende, darum, wo sie getrennt betrachtet werden wollen, oft verwechselte Begriffe einen sich in diesem Worte: a) Etwas,

das uns zufällt, ohne unser Thun, b) Etwas, das unserer Bemühungen Ziel war und Gelingen. Mit beiden verknüpfet sich das Gefühl unserer Vorstellungen. Sie deuten das erste; sie bezeichneten das zweite. Geschenket aber oder erstrebet — unsere innerste Artung nimmt in sich auf, vermisset und setzet sich in den Gebrauch des Erreichten. Wir nennen Glück, was mit unseren Wünschen übereinkommt — einen „Glücklichen," wem zufällt oder wer erwirbt, was wir nach eigenen Schätzungen als die seinigen voraussetzen.

Glück suchen — wecket Thätigkeiten. So weit ist nichts gegen den Trieb, vieles für dessen höhere und richtige Gebilde, für deren Wahrheit und edleres Richtmaß zu thun. Glück blos als Geschenk von irgend einer Macht heischen — bleibet ein Kind eigner Hoffart oder Trägheit, eigenen Trotzes oder Verzagtheit, der größeste Nachtheil eigener Entwicklung, eins mit der Forderung, daß ein Engel vom Himmel uns Gewißheiten verkünden, deren Erwerbsmühe uns zu lästig oder zu ferne bedünket.

Aus solchen Forderungen ist die Mehrheit dessen abzuleiten, was unter den Formen des Aber- — und — Unglaubens, des Hohnes oder der Mißdeutung mit so vielen Wahnbildern der Klage oder der Selbststörung, der Schwäche oder des Uebermuthes das Leben der Gesellschaften durchziehet. Will Jeder im Andern nur einen Diener eigener Wünsche, im Großen nur, was ein weichliches Glück sichert, im Glücke nur, was den Schein eines Größeren ermittelt, — entartet sich eines und einer durch den andern, je irriger und unlauterer das herrschend Ersehnte, so mehr — dies alles ist Folge eines krankhaften und eben dadurch immer kränkeren Gemüthes. Man will kein Gutes mehr, dessen eigenen Werthes wegen. Alle

Begriffe über Werth und Bestimmung werden immer verworrener.

Der Mensch nennet Glück — was nicht schmerzet! was berauschet! was lange Hoffnungen krönet! was ihn gleichstellet denen, welche sein Wahn über ihn stellet! was die Lage, die Mode, das kleinliche Gefühl eigner Entzweiung so betitelt! Was sich zwischen ihn und seine grellere Erbärmlichkeit als deren Verhüllungen stellet! Was aus bitterem Bewußtseyn in Selbstlob herab oder den traurigen Blick vom Nichts der eigenen Verarmung auf ein Aeußeres hinziehet! Was betäubend in die hohlen Räume eigener Leerheit hineinschallet.

Glück? — Menschlich erfundene Windfahne; sie leistet nichts; sie zeiget nur an! Ein tüchtiger Mann, vermöge seines Verstandes und Gemüthes, wird überall, im Lager, am Pfluge, auf dem Amtsstuhle an seiner Stelle, dem, was er unternimmt, zur Ehre zu seyn wissen, sein Haus, seine Sippschaft gelten lassen oder ertragen, überall das Beste, so sich daraus machen läßet, machen. Der, welcher selbstständig sich seine Stelle schaffet, oder eine gegebene ruhmvoll behauptet und einflußreich dastehet für ein besseres Ganze — ist der Glückliche — er hat des Lebens Bestes erreichet. Andern erscheinet er so, weil er nie jammert, nie bettelt, nie sich erniedrigt. Wer nach Glück ringet, hat, so viel er auch erreiche, doch nur die Wolke, nie die Göttin erfasset. Die Wolke — weil Glück in seinen Träumen meist nur das Spiel aus geistloser Dürftigkeit aufgestiegener Vorstellungen ist.

Darum das Streben nach solchem — meist nur Geständniß eigener Jämmerlichkeit, ein Aufgeben seiner selbst, das Aechzen eines sich selbst nicht zureichenden Wesens — am häufigsten uns die Menschheit von ihrer verächtlichsten

Seite zuwendet. Nicht der Wunsch „Glück," sondern die Erbärmlichkeit der Ansicht, das, was dafür gehalten wird, ist es, was unserer Gattung zu einer so unerfreulichen Geschichte verhilft. Darum, wenn nicht vom höchsten Verstande geleitet, das Bemühen . . . Glückliche, d. h. in ihren Wünschen Befriedigte — zu machen, trotz seines wohlwollenden Antriebes, das verderblichste Unternehmen. Erst müßte man sie ja lehren, was zu wünschen. Gewöhnliche Vergnügungen mehren, heißet sehr oft, für den Augenblick geben, um auf immer zu entkräften, — das Gänschen Tochter täglich auf den Ball schicken — die totale Nichtigkeit ihres Lebens methodisch begründen.

Leben verhält sich wie Kapital und Vermögen. Mag in letztem auch noch so viel liegen, es erreichet doch nur den Werth, den seine Verwendungen im Ausüben entwickeln.

Darum bleibet eine höhere, allem Engen entzogene, in freier Umfassung des menschlichen Wesens in seinen absoluten Tiefen erkannte, erahnete, zum Leben gebildete Berichtigung des Begriffes „Glück" — der Staatsökonomie eine so wichtige Grundlage. Weiß man sonst mit dem besten Wohlmeinen, was zu leisten oder zu versagen, zu schätzen oder gering zu halten sey? Was kann, wer nicht selbst auf höherem Standpunkte durch ein fürs ganze Leben und dessen wahre Gestaltung reich entwickeltes Innere stehet, — was kann er geben? Thränen trocknen?! Aber Kinder weinen auch, wenn die Schulstunde schlägt.

Alles, Tugend wie Laster, Glück wie zu Fürchtendes, hat seine Systeme, Lehrsätze, Maximen und Theorien gefunden. Angestaunt wird von der gaffenden Menge, wer in einem oder dem andern ihr ein Meister bedünket. Mag er der Menschheit Würde verherrlichen oder schänden — gleichviel! sie wissen's nicht besser.

Verfolgen wir die Menschheitsgeschichte alle Reihen hinauf — so wird uns der falsche Begriff „Glück," die gehaltlosen Elemente seiner Entstehung überall unter den vielseitigsten Quellen und Folgen alles Kläglichen, Verderblichen und Unheiles begegnen!

Was vom Glücke lässet sich von Ehre, Ruf und Achtbarkeit sagen: weil auch sie — Gebilde des rein- oder unreineren Geistes! Was ward nicht verehrt und wird es! Errungen, erraffet, erlistet, mit kaltem Blute erkämpfet oder anderes zerstöret! Ein Beispiel — — Vaterfreude, wenn das Söhnchen nur beglücket, schimmert, steiget und befiehlt, ob, schaaler Gönner schaale Gunst, das Amt dem Gemeinbesten eine Last, ein Krieg gegen Menschenwürde sey? was fraget der liebe Papa, der nie m e h r schätzen lernte, als was der Halsgerichtsordnung nicht gerade entgegen, zu eigener Befriedigung führet.

Wer ist glücklich? d. h. wer findet ein in Wahrheit und Recht zu edlen Folgen festgestelltes Leben? Der, welcher allgemein Gutem oder welcher vereinzelnden Zwekken sich hingibt? Welcher ängstlich nach jeder Leistung auf Dank und Preis harret, oder welcher handelt, wie das Recht ihm gebietet und sein eigener Sinn ihm die höhere Pflicht aufleget. Glücklich ist eigentlich der, welcher aller trefflichern Menschen Achtung und Gottes Wohlgefallen verdienet. Glückliche machen kann nur der, welcher andere zu solchem Verdienen erziehet und befestiget. Der Glücklichste der, welchem gelänge, ein ganzes Volk dahin zu führen! zu machen, daß wechselseitig alle am schönen Bilde eines reinen Wohlwollens fürs Ganze erglühen, daß in dessen Antheil und Wärme, Leben und Pflicht, Geschichte und Dichtung, jedes todte, träge, zweifelhaft Entzweiende eines seelenlosen Daseyns zurückweiche, ihrem

Innern aber die freudige Gewißheit des vorhandenen oder erreichbaren Bessern auch den freudigen Drang gebe, es mit Zuversicht überall zu wollen und zu erstreben. Was man seyn müsse durch treue eigene Entwicklung, um so auf und mit andern zu wirken, um vereinet durch wahrhaften Werth mit so vielen Gemüthern sich sagen zu können: die menschliche Natur hat an uns erwiesen, was sie dem Leben an Zier, Schönheit und Würde zu geben vermöge — ist wohl zu erwägen. Denn nur eine solche Stellung (oder was wenigstens ihr nähert) ist, wenn es irgend etwas bezeichnen soll, mit dem Worte „Glück" zu bezeichnen, d. i. Fülle eines durch sich selbst zum ewig Guten und Schönen aufrecht erhaltenen Geistes. Nur der ist glücklich, weil frei, den nichts Einzelnes, nichts Eigenes, nichts Fremdes umstricket — den nur Allseitiges in seinem höheren Werthe erfreuet und beweget.

Das Glück ist sittlicher und folget diesem Weltgesetze mehr als es scheinet. Aber einmal sind die (Combinationen) Vergliederungen, an welchen sich dies ergibt, dem menschlichen Blicke oft zu weit; zweitens muß man, um zu urtheilen, nicht blos die eine, sondern beide Seiten, alles, was sich hierbei im Gegensatze findet, betrachten. Wenn der Tugendhafte untergehet, weil seine Zeit ihn nicht fasset, so ist er freilich nicht im Erfolge glücklich zu nennen, aber die, welche ihn hemmten, welche seiner nicht werth zu seyn wußten, welchen entgehet, was er hätte leisten können — noch weniger. Es werden, um hierin zu entscheiden, mehrere Standpunkte und Maaße nöthig. Ein anderes — Lohn und Erfolg = glücklich: ein anderes — glücklich im eigenthümlichen Werden und Seyn. Von allen Lehren die engeste und gefährlichste bleibet . . . Tugend, welche weder reich, noch gewaltig, noch hochbegün=

stiget, sondern nur stark und den Menschen zu dem, was er seyn soll, zum Edelsten und Geistesgesunden machen kann und nur dazu bestimmt ist, — auf Glück und nicht auf dieses letzte zu verweisen.

Wer Wohlthaten, selbst sittliche, von der Hand annimmt, welche nur durch ein Unrecht die Macht sie zu geben erwarb, und sie eigentlich blos um sich zu befestigen gibt, tritt ein in die Bahn eines Unrechts. Seinen Gewinn theilen, heißet sich in seine Mitschuld und Folgen verflechten. Unstreitig wollt ihr in eurem ersten Nachgeben nicht dies und nicht jenes: nur Gutes, wie es eben die Klugheit der eigenen Ohnmacht darbeut. Aber schlüpfrig ist die Bahn und für die Kleinmuth nur scheinbarer, kein eigentlicher Halt. Der Mann, welcher dem Unrechte einen ersten Schritt einräumt, hat sich beschimpfet in eigenen Augen und in fremden. Er sinkt von Unehre zu Unehre. Die Macht der Umstände hat ihn ergriffen. Das eigene Gewissen macht ihn feig. Jedes Nächste wird ein Unabwendbares. Wer nicht mehr rein ist in sich, hat alle Stärke des Widerstandes verloren und stehet in eines Jeden Gewalt. Weil er Ehre heucheln oder erschleichen will, muß er in Mitschuld immer unehrlicher werden. Ein Volk aber, welches einer Ungerechtigkeit Wohlthaten sich hingibt, hat keine weitere Schranke seines Falles im Tiefsten der Tiefe. Zu spät wird es sein Unglück bejammern, wenn gleich nicht die Ursache erkennen: und so auf seine Kosten erweisen: das Glück sey in seiner Quelle sittlicher, als man gewöhnlich glaubet.

Unter die vielfachen Aufgaben eines besseren Seyns gehöret groß- oder — besser- oder das sogenannte Glücklichmachen. Gefährliche Ansprüche: weil weder die Mittel noch der Sinn des Empfängers gewiß. Ein

anderes — mit offenem Blicke eingreifen helfen, retten, erfreuen, wo sich Gelegenheit darbietet: Ein anderes — auf das Glück, Glückliche zu machen, wie auf eine Jagd ausgehen und die wenigen Raubthiere, die man erlegte, sich als Gewinn zuschreiben. Hat man sie wirklich durch Besseres ersetzet, oder nur neue Lücken geöffnet? Die Welt würde wenig beim Unterbleiben des größten Theiles dessen verlieren, was man als Glückbringer versuchet, was weder gut noch übel an sich durch Unbedacht, Folge, Zusammenhang und Art des Geschehens ein Unheil wird — so manches Ehestiften, Erziehen, Etabliren, Fabriziren, so manches geschäftige Bessern und thätig seyn wollen. Was sollen die Siechen und Schwächlinge, Menschen, Anstalten oder Waaren, die man sich selbst und der Welt, als gültig überfirnißet, die gerade, wenn man sie brauchet, zerfallen? Es ist ungefähr so wie das Lehrgeschwätz über Höhe der Zeiten und Thaten. Erzählen soll man, was und wie es geschah. Wer Sinn hat, wird das Wort „Höhe" selbst hinzudenken. Für die andern bleibt es Plunder, der sie nur hoffärtig macht. Sie prunken, weil sie mit Arthur's Helden zu Tisch sitzen. Ist man es darum selbst, weil man ein Glas Wein mit ihm trinkt? Gefühl muß entstehen aus sich selbst; gegeben kann es nicht werden; das Reden versenket, wie beim Schatzgraben, die Schätze noch tiefer. Es bleibet ein Art Inspiration: ein Unbekannt, ein Unbeherrschbares im Gemüthe. Es kommt aber nicht nach unserm Gebote. Es weiß am besten, wenn die würdige Gelegenheit seines Hervortretens, das, was seine Bestimmung, seinen Reiz, sein Urtheil in sich selbst trägt, da ist! Heilig will es gehalten, aber kein Spiel der Eitelkeit, seiner größten Gegnerin, seyn, die es hervorrufen möchte, um sich selbst in seinem Schimmer anzu-

beten. Wahres Gefühl ist ein Gotteskind, aber kein Götze. Zur Größe sich aufspannen wollen oder Andere, heißet einen Bogen Papier vor sich hinlegen, um Gedichte auszumeißeln. Groß, andächtig, hochfühlend, hochdenkend, wahrhaft glücklich oder wahrhafter Dichter kann man nicht seyn wollen, so kann man auch nicht Andere dahin ziehen: Man ist es: Sie sind es; es tritt ein, wenn der rechte Augenblick schlägt. Ein eitles Spiel hoffärtig äffender Siechlinge muß Hohes (wie viel Aefferei wird selbst mit dem Glücke getrieben) nie werden. Lasset sie, was sie sind — siech: aber doch in Demuth unschädlich! Oeffnet Jedem die Bahn zu dem, was er seyn kann! aber aus sich muß er das Größere nehmen! Gegeben kann's ihm nicht, geliehen soll es ihm nicht werden.

Lebenshalt verwandt mit Lebenskunst.

Beide beruhen vorzüglich auf Erkennen und Mißkennen — darauf, daß man wahr gegen sich selbst zu seyn wisse — wie weit man hiedurch unter richtiger Beziehung aller Handlungen den Karakter einpräge, welcher durch eigene Würde Andere bescheidener, einfacher oder wenigstens verzagter mache, ihr loses Spiel mit uns zu treiben, oder den Einfluß von sich abzuwenden, den er allmählig zu besserer Bildung des Ihren ausübt. Am meisten wird das Leben und die Grundlage seiner Kunst, seiner Erhebung und Veredlung in der Wahrheit verfehlet . . . . . durch Hoffart, diesem inneren, unaufhörlichen Reiz, sich selbst zu belügen, im eigenen Wesen, in jeder That, Besitz oder Sache sich selbst und Andern etwas anders zu scheinen, als man ist. Nicht umsonst ward der Sündenfall, diese Empörung gegen Sich, hierdurch gegen Gott und die Natur, hierauf gestellt.

Was weiß der Mensch sich nicht zur Hoffart, d. h. zur Blende gegen alle Erkenntniß seiner selbst und der Dinge zu machen! Wachen und Träumen, mehr Wissen oder gewaltiger Fühlen, kälter oder leidenschaftlicher als Andere seyn — alles mag ihm Reiz der Selbstlüge werden. Tief fühlend wollen die Meisten

sich zeigen, und wie Wenige sind es! Wie Wenige tragen große Neigungen, große Erregbarkeiten (Affekte) oder eine dafür fähige Seele in sich. Und doch! Daß sie freundliche Gewöhnungen herkömmlicher Reize, etwas rührigere Verhältnisse dafür hinnehmen, möchte noch hingehen! Daß sie Andere und sich ängstig hineinpressen in Schauzeichen dessen, was sie nicht sind, daß sie sogar mit ernstern Hingebungen, mit Ansprüchen auf Opfer und bewiesene Tugenden sich berauschen für etwas, was immer nur Wortgebilde bleibet, und sich dadurch von aller bessern Wahrheit, von besserer Selbsterkenntniß und Selbstbeschämung ausschließen — das verdirbt und verwirret und hat das Heiligste zum Spiele verzerret.

Die Meisten sind doch gar zu erbärmlich, wenn sie z. B. viel von Liebe reden, Liebe fordern, ihrer sich rühmen, des unendlichen Bedürfnisses, geliebt zu werden, Märtyrer zu seyn wähnen. Meist nur eigner Unvollständigkeit, eigner Haltlosigkeit Zeichen! oder Eitelsucht in blinder Ergebenheit Anderer sich geschmeichelt, das aufgedunsene eigene Gemüth auch in Anderen zu finden. Da erquicket man sich dann, wie man mit eigener Trefflichkeit Andere an sich gezogen, durchdrungen, erhoben, sich eigen gemacht habe in ihren zartesten Neigungen, oder selbst im Verstande fremder Trefflichkeit so geworden. So stehen sie, wie die Beschreiber solcher Verhältnisse, gleich mittelmäßigen Schauspielern, in falschem Pathos, sich selbst zu übertreffen, zuweilen so lärmend gespreizet, daß sie unter Aehnlichen laute Bewunderung finden. Der Vorhang gefallen, die Posaunenschreie verklungen — würzen die Bewunderer ruhig ihren Abendwein mit der Betrachtung, wie alles das so groß und so selbst empfunden. So knüpfet zwischen diesen Nachklängen, ihrer Wiederholung und

der Nachbarin ergötzlichen Beifall sich ein weiteres Band, bei welchem der Neubeseeligte oder Weinerliche sich auch wieder saget: liebe ich nicht unendlich und wer ist mir gleich!

Wie Liebe, so jede andere Affekt- und Begeisterungsart — Vaterland oder Menschheit, ihr äffendes Spiel — das oft den Thoren überhebet, den Klugen verwirret. Was Pflicht und Recht — kann Jeder zu leisten, sich ausbilden kann Jeder begehren. Aber Begeisterung kann man eben so wenig begehren, als in sich selbst ihre Stimmung erzwingen. Man kann ein brauchbarer Mann seyn, ohne sie. Warum scheinen, was man nicht besitzet? Lasset Jedem das Seine. Und trachte nur Jeder zu seyn, was er ist . . . folgerecht, selbstständig und ein Ganzes seiner Art. Nur dadurch lernen auch die Verschiedensten an Empfinden und Dichtung, sich verstehen im Handeln.

Folgerecht — und — selbstständig (in Empfinden und Denken) Jedes ist's auf seine Weise. — Das Verschiedene, in ihrem Seyn, Werden, Stelle und Werth in ihren Verhältnissen zu Flug — und — zu Schwerkraft, zu Bewegung und Ruhe, Kraft und Stoff, Fortschritt und Halt, Wirkendem und Festem, ist wohl zu erwägen, besonders wo von höherer Lebenskunst, Lebenserkennen — Mißkennen und Standpunkten die Rede.

Tugend, lehret Sokrates, fordere Helldenken, Hellfühlen. Ohne beide nur Truglicht. Wahrheit ist eine Läuterung aller Tugenden. Helldenken — eine Läuterung dessen, was man siehet und ergreifet. Darum stehen thätige Sittlichkeit, in immer zunehmend vernünftigerer Geisteserweiterung und jene Trugschwindelnde im Gaukelwerke der Abbüßung, der Formeln, Magien und Gebräuche — was erste bezwecket und erreichen hilft —

was zu letzter verlocket und umnebelt, — so ganz feindlich und unvereinbar sich entgegen! Kein Vertrag ist möglich!

„Sittlichkeit," kann man sagen, „sey ein in eigener Kraft, Würde und Einklang geistiges Leben;" aber darum nicht sogleich zusetzen: „Unsittlichkeit sey Zerstörung des Lebens!" Des Sittlichen freilich: aber nicht des Lebens selbst; denn auch das Böse, das Häßliche lebet mit einer sich selbst forterzeugenden Macht, wie das Bessere. Der gedachte Spruch sagt also wesentlich so wenig als ein ähnlicher: „Was lebendig erscheine, sey schön, sey gut, in so fern es lebe. Häßlich, was todt oder den Schein des Todes an sich trage." In einzelnen Fällen, aber nicht allgemein mag das zutreffen. Was uns feindlich entgegen lebet: finden wir es schön? Ein Spiel mit 2 x, wie so häufig, ist also der Satz. Leben — und — Tod, als zwei gegenseitige Verneinungen kennen wir sie! Nicht viel weiter!

Leben ist Daseyn; Daseyn ist Leben — höhere Ermächtigung und Form des ersten. Aeusseres — inneres Leben; Bedingungen, Aeusserungen und Halte beider nehmen wir wahr. Damit müssen wir haushalten. Weiter dringet selten unser Auge. Und auch hier, an diesem Sichtbaren, wie leicht ist ein Fehlblick!

Ein vorzüglicher Lebenshalt ist der Sinn für das Schöne. In der Freiheit vom Selbste, in der Kraft ohne alle Beziehung auf solches, Werthe erkennen und achten zu können, gründet der für das sittliche Schöne, der für das Sinnliche, in der Entbundenheit von Begehren. Ueberall ist der vereinte Sinn beider und dessen Quellen auch Quelle des sittlichen Lebens! Lebenshalt — weil im Erschauen und Ahnen eines geistig Vollkommenen

auch die Entfaltung des eigenen Innern in seiner Macht, Fülle und Neigung für sittlich Höheres sich aufthut. Aber nicht allein und ohne Sittliches reichet der offene Blick für das Sinnlich-Schöne hin. Selbst die Griechen, welche Göttliches in die anschauliche Gestalt des Schönen kleideten, ohne den höchsten Gedanken eines Schönen festzuhalten, versanken in Lüsternheit und Leichtsinn. Weil sie, was in seinem großen Lichtpunkte, aber eben dadurch nur ungetheilt, Eins und Alles vorschweben kann, in Einzelnes ohne einen Gegensatz, welcher diese immer weiter gehende Zersplitterung aufhielt, zersplitterten: so behielt Jeder seine Willkühr; war Schöpfer seines Gottes, nicht Geschöpf; konnte einschieben, was ihn gelüstete, und nichts, was ihn beherrschte. Ihm fehlte ein Höheres. Und das ist's, was jedes Leben, nicht blos in Religiösem, sondern im Sittlichen — und in allen Entwicklungen mit Haltlosigkeit bedroht. Nur der Blick auf ein unwandelbar Höheres gibt Halt.

Hoffnung eines Nahenden, Sehnsucht eines noch Fernen, oder schon weithin Verlorenen — beide sich entgegengesetzt; und doch wieder so nahe oft in denselben Ergreifbarkeiten verwandt — der Sonne Nieder- und Aufgang kann beide erregen. Ist's Sehnsucht oder Hoffnung oder beides, was nach oben uns ziehet? In beiden, welche zugleich als ein Verein von Muth und Ergebung uns ansprechen, öffnet sich als Nachbild ursprünglicher Heimath, ein Ziel, wohin zu gelangen uns ahnet! Ein Ziel, dem wir folgen, das bei allem zum Bessern der Menschheit Unternommenen, sich immer weiter hinausschiebt und dennoch, bei dem steten Gefühle, daß es nie ganz zu erreichen, weder Ungeduld noch Kleinmuth, sondern einen desto höheren Reiz seiner Mühen erreichet:

das sind die Elemente, aus welchen ein kräftiges Leben erwachset. Wer sie vereinet — ist der Tapfere. Er hat einen Halt. Dieses Gefühl der Empfänglichkeit für ein Höheres, als wir; seiner Demuth und doch zugleich des Strebens nach solchem — ist die Quelle alles lebendig frommen Sinnes — der Begeisterung, des Glaubens an Menschheit, des Heldenmuthes und der Andacht, durch welche wir einem ewig Größesten uns immer nahe empfinden.

Was man als früher beseelenden, erwärmenden, beseligenden und nachher verlorenen Glauben bejammert, wenn spätere Wissenschaft — welche wir in seinem Vergleiche eine tödtende, erkältende, haltnehmende schelten; — uns einen Theil desselben entziehet und wenig Festeres dafür gibt . . . . lieget der Grund in uns? Im Gange des Lebens? Im Wechsel seiner Stellung zu Allem? In der Art, wie Wissen mitgetheilt wird? In Allen zugleich oder in Einem von ihnen? Hänget nicht das Meiste an der Jugendbeschaffenheit selbst, in welcher man alles Erste Gegebene freudig und kräftig ohne Zweifel umfasset, weil, ohne üble Erfahrungen, im noch unbenommenen Raume, alles zu festeren Eindrücken und süßeren Gewöhnungen eindringet? Hätte nicht das Spätere, zuerst gegeben, denselben Glauben gefunden, den es jetzt als prüfender Entgegensatz stört, und umgekehrt das Frühere, als Späteres, eben so gewirkt? Muß es nicht so kommen? Ist blos verloren, und nichts Weiteres gewonnen? Gehören nicht Zweifeln und Ringen zur Reife des Lebens? Und ist nicht jenes Jammern bloßer Schmerz der ehedem ruhigen Gewöhnung gegen das Bestreitende derselben?! Darum bleibet als fester Lebenshalt Weise und Pflicht der Erzieher, in der Jugend alles so vorzu-

bereiten und nichts in sie zu legen, was nicht durch die Kämpfe des in sich fortschreitenden Lebens endlich geläutert, bestätigt, erkräftiget, als höhere Wahrheit hervortreten und nie als Nichtiges verhöhnet werden könne.

Aus Kennen und Mißkennen der rechten Standpunkte . . . Lebenshalt! Aus Lebenshalte, Schwankem oder Festem, . . . des Lebens Leiden, Gefahren oder höhere Entwicklung! Leben ist — Geschehen. Jedes Leben ist eine Geschichte, hat eine Geschichte, ist verflochten mit der Geschichte Anderer. Auf edleren, immer gewürdigteren Erinnerungen der Jugend beruhen die vorzüglichsten Haltpunkte. Die Sehnsucht eines Höheren, welche in der Jugend so lebhaft sich ausspricht, gibt Zeugniß des Höheren in menschlicher Bestimmung und Anlagen, lehret den Erzieher, wie der Mensch zu ergreifen. An ihr erwächset der Glaube, das Streben, die bleibende Begeisterung des Besseren. Jugend ist die heilige Zeit. Wer von ihr geschieden wird, durch Mangel edler Erinnerung und Gebilde, hat die Wurzel verloren, eine Eiche der Menschheit zu werden. Alle Gefahren, Verkümmerungen und Leiden des Lebens entstehen vorzüglich aus Entbehrung oder Störung jener frühesten Eindrücke, welche gestaltend über das Leben entscheiden. Nicht Worte, sondern Anschauung und eigene Gebilde machen seine erste Erziehung.

Freilich gibt es auch in der Uebersehnsucht eines Verflossenen, im Schmerze seines Mangels, fortan kranke Gemüther. Aber dies erweiset sich uns als Folge einer durch Mangel großer Aufforderungen vermehrten Schwächung derselben. Nur große Gegenstände können große Kräfte entwickeln.

Es kann Achtung geben, ohne Liebe — und achten,

achten können, ist des Lebens größester Halt. Aber ächte Liebe ist immer nur gesteigerte Achtung. Alles Andere ist hohler Name, Wunsch, Neigung und Schwäche. Auch eine mit alten aber festen Gebilden beschäftigte Fantasie, wenn sie auch für Neues verschlossen, kann dem Leben noch Halt geben.

Leben, Seyn, Werden, Vermögen, Wirken und Karakter desselben.

Wo Unendliches beginnet, kann das ins Endliche Beschränkende, wo Idee, kann das Begreifen nicht mehr herrschen.

Bei aller Erscheinungen Wirken und Werden sind zu unterscheiden (als zwei wesentliche und zwei geschichtlich oft verschiedene Momente), Leben, Werden und Wirken a) nach innen, b) nach außen, — was von außen ins Innere eingehet, sich mischet und artet, und umgekehrt, was gestaltend vom Innern auf Aeußeres übergehet; der Mann und sein Karakter, die Zeit und ihr Einfluß, was wechselnd von Einem zum Andern sich verwebet und ergibt.

Wir glauben an's Leben, an ein Gut, welches durch und in solchem uns zukomme; an eine Kraft und ein Ziel neben vielem Unerklärbaren in ihm. Ein großer Theil alles übrigen Glaubens und Meinens, aller Fähigkeiten Neigung für solches, bildet sich hieran, stammt aus den Formen, unter welchen wir das Leben erschauen. Daß es wie eine weite Landschaft mit hellen Gebilden auf dunkleren Fernen, mit Sonnenglanz der ersten und Nebeln der letzten, halbbewußt, halbträumerisch in Hoffen und

Gefühlen uns vorschwebe, ist so ziemlich ein Bild, wie alle einzelnen Strahlen unserer Thätigkeiten, Ereignisse, Aeußerungen und Empfänglichkeiten in ihm zusammenfallen, wie sie in den Uebergängen zwischen Nähe und Ferne, zu Form und Bedeutung sich knüpfen. Es erscheinet uns als Stätiges und doch wird es durch so mancherlei Absprünge bedinget, als Ganzes, und doch ist es oft Stückwerk. Ein X, ein Unbekanntes, waltet überall mit. Es ist ein beständiges Werden und wie vieles bleibet im Zusammenhange dunkel! Es hat einen Karakter — aber wie proteisch sind seine Gestalten! Wie das Leben selbst nach seinem in's Aeußere tretenden innersten Hergange unter steten Kontrasten eines erkennend Unerkennbaren abläuft; wie es uns selbst ein ununterbrochenes, wenn gleich nicht immer klares Bewußtseyn, die stete Anschauung aus uns selbst sich entspinnender Erscheinungen, ein Konzentriren ihrer Vereinzelungen auf Umriß, Farbe und Stellung des Allgemeinen ist; so ergehet es auch mit jedem uns eigenen Vermögen oder Bedürfen, die sich als einzelne Aeußerungen an diesem Allgemeinen uns darstellen. Alle haben, wie das Leben, ihre Nähen und Fernen, Lichter und Nebel, Offenes und Umhülltes. Alles schließet zuletzt an einem Unendlichen, an einer Reihe, deren erste Glieder aus einer Wolke hervor- oder zurücktreten. Und warum will der Mensch gerade sein Größtes aus Hoffart sich nicht eingestehen? warum überall nur durch ein Endliches, Begriffenes herrschen, statt sich zu sagen: „Ich bin mehr, weil ein jedes Gelösete auf ein neu zu Lösendes führet, weil ich mich nicht ganz begreife?" In dieser Demuth öffnet sich ihm die rechte Aussicht auf Höheres. Warum erreichet er so selten, warum schließet er sich selbst diesen Standpunkt? Weil er zittert vor der Mühe, was

er vermöchte, zu erstreben! Weil er aus Trägheit sich verkennet und aus Leichtsinn etwas anderes seyn will, als er ist! Weil schlafüppiges Hingeben an einzelne, zufällige Vorstellungen ihn mehr reizet, als treue Erforschung seiner selbst! Aber woher diese Trägheit? Am meisten aus der Furcht — nach Entdeckung eines Höhern in ihm, für dieses Höhere mehr thun zu müssen, als ihm gerade gefällig. Lieber will er lungern im Staube, als menschlicher Würde nacheifern. Diese Furcht stammt sie aus der Erziehung — aus seiner Natur? oder aus beiden? Aber dadurch verliert das Leben Farbe und Fortschritt, Karakter und rechtes Wirken.

Zum Verstehen des Menschen, der Dinge, der Ereignisse, des Herganges, des Haushaltes und Lebens ist ein strenger Standpunkt, für Wirken und — Nachwirken, wirken auf sich, wirken auf Anderes — und deren Unterschiede sehr wichtig. Jedes Wirken ist ein Aendern: Aendern der Richtung, des Zustandes, der Stelle, der Thätigkeiten, der Bahnen, der Verknüpfungen, welche gelöset, der neuen, welche gestiftet werden. Auch in dem Wirkenden ändert manches Vorige . . . schnellere Thätigkeiten, oder erschöpfte, neue Mittel, andere Erkenntnisse, andere Bahnen, erweiterte Richtpunkte, andere Verwendungs- oder Erheischungsbehelfe — kurz ein durch Gegenstände und Augenblicke besonderes Form-Nehmen, Spannen oder Stimmen des Karakters: oder was im Erreichten zum Reize ganz anderer Ergreifungen, zu Lebens-Hoffart, Dünkel oder Veredlung, zum Anklang anderer Selbstgefühle, Verhältnisse und Bestreben werden kann. Man denke nur, daß überall ein Wechsel — ein Rückwirken, selbst des passiven Gegenstandes, hierdurch andere Neigungen, Ansichten und Gebrauchs-Weisen stattfinden.

Kein Mensch tritt aus einer Thätigkeit, wie er hineinging. Verfehlter oder gelungener Zweck — was als Folge seiner Bewegungen in ihm selbst sich anders gestellet, das berechnet er selten, und weiß es oft nicht! oder was aus den Bewegungen eines Volkes, auch wenn sie längst vorüber, als Artung noch fortdaure?

So weit Spannungen des Karakters, als jetziges Mittel, als Hebel oder Zufälliges zu Belebung der Anlagen gebrauchet, nach geendeter That, in ihre alte Ruhe zurücktreten — haben sie gewirket. Der Mensch scheinet wieder der Alte. Aber so weit er es doch nicht eigentlich mehr ist, so weit dem Wesen selbst, jenen Anlagen, ihren Getrieben, den Auffassungen des Lebens und seiner Werthe der bleibende Keim veränderter Reize sich einimpfte — was hiervon als Folge erwachter Empfindungen oder Gedanken zu Standpunkten neuer Verkettungen, Artungen, Kräfte und Sitten sich feststellt . . . nenne ich Nachwirkungen . . . die Gründe eines in sich selbst fortschreitenden Kreises von Verwandlungen. Ein Stoff eigener Erwägung! Denn ganz Unvorgesehenes, oft ganz Entgegengesetztes kommt durch sie zur Ausbildung. Kein thätiger Hergang, aus welchem nicht, neben dem Bezweckten, noch manches frei Selbsthervorgebrachte, lange Reihen von Seiten- und Nachwirkungen sich entspännen: des Undurchseh-Unbeherrschbaren großes und so größeres Reich, als der menschliche Geist, aus träg- oder einseitig-hoffärtiger Beschränkung des Blickes, was er beobachten sollte und könnte, versäumte! So im Leben, in seinem Karakter und Werden. Daher die Thorheit, so vieles nur für hie oder dort Brauchbares, für machtlos, unnütz, nicht mitwirkend bei anderen nach den wenigen Radien einzelner Erscheinungen zu er- und zu verkennen: kurz, nicht

nach der Allseitigkeit seines Kreises mit Bescheidenheit unausgesetzt zu beobachten. Wird doch Niemand voraus bestimmen wollen, ob dieser Bissen Brod in das linke Knie, oder dieser Mundvoll Speise in die rechte Schulter sich absetzen werde: erkennet er hier die Naturmacht der Verwandlung aller Speise in ein Gemeinsames und deren Vertheilung auf die Glieder als Zufluß durch das Ganze an: wie kommt es, daß im Gebiete des Geistigen man einzelne Wissens- oder Thätigkeitszweige ausschließlich nur für dies oder jenes Ersichtlichere wirksam, nicht nach ihren freilich unsichtbaren Verwandlungen in Nahrungsstoff für alles anerkennen will. Wer auf sich achtete, wird bemerket haben, wie ein scheinbar zu weniger Anwendung Erlerntes oft plötzlich als Mahner und Licht für diese oder jene Umfassung als verknüpfender Mittler für so manches Getrennte hervortrat! Wie viel mehreres mag noch unbemerkbar, als Folge eines Erlernten, als Gewöhnung, Fertigkeit oder Entwicklung eines sonst nicht Vorhandenen sich in des Geistes Tiefen verbergen. Jedes einzelne Treiben wirket in das Ganze, jedes Wissen auf allgemeinere Bildung des Geistes, jedes Geschehene nach mancher umhüllten Richtung auf Späteres; und seine Folgen sind es, welche in ihren zahllosen Verwebungen leben, geben oder empfangen. An ihnen entstehet und ist des Lebens Gestalt, Werden und Karakter zu erforschen. Was aus Forderungen oder Artungen entsprungen, aus solchen ins Aeußere tritt, kann nur durch Mahnungen, die dahin trieben, durch Verwandtes, durch Zusammentreffen mit dem, was als Idee, als Neigung, als Affekt in ihm waltet, als Wirkendes auf solchen zurückgeführet, oder in seiner Wirkung einbegriffen werden. Aber wie verschieden in allen Verschiedenen der Individualitä-

ten. Die Natur handelt hierin nach ihren Gesetzen. Der Mensch muß lernen nach diesen zu handeln. Den Berührungspunkt, der etwas zum Wirksamen machet, errathen, heißet, etwas ins Leben einführen. Z. B. nicht die Bildchen, die Jemand tuschet, sind es, was Zeichnen zu einem verborgenen Entscheidungswerth über sein Daseyn erhub; sondern die verbleibende Sehweise, die eindringendere Auffassung der Formen und Fernen, der Lichter und Farben, was Umfang und Schönheit, Wechsel und Fülle der Natur ihm bemerkbarer, seine einsamen Gänge reich, das Land, wo er lebte, theurer machte, was in freudiger Betrachtung dem Geiste höhere Mahnungen gab und hierdurch bewahrte gegen so manches Bedürfen müßiger Herzen ... Dieser Geist des Zeichnens, übergegangen zu wirksamerer Entwicklung des Gemüthes — bleibet der Gewinn. So sind Einzelne, so Völker, so die Dinge, ihr Treiben, ihr Wissen, ihr Leben und ihr Einfluß auf das Leben zu erwägen. In jedem Lernen oder Thun — lernet von allem der Mensch sich selbst, den Trieb, den Wunsch, die Sehnsucht, das Vermögen des in ihm Niedergelegten, was er seyn kann oder sollte, heller oder verworrener erschauen und empfinden. Nichts ohne Folge für Gut und Uebles. Im Geistigen wie im Körperlichen ist das Leben ein unausgesetztes Bedürfen und Aneignen, der Luft, die man athmet, der Nahrung, die sich darbietet. In allem Lernen lernet der Mensch am meisten nur sich, ein Inneres durch Aeußeres, letztes durch erstes begreifen. Und wo er nichts lernet, schaffet die innere Leere sich Träume. Aller Unterricht sollte demnach so gestellet werden, daß jenes immer vorhandene, unaufhaltbare Wirken, jenes immer rege wechselseitige Gefühl der Vermögen und Bedürfen (und das ist ja Leben) seine Richtpunkte an

[illegible] Veränderungen finde, wie sie zu
[illegible] zur richtigen Uebereinstim-
mung [illegible] Dann würde das nosce
te ipsum — [illegible] was man eben ist, sondern was
[illegible] — seine Wahrheit erhalten.
[illegible] keine eigene in ihm, ihr
[illegible] Bedeutung verliehen; wenn er
[illegible] nicht fasset,
[illegible] auf sich häufet, an der ihm
[illegible] was ist, nach obigem
[illegible] schätzet und lehret
[illegible] nach seiner
[illegible] bei dem man
[illegible] Innersten
[illegible] wie dort ein Ver-
[illegible] der durch das Tech-
[illegible] Anschauung des in
[illegible] — es bedinge
[illegible] wieder in sich auf-
[illegible]

[illegible] Richtungen, in welchen
[illegible] handelt; ist zu
[illegible] der Gewöh-
[illegible] als
[illegible] herrschen-
[illegible] Erfordernisse,
[illegible] Hierdurch der
[illegible] forschen und
[illegible] Stunde sie
[illegible] Was
[illegible] geschiehet
[illegible] rechtfertigen
[illegible]

ie Hingebung an [illegible]ne, abgerissene, augenblick=
eigungen, über den [illegible]usch einzelner Zwecke, über
brauch vereinseitigter Kräfte, um sich mit schmei=
n Gebilde zu [illegible] oder unbefriedigten Wün=
it Bitterkeit nachzug[illegible]eln. So wird ihr Karakter
er einer unablässigen Selbstbeschönigung als einer
ten Ergänzung [illegible] Wesens. Was sie dann
der zu wissen verm[illegible]n, ist das Ergebniß solchen
s. Auf der Frage, [illegible]as Leben? wie es verstan=
sie beantwortet [illegible]en müsse an einem höheren
— beruhet Alles. [illegible]er dazu fehlen den Meisten
nte... ein [illegible] bewährtes Gewissen mensch=
ich gewollter [illegible]ung. Im Grunde ist Le=
ein anderes Wort [illegible] Ich: und die Fragen...
ich? was soll ich? [illegible]as habe ich zu hoffen? nur
an der — was [illegible] des Menschlichen göttliches
iere haben [illegible] — ein Gemeinsames von
selbst in [illegible]ten getrennt. Tieger und
zwei Arten der [illegible]. Der Mensch ist eine
[illegible]n Arten [illegible] erst eigene Vermittlung...
ände, Gewerb[illegible], nach den verschiedenen
n, Antrieben, [illegible]wicklungen, Erreichungen
nken eines [illegible]

sind besonders [illegible] erwägen — sein körper=
geistiges Leben, [illegible] beiden Verein oder Ent=
ach Prinzip [illegible]ngen, welche erstes dem
[illegible]erordnen oder [illegible] Tendenzen, welche nach
er Energien [illegible] dem ersten unterwer=
attungsleben... [illegible]lich, ist als Naturstoff zu
Art und Individu[illegible] als Folge der verschie=
widerstreitenden [illegible]ntwicklungsbedingnisse des
geistigen Lebens [illegible]es daraus entspringenden

Charakters, der gebildet wurde durch Vergangenes, aber in sich selbst nun als bildende Kraftart für Weiteres bestehet.

Es gibt also einen Lebenscharakter der Gattung, der Einzelnen, der Völker und Zeiten — Summe der Beschaffenheiten, Thätigkeiten und Tendenzen, bedingend, das vorhandene und fortgesetzte Seyn, entsprungen aus einem Verflossenen. Das es Stufen von Mischungen, unendliche Möglichkeiten derselben zwischen Mehr oder Minder, So oder So in verschiedenen Verhältnissen der Beeigenschaftungen gibt, trennet Arten von Arten; eine ähnliche Folgereihe von Entwicklung und Aufstufungen trennet Individuen von Art. Daß das Leben im Seyn, als ein so manchfaltig Artbares an Wirken und Aeußern, an Eignung und Begehren, als ein so verschieden Undurchschaubares erscheinet, machet alle Behandlung desselben so schwer und ist eine der Ursachen, warum es — ein so unendlich individuelles — so selten ein allgemeineres Grund-Maaß ist, wenn gleich, vorzüglich in der Oekonomie, oft ein Besonderes und eine überall unentbehrliche Beziehung,... eine vieles ermessende, aber immer nur einzeln bedingte seyn kann.

Jedes Wesen, vermöge und nach Maaß eines ihm inwohnenden Prinzips — hat und führet sein eigenes Leben, dessen Umfang sich bedinget, erweitert, verenget nach Maaß des Fremden, mit welchem es aktiv oder passiv in nähere Berührung oder Verbindungen tritt. So Leben der Einzelnen, der Dinge, der Einrichtungen, der Anstalten, des Staates (als umfassenden aller) in eines durch das andere beweget, entbunden, begeistiget oder gedrückt.

Leben des Staates (wie jeder Anstalt). A. Ein Gei-

stiges bedinget a) durch das Geistige und den Geist seiner wechselseitig inneren Getriebe in Vergliederung, Thätigkeiten, Empfänglichkeiten, Bedürfen, Vermögen seiner Verfassung überhaupt. b) durch den Geist derer, die in sich entwickelt, nach Außen hin wirkend, an solcher theilnehmend, sie tragen, halten, ausführen, in ihrer Beschaffenheiten Gunst oder Ungunst, stark oder schlaff.

B. Ein Körperliches — bedinget durch Sachen, welche seinem Daseyn zuströmen oder zugehören.

Beides bedinget sich zugleich aus einem eigenen Beherrsch- oder Unbeherrsch-, Ergreif- oder Unbegreifbarern der Massen überhaupt, des Einzelnen einzeln; des Zusammengreifens (complexus), in welchem dieses Alles sich schwinget, treibt oder bekämpfet, oder tödtet, erreget, ermächtiget oder lähmet, gebietet oder dienet, gemeinsam wohlthätig oder je eins auf Kosten des andern sich ausübet.

Leben — was es sey? ein Räthsel an sich! wie es sich äußere — oft nicht minder — der eigenthümliche nie ganz erklärbare Strom aller im Innern eines Daseyns sich tragenden, hebenden, erhaltenden und erregenden Mächte, — bildet — und wird gebildet! Ist Ursache — und — Folge! Aktiv — und — Passiv. Diese Doppel-Ansicht ist nie zu verlassen.

Leben, in den Reihenfolgen, wie die Natur sich alle Anlagen, Dinge, Bewegungen, einzeln oder in Massen geordnet, verstehen, ist die Kunst des allgemeinen Haushaltes. Das Leben verstehen, saget nicht — sein Wesen: sondern nur sein Kennbares; seine Affekzionen, seine Aeußerungen und ihrer Anlässe, das Positive und Negative derselben, was hemme oder nicht errege vielseitige Beobachtung. Also vorzüglich wie das Einzelne sich arte durch seine Stellung im Zusammenhange, wo so vieles

wechselseitig sich anreget oder aufhebet, wie was Einer erfindet, Alle angehet und wie Einer oder Viele es ergreifen für Jeden und Alle ein Hemmendes oder Erweiterndes wird. Der Mensch in Masse treibet, lähmet, erhöhet, erniedriget sich, wird besser oder schlechter als jeder Einzelne durch sich geworden wäre. Er wird ein Wesen der Gesellschaft und ihrer Art, weil dem Leben eines Jeden ein Ton aus dem Aller sich aufdringet; weil nach Beschaffenheit einzelner zur Herrschaft gekommener Dinge, die Viele schätzen oder verachten, fordern oder vermissen, Jeder dem Andern zunöthigt, wechselseitig darüber sich einet oder entzweiet — auch Jeder zu eigener Sicherung oder zu eigenem Vortheile sein eigenes Leben einrichten und Gewöhnungen erwerben muß. Die Geschichte lehret, was Massen werden. Aber eben darum auch mehr, was sie werden und wirken konnten, als was der Mensch an sich sey. Ihr muß die Anthropologie zu Hülfe kommen, um durch wesentliche Gründe, wie alles sich so erzeugen konnte, den höhern Standpunkt zu ergänzen.

Wie aus diesem Zusammenhange wieder Einzelne, durch eines vollen und selbstständigern Geistes innigere Kraft, oder Solche hervortreten, welchen eine zu gewaltige Selbstheit überall Unzufriedenheiten zeiget, oder solche, welche stark, edel, gebildet in einigen, schwach, vernachlässiget, verbildet in andern Anlagen, uneins hierdurch mit sich und mit Allen, in Peinlichkeit, Scheidung und Kampf ihr, zugleich aber auch oft ihrer Zeit Lebensschicksale entscheiden, so wird die Masse, indem sie bildet, auch durch dieses und vieles andere gebildet.

Was man im Leben suchet und von ihm fordert, wird auch die Form jeder Forderung an uns und die

Umgebung, die Form der Erziehung, welche aus beiden auf uns zurückströmet. Ein Grundbild, ein frühest entstandenes (der Kristallisationspunkt unserer Entwicklungen) lieget in jedem, dem er alles zuweiset, dem er alles aneignet, welches eben daher immer herrschender — ein Abgrund wird, in dem sich alles versenket oder ein Gestaltendes, an dem sich Alles zu immer höheren Formen erweitert. In jenem Bilde lieget ausgesprochen, was zu Wissen und Thun treibe, was für Thun und Wissen erlässige! Die Wünsche, welche man zu befriedigen trachtet, finden Reiz und Ursprung in ihm. Wem Rausch, sinnliches oder dumpfes Nichtsthun genüget, warum sollte er zu wissen, sich zu erweitern die Mühe übernehmen? Wie jeder anklopfet, wird ihm aufgethan. Wunsch ist in den Vorstellungen von einer Sache entstandener Habhaftigkeitstrieb; erster Akt des Willens, Keim des erregten Strebens zur That. Was man fordert, entspringet aus innerem Maaße — und — wird Maaß des Suchens! Des Gefundenen Aneignung oder Erringung, indem es Hindernisse übersteiget, oder an ihnen, an ihren Mühen und Anstalten sich erschöpfet, Muth gibt oder in bloßes Sehnen, Träumen und Klagen ausgehet, — ändert, mehret oder mindert den Zustand der Kräfte, hierdurch den Lebenskarakter, der ihr thätig bedingter Verein, die Summe dessen ist, was sie wurden; so wie jene Forderungen, in einem früher schon vorhandenen Karakter entsprungen, durch das, was er nun wurde, zu neuen und weiteren führen. Der Karakter ist kein Stillstehendes, sondern ein stetiges — täglicher Abschluß dessen, was zu fortschreitendem Werden und Seyn sich summiret, aber auch aus ihm bedinget. Desto schlimmer, wenn er gegen die Natur, ein stillstehend erstarrtes, geworden; oder statt zu Höherem

in seinem Zuwachse hinaufführend, zu Tieferem hinabdrückt.

Alles ist wechselseitig — Karakter gibt Leben, Leben Karakter. Beides nur Darstellungen der Art, wie das Leben durch ein Princip seiner Führung beweget werde? Sich bereichere oder verarme? Aber Leben — was? woher? zwei ewige X! Darum über seinen Karakter und Wirken, die Art sie zu stärken oder zu heilen, so wenig uns klar! Die Heilung Glücksgriff meist mehr als Wissen! Thierisches Leben? — Aeußerung des Organismus; Bewegendes des Organismus, Pflanzenleben? in so ferne es dem Thierischen ähnlich — auf organischen Funktionen in materiellen Formen unter dynamischen Getrieben beruhet.

Leben des Geistes — sein Wirken, seine Empfänglichkeit, die hierin wiederkehrenden Gesetze — kennen wir mehr? Und vollends Leben der Natur? Und doch greifet eines in's andere! Unser Wissen ein meist Negatives! Keine unserer Berechnungen ohne X, das Unbekanntes aufdecken hilft, aber selbst eines bleibet. Darum wie thöricht alle Hoffart!

Ernst ist das Leben. Kraft kann nur wurzeln auf Ernst — oder — Kraft entstehet nur aus jedem mit Ernste d. h. in höherer Richtung und Ahnung betriebenen Lebens-Geschäfte. Ernst ist nicht so sehr Anlage als Ton der Gewöhnung, in welchen die Anlagen zur Ausübung gelangen. Wie viele und mancherlei Anlagen können in diesem kleinen, aber höchst zusammengesetzten Worte sich vereinen. Grundtriebe, Denken, Vorstellungen, Fantasie-Gebilde, Ideen, ästhetische, bürgerliche Gefühle, Folgen der Umgebungen, der Art, wie das Nothwendige sich erringet, der Bedürfen, der Vermögen und ihrer Gebrauchsweisen, je nach Beschaffenheit der Gegenstände,

der Dinge, welche als Eindrücke oder Ansichten des Vorzüglichsten im Leben zur Herrschaft gelangen u. s. w. Einzelne wie Völker... der Boden auf welchem sie wandeln, die Welt-Verhältnisse, die Lebenserhebungen, die er darbietet oder versagt, die Vergangenheit und die Geschichte wirken bei. — Ernst? Mischung aus Festhalten, Beharren des Antriebes, der Achtung, des lebendigen Gefallens oder Glaubens an die Wichtigkeit dieser oder jener Erreichung! Ernst! Wie erwähnet, ein Erzeugtes aus Umgebung, Erziehung, Thätigkeit und Erstrebung. Ernst? Glück hat den seinen, wie Unglück; rasches Erreichen, wie mühvolles Daseyn. Oft ist Leichtsinn dem Unglücke verwandter als dem Glücke. Stark wird, wer durch anhaltendes Forschen zu rechtem Wissen, durch solches Wissen zu rechter Achtung der Dinge, hierdurch in rechter Anwendung zur Freiheit der eigenen Zwecke, durch große Zwecke zum richtigen Sinn menschlicher Würde und ihrer Pflichten, welche ihm überall das Beste erkennen und vollziehen helfen, gelanget. Das ist der wahre, Kraft gebend aus Kraft entspringende Ernst. Es gibt aber auch einen, der weniger freie Macht, als Verknöcherung, wie Ernst aussiehet, aber nur starre Lebensverarmung ist.

Wirken des Lebens — Erziehung durchs Lebens — Wie das Leben erziehe, scheinet mir am besten durch die Zeichnung eines großen Meisters zu erläutern (Quintin Durward): „Ohne aus Lust grausam zu seyn, war Balafre gleichgültig, stumpf für menschliches Leben und Leiden aus Gewöhnung. Tief unwissend, beutegierig — als Muthlohn, nicht zartängstig über die Mittel zur Beute, und verschwenderisch, wo es Gelüste zu befriedigen galt; — hatte die Art seiner Stellung, ausschließlich für die Bedürfen und Interessen seines einzelnen Selbst sorgen

zu müssen, ihn in eines der selbstischsten Thiere der Schöpfung verwandelt. So war er kaum fähig, einen Gegenstand lange ohne besondere Beziehung auf seinen Genuß zu betrachten — oder wie er es nannte — die Sache zu der seinigen zu machen, freilich nicht nach Gefühlen, wie die goldene Sittenregel sie heischet. Der enge Kreis seiner Pflichten und Vergnügungen hatte allmählig den seiner Gedanken, Wünsche und Hoffnungen verenget: hatte großentheils den wilden Schwung seiner Ehr- und Auszeichnungsbegierde in den Waffen, der einst ihn erhitzte, gedämpfet. (Dieses einst noch für Besseres Empfängliche — schwieg.) So war er also ein kecker Soldat, abgehärtet, engherzig, thätig und kühn in Erfüllung seines Dienstes: außer diesem aber für wenig anderes offen, abgerechnet die gedankenlos püntliche Beobachtung andächtiger Formeln, unterbrochen von gelegenheitlichen Gelagen mit seinem Beichtvater und Trinkbruder Bonifaz."

Die einseitigen Lobredner häuslichen Glückes werden freilich sagen, solches sey untrennbare Folge des Einzeln-Zustandes. Nur in der Familie lerne der Mensch sein Gemüth öffnen! Ich aber meine, wer Gemüth habe, werde es mit oder ohne Familie, wer keines habe, in keinem Falle öffnen. Könnten sonst jene inneren Zerwürfnisse, jene Erstarrungen, jenes peinliche Verdorren des Lebens, selbst der Nepotismus, das in's Selbst aufgenommene Stammglied, — stattfinden! Nur Allgemeines — die großen Bilder eines Vaterlandes und seiner Angelegenheiten — kann allsinnig, gemüthsfrei, erhoben machen und selbstlos. Nur auf diesem Wege wird Leben durch sein eigenes Wirken zu einem großen Karakter entbunden.

Einseitig nur zu leicht — hänget sich der Mensch an

das, was unmittelbarst in die Sinne, in die augenblickliche Summe des Lebens eingreifet! fortgerissen von dem, dessen Meister er durch einen höheren Standpunkt seyn sollte und könnte, sucht er Wirklichkeit des Urgrundes in den Erscheinungen selbst immer zuerst; leihet ihnen Sprache, gibt ihnen eine Deutung durch die persönlichen Beziehungen, in welchen er sie mit seinem Leben zu erblicken glaubet. So, indem er sich selbst in die Dinge hinüberziehet, schaffet er sich in ihnen eine Gewißheit, ein Glück, eine Größe, ein Oberstes und selbst Göttliches, eine Philosophie — und — eine Religion, welche immer nur Wiederhall seiner selbst, ihm ein Wirkliches dünkt und ein Erdichtetes ist! So wird das geistige Leben der Meisten ein passiv Bewirktes und erst hiernach höchst bedingt Wirkendes, statt etwas Selbstständigeres zu seyn.

Tag und Nacht können in der Dämmerung zusammenfließen. Darum sind sie doch ein entgegengesetzt Verschiedenes und lassen sich so wenig indifferenziiren, als z. B. Naturvergötterung — und Anbetung eines über die Natur erhabenen Gottes, welche sich gegenseitig aufheben. — Die Folgerungen aus diesem Beispiele stehen in analoger Anwendung auf so vieles in Haushalt und Leben.

Nur in Entbindung vom Selbste wird der Geist frei. Nur in dieser Freiheit — er groß und das Leben. Selbst hier in dem zweifachen Sinne a) sittliche Selbst-Ermessung aller Dinge nach eigenem Genusse b) selbst des Verstandes; Ermessung der Dinge nach den Schranken, welche er in eigener Trägheit und Hoffart sich setzet.

Lebenskunst, Kunst als Folge, Kunst als Quelle des Lebens.

Jedes Hervorbringende wird durch das Hervorbringen und Hervorgebrachte selbst wieder geartet, erziehet und wird erzogen. Hervorbringen ist ein Symptom, wird ein Mehrungs- und Entwicklungsquell innerer Kräfte.

Wissen und Dichtung, Wirklichkeit und Ideelles treten hervor, treten heran an das Leben. Dichtung ist Folge des ästhetischen Sinnes (einer Uranlage); poetisches eigentlich, ästhetisches, ideelleres Leben — ein nach den Formen des Schönsten und Erhabensten, in dessen Sehnsucht und Erstreben gebildetes.

Poesie des Lebens — Freiheit des Lebens! Der Geist, der aus eigenem Gebilde, Neigung und Schwung, über Müssen, Gebot, herkömmlich Bedürfen, über das, was man tägliches Brod des menschlichen Zusammenlebens nennen könnte, hinaus, einem Ziele des Lebens, kräftig Schönerem, einem aus seinem Inneren entspringenden Erhebendem zueilet: ihn bindet, ihn bezwinget, ihn beherrschet nichts: er will! will durch den Flug, den sein Inneres ihm gibt. Nur im Ideellen wohnet Freiheit. Nur dem Gemüthe, so Höheres aus sich suchet, wird sie zu Theil. Das Meiste, was man gewöhnlich Liebe und ihre

Machterscheinungen nennet, ist ein ähnlicher aber nur vorübergehender Zustand, wenn aus bloßen Anregbarkeiten, nicht auf tieferem, bleibendem Boden ästhetischer Sinnesweise entsprungen. Er unterscheidet sich von letztem dem aus subjektiv eigener Fülle erwachsenden, daß er blos durch einzelne Gegenstände erreget, an solche gebunden, mit ihnen ein rascheres Streben hervorbringet; aber auch mit ihnen vergehet. Liebe ist Stimmung; ideeller Sinn bleibender Lebensgehalt. Dadurch wird keineswegs bestritten, daß nicht oft beide auf demselben Stamme verwachsen. Was am Körperlichen, als Bedürfen — als bloßes Empfinden und Bewußtwerden eines Nöthigen sich ankündet, wird auf der höhern Stufe des Geistigen als Gewissen und Sehnsucht eines bessern erscheinen. Ich sage . . Gewissen, nicht Bewußtseyn, weil letztes ein bloßes Auffassen und Erinnern eines Gefaßteten: bei erstem aber als einem aus sich Herausleben und Handeln, immer ein Selbstempfinden, Selbstschaffen nach höheren Richtmaaßen, ein gesetzliches Wissen, ein Anschauen unserer Selbst als Wesen weiterer Bedeutung, die Gefühle eines Könnens und Sollens nach ewigern Gebilden mit eintreten. Es ist nicht der Wille allein, es ist etwas Höheres als er, was ihn ergreifet. Unser Leben erscheinet in einer zweifachen Verzweigung . . . ein aus uns Hinausleben, ein aus uns selbst entspringendes Subjektives . . ein von außen Hineinlebendes, in uns Hineingezogenes, ein Objektives. Im ersteren ein Nehmen und Schaffen aus uns. Im zweiten ein Nehmen aus Anderem, dem wir aber doch einen Theil aus uns selbst heimischen, ein Deuten, ein Ringen, ein Streben, etwas uns Eigenes aus jenen Stoffen zu machen, zum Theil werden wir auch in sie hinein oder von ihnen gezogen.

Das eben ist ein Absonderliches im Geistigen und das Wesentliche unserer Freiheit, daß nichts von uns aus- und nichts in uns eingehe, ohne Schöpfen und Schaffen aus uns — ohne ein nach selbst erkannten, selbst gewählten Lichtpunkten gebildetes Höhere, wenn wir uns selbst nicht vernachläßigten. Darum spricht, wie gesagt, Bedürfen hier sich aus, als Mitschaffendes, Eingebildetes, als Sehnsucht und Gewissen — als das vorzüglich, was ich Gewissen vor der That und im Thun nennen möchte — eine freie Ausübung unseres geistigen Lebens (selbstlebend wie athmen), das stete Gefühl eines Höheren, eines Sollens, dessen, was wir auf diese, nicht auf jene Art sollen. Daß einem ewigen Richtmaaße zufolge, unser Leben ein Auftrag zu dessen Vollziehung, ein unserer Verwaltung anbetraut Gut sey. Dieser Gedanke stellet alles Sittliche und Rechte auf gediegenen Boden.

Es gibt thätige aus sich, schaffende Geister durch eigenen Antrieb: Es gibt Passivaktive, d. h. die viel bedürfen, viel ersehnen, aber nur nach den Formen eines nicht aus ihnen entspringenden Vorbildes, die wenig an sich, das Meiste aus Fremden ziehen müssen. Sie sind immer in Gefahr, schmerzend auf das eigene Unzureichende zurückzusinken, wenn Aeußeres fehlet. Ihnen vorzüglich sind ergreifende Gegenstände solche, an welchen auch der Schwächere für höheres Wählen, Wünschen und Wollen Reiz finden lerne, nöthig. Was der Stärkere durch sich, muß bei ihnen — und ihrer ist die größte Zahl — auf ihre Weise angeregt, auf Mächtigeres geleitet, anders ergriffen werden. Weil sie nach ihren Anlagen empfindend, das Leben nach andern Verhältnissen schöpfen und schaffen, müssen ihre Empfindlichkeiten das Maaß seyn,

wie sie einzuführen ins Leben. Das ist die Lebenskunst allgemeiner nationeller Bildung.

Es gibt eine Sehnsucht, — das eigene Gefühl eines Höheren, dessen Erreichung unsere Aufgabe, der Ruf innerer Ideen und Gebilde. Es gibt eine Sehnsucht — blos Gefühl eines Mangels, einer Leere, die nur durch Fremdes erfüllt werden kann, eines ergänzenden Zuflusses für das Thun! Zwischen dem, was nach eigener Artung, als Ungenügendes drücket — und — einer selbst aber schwach schaffenden Gestaltung tritt, je nachdem es sich füget oder nicht füget, das, was wir ergreifen, erstreben oder verwerfen, der Grund eines Gefallens oder Mißfallens, der Freude oder der Klage und aller Formen, zu denen sich beide so verschieden in Jedem ausbilden, hervor.

Hievon müssen sich uns Gesinnung und Meinung, Gestalt und Wechsel der Zeiten, was durch und für Menschen geschehen kann, erklären. Alles ist Folge innerer Fülle, innerer Leere, innerer Formen, äußerer Gegenstände, wie sie sich darbieten, wie sie nach den Eigenschaften eines Jeden oder der Mehrzahl in jene Formen aufgenommen werden. Leben ist — Wechsel von Beschaffenheiten, männliches Fortschreiten, oder kindisches Hin- und Herhüpfen in solchen, ein stätes Werden oder Aendern. Sehnsucht ist bildende Kraft: ist — Zeichen ihres Mangels. Die Frage: was poetischer Stoff? Warum manche Zeitalter und ihre Karaktere, wie man meinet, so sehr — oder — gar nicht dazu taugen? gehören allerdings mit zur Betrachtung des Lebens und seiner Anstalten. Einmal, weil Poesie, wenn sie ist, was sie soll, das Höhere am Leben inniger erfasset und strahlender hervorhebet. Zweitens: weil sie — welchergestalt auch erscheinend — immer Merkzeichen bleibet vorhandener Lebensansichten im

Geiste der Zeit. Drittens: weil sie durch innigere Berührung mit Jugend, Gefühl, Fantasie und so mancher bewegtern Lage des Daseyns, so vieles bewirken, beseelen, erhöhen oder verwirren kann. Weil selbst ihr Schweigen beredt ist, ihr gänzliches Verstummen aber eine Lücke im Seyn zugleich erweiset und vergrößert, eine Lücke, in welcher so manches, was sie abwenden konnte, Raum findet und wuchert. Warum blos leidenschaftlich scharfgespannte Lagen, wilde Umtriebe, in schrankenlosen Zeiten zum Kampf genöthigte Gemüther, die strengen Formen rauher Tage — poetischer Stoff seyn sollen — ist noch zu fragen. Anstrengung der Kräfte, kühne Zwecke unter Stürmen errungen, sind allerdings, wenn Liebe eines Höhern ihr leitender Antrieb, dichterische Erscheinungen und Gegenstände ihrer Auffassung. Aber auch die Einzigen? Sind ein umfassender Blick, Anschauung und Ahnung eines Höhern auf sternenhell ruhiger See, nicht ebenso dichtungsgeeignet, als sturmbewegte Wogen? Einen andern Auffassungssinn fordert freilich jedes von beiden. Warum aber soll, was der Eine nicht kann, oder Wenigere zu durchdringen vermögen — den Dingen abgesprochen seyn? Sie bleiben poetisch, wenn auch in Jahrtausenden nur Einer sie zu begreifen vermag.

Wünschen, Sehnen, Lieben und Dichten — der Mensch muß! Alles ziehet ihn dahin! Aber zu wissen „Was?" bleibet das erste; zu wissen „Wie?" ist die Kunst. Warum haben sie so Wenige? Warum wird sie häufiger benommen als entwickelt? Was heißet erziehen? Wer kann es? Vorzüglich ein Volk? Erziehen heißet — in Jedem nach seiner Art und Vermögen, was er vom Leben zu erwarten und für solches zu leisten habe — wecken! Richtig wissen, richtig fühlen, richtig dichten, Erhebendes

suchen und nach seiner Bedeutung verstehen, so weit eigene Anlage ausreichet, das sind die Gesammtwesenheiten eines zu größerer Wahrheit vorbereiteten Lebens. — Gott im Herzen, Vaterland um sich her und das Rechte vor Augen ist für Poesie des Lebens der eigentliche Grundhalt; jedes dieser drei, in der Kraft des Andern erstreben und behaupten, kann der Mensch mehr vom Leben begehren?! Die meisten unserer Dichtungen, fast die ganze Geschichte, und was als Inneres der Menschheit und ihren Artungen in ihnen sich ausspricht, geben uns das Bild einer, in der Versäumniß jener drei Richtpunkte verworrenen und zu ihrem eigenen Untergange hinarbeitenden Gesellschaft. Eine fast immer tragische Form der Ver- und Entwickelungen tritt als herrschende hervor; kein eigentlicher Schlußakt: jeder letzte nur der Vorbereitungsknoten eines neuen.

In diesem endlos fortschreitenden dramatischen Verlaufe sind nicht blos einzelne Menschen oder Menschenmassen die spielenden Personen, sondern auch allgemeine Anstalten, Lebensweisen, Staat, Wissenschaft, Religionen, die mancherlei Gestaltungen, unter welchen menschliche Eigenschaften, Karakter und Richtpunkte wechseln, treten gleichsam als solche mit ein. Sie umfassen, bewegen, bedingen, entscheiden die Handlungen, an welchen sich die Loose der Völker bestimmen.

Daß der Gebildetere, demnach mehr Berührsame, auch der so Empfindlichere gegen Mißstimmigkeiten der Zeit oder des allgemeineren Zustandes mit seinen Ansichten und Vorstellungen, Forderungen und Gefühlen werden könne; daß eben darum ihm eine mit jeder Fortschreitung an Erkenntnissen, Auffassung und Sinn gleichartige Stärkung des Karakters, als unerläßliches Gegengewicht, ertheilet werden müsse, um sein Gemüth statt schmerzender,

einseitiger, egoistischer, klagender Weichheit zu einem selbstständigen Ganzen der Durchschauung, Thätigkeit, Ertragung und Aussöhnung mit sich und dem Daseyn zu erkräftigen. Diese beiden Wahrnehmungen allein hätten über Leben und alle Scheinurtheile desselben, über alles, was für dessen Berichtigung oder Erhebung zu thun oder zu meiden — auf richtige Standpunkte führen können.

Wie dem Künstler in jedem Fache eine tiefere Durchschauung der Dinge nach innerer Bedeutung und Wahrheit unentbehrlich, so Jedem; denn nur durch höhere Richtpunkte lernet er die Gegenwart verstehen. Darum — wohin mit Ansichten, wie nachstehende eines gelesenen Schriftstellers, welche, wie sie Folge einer durchaus falschen Auffassung des Daseyns, so fortwährend an solche knüpfen und alles zu einer Art mythischer Personifikation machen, mit der wir und die mit uns spielet .... „Und „so erblicken wir nach dem harten Spiele, welches ein „blindes Verhängniß mit dem Leben der Menschen durch „die ganze Erzählung zu treiben scheinet, — am Hunger„tode Ottiliens, dem edelsten, weil härtesten und stand„haftesten von allem — die freie heroische Kraft des „Menschen über das Schicksal, und die Versöhnung des „Daseyns mit einem Höheren in uns, bewerkstelliget." Was wäre zu versöhnen? Was ist versöhnet? Ein Sylbenspiel ist das Wort Versöhnung hierbei. Begangene Thorheiten können nicht ungethan gemacht — aber die Seele zu besserer Haltung der Zukunft ermächtiget werden! Wird durch alles Obangeführte, auf eine künstlerische Ausbildung des Lebens, auf dessen Selbstständigkeit, auf Verstand und Gewissen des Schöneren und Großen hingewiesen? Das Bessere, Klügere, Kräftigere, die Rückkehr aus dem Irrigen, die Vermeidung desselben, die

wahre Freiheit, der Machtsinn eigener Würde, das Beste, was der Mensch vermag, wäre mit dem zehnten, aber richtiger verwendeten Theile der Anstrengungen erreichbar gewesen, welche der Hungertod kostete. Nicht Kraft, nicht Heldensinn, nicht Gewalt über das Schicksal beweiset ein solcher Tod — nur die frühere Schlaffheit, das haltlose Spiel mit dem Leben und dessen ernstem Begehren. Ein heller festerer Bedacht eigenen Sollens und Könnens würde die Nothwendigkeit aufgehoben haben, durch Angst und Reue, wie Kinder zum Unvermeidlichen solchen Ausweges zu gelangen. Es war die That einer Betäubung. Von Versöhnung ist hier nirgend zu reden; denn welches Zerstörte ward wiederhergestellt? . . . Für die, welche leidend mittrugen? Oder für andere, denen man es als eine höhere Lebensansicht aufschließen will. Wir können die kurzsichtige Inkonsequenz solcher Menschen warnend beklagen. Aber über das Leben geben sie keine weitere Belehrung, als was am meisten zu vermeiden; einen Beleg zu den Worten: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“ Man verwechselt ein selbstgeschaffenes Begehren mit Dichten, Verschwindeln, Verschweben mit Kunst, leidenschaftliche Eingriffe mit Schwung. Dichten setzet Maaß der Begehren, ein Gemüth, welches Freiheit dadurch behält für Auffassung des wahrhaft Schönen voraus! Es wird vernichtet gerade durch das erste, durch ungestümes Verschwindeln, Verschwanken in dem, was man so oft und so irrig des Lebens Kraft, Fülle und Hoffnungen nennet.

Die Werke altgriechischer Kunstmeister — am lehrreichsten sind sie eben darin, daß sie an dem, was man mit einem etwas unzureichenden Namen „Ruhe“ belegte — uns den besten Aufschluß über ein großes Leben, die

richtigste Definition über das, worauf es beruhe, über die eigentlichen Elemente hoher Lebenskunst gaben — die innere Gediegenheit eines an erhabenen Gegenständen starkgewordenen Karakters, den wenig hin- und hertreibet, weil er viel durch sich selbst, den nichts leidenschaftlich fortreißet, weil innere Gewißheit sein Richtpunkt, der darum, was zu thun, mit sicherm Blicke ergreifet, und weil er als Held fühlet, nicht Held zu seyn wähnet. Man betrachte Meleager, oder Kastor und Pollux u. s. w.. Die in ihnen ausgesprochene Geschichte, was der Mensch solle, wie er es werde, wie zu erziehen — stehet vor unseren Augen. Nur dann wird die Kunst sprechend, wenn sie selbst als Kunst des Lebens begriffen, darstellet, was wahrer Lebenshalt sey. Wenn sie betrachtet wird, wie sie entworfen und verstanden in dem Höheren, so sie durch sich aufzuschließen suchet.

Leben — seine höchste Vollziehung ist Kunst im edelsten Sinne des Wortes. Kunst in persönlicher Führung! Kunst im Durchschauen und Auffassen dessen, was Andere thun und wie sie zu bessern, zu leiten. Leben — und — Drama, das Seyn und dessen Abbild — dieselben Stoffe, dieselben Gesetze in beiden. — Hergang einer That wie sie a) aus Karakter, Grundeigenschaften und Lage der Handelnden, aus ihren wechselseitigen Stellungen und den daraus hervorgehenden Reizen, Getrieben und ihren Anlagen sich erzeugte. b) Was unter fremd beitretenden Umständen, Zerwürfnissen oder Ereignen zu Vorstellung und Neigung, zu plötzlichen Anläßen, zu Er- oder zu Entmuthigung wurde? c) Was jene Ereignisse veranlaßte. Endlich d) die höhere und entscheidende Ansicht, wie weit an der Menschheit sich die ewig waltenden Gesetze des Rechten und Guten durch unerläßliche Folgen

ihrer Erstrebung oder Verfehlung bewähren; was menschliche Natur bei richtigem Gebrauche ihrer Anlagen vermöge, bei irrigem über sich ergehen lassen müsse, wie solches an den Loosen ganzer Geschlechter und Zeitalter sich am hellesten erweiset. Nur Geschichte führet zu einem umfassend richtigen Standpunkt der Sittenlehre; nur letzte und ihre tieferen Gefühle, durch Beherrschung des Lebens und Freiheit des Geistes, zur Poesie oder Kunst seiner wahrhaften Ausbildung. Aber nur eine in der Freiheit des Geistes verstandene Geschichte machet stark, sie durch sich selbst und das Leben durch sie zu verstehen. Wer die eigene Verstrickung in kleinliche Gelüste und Wünsche hineinleget, wird auch nur sich selbst und sein verzehrendes eigenes Abbild in ihr erblicken. Nur eine mit Freiheit begriffene kann Achtung gegen Menschen und Leben, neben den klar aufgeschlossenen Quellen des Erbärmlichen in beiden bewahren. Kurz an ihr schließet ein göttlicher Wille und ein selbstständig Ziel am ewig Gerechten, an diesem die höhere Ethik — die Lehre der Wahl, des Rechts und der Freiheit, hieran die Philosophie und Dichtung des Lebens, die Erhebung zu einem Ideellen sich auf. Nur hieran, nur an einem hierin zu voller Uebereinstimmung gediehenen Bewußtseyn und Gewissen werden Lebenskunst, eine künstlerische Führung und Bildung desselben, wie sein wahres Selbstverstehen möglich. Nur vertraut mit dem Höchsten der Wahrheit durchdringet sich alles zu dichterischem Gehalte. Wer sie nicht suchet und erkennet, beweiset, die undichterische (die schwunglose) Anlage seines Inneren.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht, als das Wort Glück; ein Bild hineingetragen ins Leben, zu dem man die Aehnlichkeit erst suchet, und eben darum, nichts

gewinnend, nichts lernend, nur immer Anderes und Ungenügendes findet. Ob jenes Bild sehr oder nur leicht ausgeführt — für die Wirkung gleichviel! Der Fehler ist . . . etwas fordern, das man bedünket oder voraussetzet, das man nicht demüthig nach seinem, sondern hoffärtig nach eigenem Maaße betrachtet; so daß nach langer Mühe des „Lebens Nichtigkeit" letzter Rechnungsschluß bleibet. Kein Werk bloßer Empfindung und der Eindrücke, die nach Stimmungen entstehen, kann mit gutem Erfolge Zweck oder Begriff seyn.

Gebet der Jugend Umrisse über das, was sie soll und was der Mensch kann. In beiden wird das Höhere, das Wahre nicht verwirren, und das Größeste so geschehen, oder möglich — das Leben nur so heller erleuchten. In beiden lieget Maaß, Verhältniß, Vergleich und Bestimmtheit des Punktes, auf dem man stehet, des Erfüllten und seines Abstandes vom Ziele, was geschehen und noch zu thun für ein göttliches Sollen. Hierin das Gefühl, aber ein bescheidenes, unserer Kraft, des Möglichen durch uns, des Ausschaffens unserer selbst — die Poesie des Lebens.

Darum, weil so Großes vor uns, so langsam, so stückweise, so einzeln in Ursache, Stamm und Verknüpfung zu errathen, ist vor allem Erkenntniß eigener Beschränktheit in Mitteln, Erreichen und Durchschauen . . . Bescheidenheit des Urtheiles und Demuth neben dem Muthe nothwendig, um zu unternehmen, zu erfüllen, was innerhalb dieses Könnens als Höheres, als Sollen uns vorschwebet! Zwischen beiden — des Muthes und der Demuth — wechselwirkenden Gefühlen entspinnet sich die Lebens-Poesie . . . stilles und doch thatvolles Ergeben an ein Höheres, und des Daseyns, der Ereignisse, der Geschichte Anfassung durch solches. Wer findet das rechte

Maaß menschlichen und seines eigenen Thuns, wenn nicht durch Bescheidenheit, die durch sich selbst auf Gerechtigkeit hinweiset? Wie aber kann der sie haben, der nur verzaget und nie handelt, d. h. nie des Handelns Pflicht, Antrieb und Muth in einem höheren Gesetze des Sollens empfängt? Nur durch beide, als Elemente des Lebens, entwickelt sich alles wahrhaft Große, Gemäße, Heilbringende menschlicher Vermögen — die Tugend; in ihren erweiterten Beziehungen, die ächte Lebens-Poesie.

Licht von Oben, dem Göttlichen — Achtung der Menschheit, Richtung zum Ersten und durch Erstes — innerste Gemüths-Artung für Letztes — die Klarheit gebenden Gegensätze, die Angel-Punkte des Lebens! Jede Kunst stehet zwischen und vollziehet sich an ihnen.

Ferner die bei jedem Lebensgebrauche, dessen und der Sachen Anstalten oder Ergültigung zu erwägenden Punkte: Ob etwas an ihnen oder durch sie zu verderben — zu bessern? Wie und wodurch? ihr Aktives — und — Passives? Hiebei die kleinlichen, wie Tropfen wirkenden, aber desto mächtigeren Hindernisse des Guten, die Erschlaffungen, die Uebertreibungen, welche mehr noch, was sie ergreifen, als sich selbst lächerlich machen. — Gepriesene Musterhaftigkeiten, welche eher die Abwesenheit schädlichen Triebes, als das Vorhandenseyn kräftig edlerer Tugenden verrathen, z. B. jene fast zu vortrefflichen Jünglinge, um einen besondern Antheil in und an ihnen zu finden (im Leben oder in Dichtungen), welche sich nie übereilen, Leidenschaften mit einer diesem Alter unanzumessenden Stärke beherrschen, die wie Apathie, wie Erkaltetes aussiehet, oft ist, und also auch Andere erkältet; was beim Mangel gewisser Eigenschaften, wie bei ihrem Daseyn, oder weil die recht kräftigen Gegen-

reize fehlen — gleichscheinende Vorzüge hervorbringet, ohne daß sie dieselbigen wären. Das alles gehöret zur Kunst des Lebens, wie es vorhanden zu durchschauen; wie es seyn sollte zu gestalten — im Wesen wie in der Dichtung. Der Jugend stehet herrschende Passivität so so wenig als Völkern, die ewige Jünglinge bleiben sollen, wohl an! — Eben so ist aber auch zu erwägen: Wie lassen jene in allmähliger Menschenverachtung übermüthig einseitige Gestaltungen sich heben? Sind jene Koriolans-Naturen in's Menschliche unausrottbar verwurzelt? Ueber Lebenskunst . . . d. h. die Kunst, den menschlichen Karakter an seinen höheren und ideelleren Anlagen zu entwikkeln, die allerdings eine Mitaufgabe allgemeiner Gesellschaftsökonomie bleibet, gibt der Tiefblick des Dichters oft hellere Aufschlüsse, als ein ängstliches, zerlegendes Forschen. Es ist ein Akt, der sich im freien Inneren des Geistes vollziehet und in solcher Freiheit verstanden seyn will. So kann Shakespeare's Koriolan dem wohlsinnig denkenden Staatsmanne eine so wichtige Anschauung als irgend eine wissenschaftliche werden. Der Bevorrechtungstrieb (Aristokratismus), der überall, wo, mächtiger, glücklicher, groß und geachtet, über kleinere Verhältnisse Aufsteigendes dem Qualme des bloßen, oft irrig mißachteten Brodlebens und dessen Bedrücktem, Gemeinem, Dürftigem und Engem gegenübertritt, so leicht sich in Jedem erzeuget, der statt wohlwollend zu mildern, statt größerer Gaben gerechte und so viel größere Pflicht zu erkennen, stolz sich abscheidet, und wo er damit in Berührung kommt, fast feindlich verfährt, diese Klippe des einzelnen und gemeinsamen Daseyns, an welcher auch höhere Naturen als die seinige scheiterten, zeiget sich im Geiste Koriolans! So weit ist doch Keiner über die Anderen erhaben, daß

er sich lossagen dürfte; in jeder Lage bleibet der Mensch — Mensch! der kräftigere, glücklichere, höhere um so verbundener, den niedrigeren durch Menschlichkeit weiter zu bringen. Dieß zu denken und zu befolgen ist das erste Kapitel der Lebenskunst für Einzelne und Völker. Was bei gehöriger Behandlung aus Menschen zu machen, hätte Koriolan nach der Einnahme Koriolis sich abmerken können. Aber ihm mangelte menschliche Stimmung gegen die arme sich selbst zu lenken unfähige Menge. Hätte er erkannt — wie alle rohen Betrogenen ungeschickt, leidenschaftlich und wild, — wie man nur redlich seyn dürfe, um durch Liebe und Treue sie dem Menschlichen wieder näher zu führen: Wie viele Uebel hätte er sich und Anderen ersparet!

Lebenskunst? — des Einzelnen, — des Ganzen und der Gesellschaft. Letzte fordert vorzüglich eine richtige Auffindung des ewig selbstgültig Höheren in Allem. Die reichste Natur, ohne Verstand ihres Gebrauches — und Gebrauch ihrer Vernunft, ohne ein Höheres, an dessen Wahrheit sich Werth, Verhältniß und Ordnung, des Lebens Richtmaaße, entscheiden, — was ist sie? was wird sie? je reicher — so verwilderter! — Recht, richtig und nützlich, Besitzthum und Geist des Besitzes, Worte nur zu häufig getrennt, für Lebenskunst eines Ganzen untrennlich und Zweige einer Wurzel. Was hat recht genützet, ohne wohldenkende Richter? Geschichte, ohne den Geist, sie zu fragen? oder Religion, bei falschem Sinne, so manches Verderblichen Quelle? Sind sie darum keine Güter? — Nur an unendlichen Reihen, nicht an einem Augenblicklichen kann Kunst sich entwickeln. Die Beweise, daß eine Sache eben jetzt unnütz, sind die schlechtesten von allen gegen das in ihr Enthaltene, Mögliche! Auf Umstände,

Begegnung, Bedingung kommt es an; an ihnen schließet das Reich der Möglichkeiten sich auf.

Tugend — die Stärke, Allgemeines über Besonderes zu erheben, dem, was nicht Allen ein Recht und ein Gut, zu entsagen, und das, was zum Gegentheil verlocken will, zu überwinden — ist Lebenskunst, — jedes Einzelne und das Ganze in seiner höheren Bedeutung gefasset. Beide werden immer gleichen Schrittes, eine durch die andere, ausgeübet und erworben; beide sind Sieg nach einem Kampfe der Selbstsucht mit dem Allgültigen. —

Der Mensch, als Einzelner, als Bürger, als Weltglied (Bürger im Reiche Gottes) erreichet in jeder Stellung eine andere und immer umfassendere Höhe der Tugend, Vortrefflichkeit, rechten Daseyns und eines höheren Gewissens. Dieses höhere Gewissen ist die eigentlich bildende Kunst des Lebens — durch solches wird Jeder ein in all seinen Kräften übereinstimmend ausgeführtes Ganze. Jeden hierin zu seinem eigenen Künstler zu machen — ist Lebenskunst des Ganzen. Errungen muß es werden! Kein Sieg ohne Kampf. Herbeigeführt kann vieles, geschenket darf nichts werden. Was Jeder vermag, kann er nur entwickeln durch eigenes Streben — sicherer — ungewisser — je nachdem er die rechten Elemente redlicher suchet, muthiger vollziehet oder nicht! Ihr wollet hohes — dichterisches — religiöses Leben, Kunst der Ideale und des Aufschwunges? — Es gibt Keines und Keine ohne jene Bescheidenheit im innersten Gemüthe, welche aus Gerechtheit entspringet, und allein zu Gerechtigkeit, — zu den Verhältnissen, welche Jedem und Allen vermöge göttlich ursprünglicher Bestimmung zukommen, führet. Nichts erstreben, als was man recht wesentlich vermag; nicht in

Begriffe, was still nur sich ahnen, nicht in hoffärtigen Prunk ausschreien, was sich nur fühlen lasset; nicht Kräfte mit Regeln und Lehrzwang umstricken, die Jeder durch sich selbst zu entwickeln bestimmt ist; nicht anerziehen wollen, was Jeder wahrhaft nur durch sich selbst werden kann; nicht Ursachen eindrängen, wo unser Auge für die echten verborgenen zu schwach ist. Nur wer in dieser Demuth eines redlichen Forschens dem, was ihm, was Anderen verliehen, — — — zu gerechter Erkenntniß nachringet, wird auch der Hoffart entgehen, welche unter heiligen Namen schmeichelnd zum Uebermuthe ihres Irrbrauches verlocket. Nur in der Bescheidenheit, welche mit gemäßer, nie stillstehend, nie absprechender Allseitigkeit ein immer noch Höheres, zu Erforschendes erkennet — wird und wirket man als höherer Mensch, schreitet man selbst und lasset man Andere zu immer freierem Wachsthume emporschreiten. Hieran entwickelt sich wahre Lebenskunst.

Groß — glücklich — gewiß will Jeder seyn! Diese drei Grundtriebe sind die Angelpunkte alles ökonomischen Wirkens und Bewirktwerdens. Aber worin? wodurch? auf welchen Wegen? was wahr hierin sey? ihre Gegenstände und deren Verwendung, ihre Werthe und Künste lernen sie erst unterm Beitritte jener vier Elemente feststellen! Der Karakter eines Jeden, seiner und seines Lebens-Stellung zu Andern — hänget ab von den Beziehungen, unter welchen er sich und sein Daseyn denket und empfindet, was als Höchstes in Glauben oder Wissen ihm gilt — und ihn treibet. In jenen vier Elementen, in ihrer Irrigkeit oder Wahrheit ist ihm der Schlüssel gegeben. — Was als Stoff, im Stoffe als Form, in der Form als Uebereinstimmendes seiner Entwicklungen für ein freigestellt volleres Leben ihm zukommen, das nennet

er seine Kunst. Jedes Leben wird, wozu es die häufigsten Anlässe seiner Ausübung, theils in eigenen, theils in fremden Antrieben, oder denen der Umgebung und Begegnungen findet. So wird Selbstsucht, d. h. Vereinzelung, Geringhaltung Aller als bloßer Werkzeuge, so viel häufiger stattfinden, je seltener Menschheit, Vaterland, Gott, ein Leben, das nur in ihrer Beziehung sich ehret und vollziehet, als Gegenstände hervortreten; je mehr in der Jämmerlichkeit Aller Jeder schmerzend oder verachtend auf sich allein zurückgeworfen wird.

Ein anderes — Lebenskunst des Einzelnen: ein anderes — die eines Volkes. Nicht im Wesen — aber, nach Größe des Gegenstandes, an Umfassung, Verhältniß und Mitteln verschieden. Leicht ist oft, daß der Einzelne — glücklich, machtvoll — groß und gewiß werde durch schroffe Vereinzelung und ein fast feindliches Abschließen. Es ist ihm möglich, weil, was Andere vorbereiten, er, in ihrer Schwäche, einseitig an sich reißet. Oft ist's mit allem Verstande unmöglich, weil Andere in ihrem Eigenleben so scharf — oder noch scharfsinniger als er. Er nennet, was gelang, seines Lebens Kunst und Erhebung; da es doch nur gelungene Selbstsucht und Erniedrigung ist. Ebenso Völker. Die Folgen sind für beide dieselben. Nur daß der Einzelne durch sein kurzes Leben ihnen oftmals entgehet, ein Volk immer an der Nemesis seiner Unarten stirbt.

Graf Johann Paar.



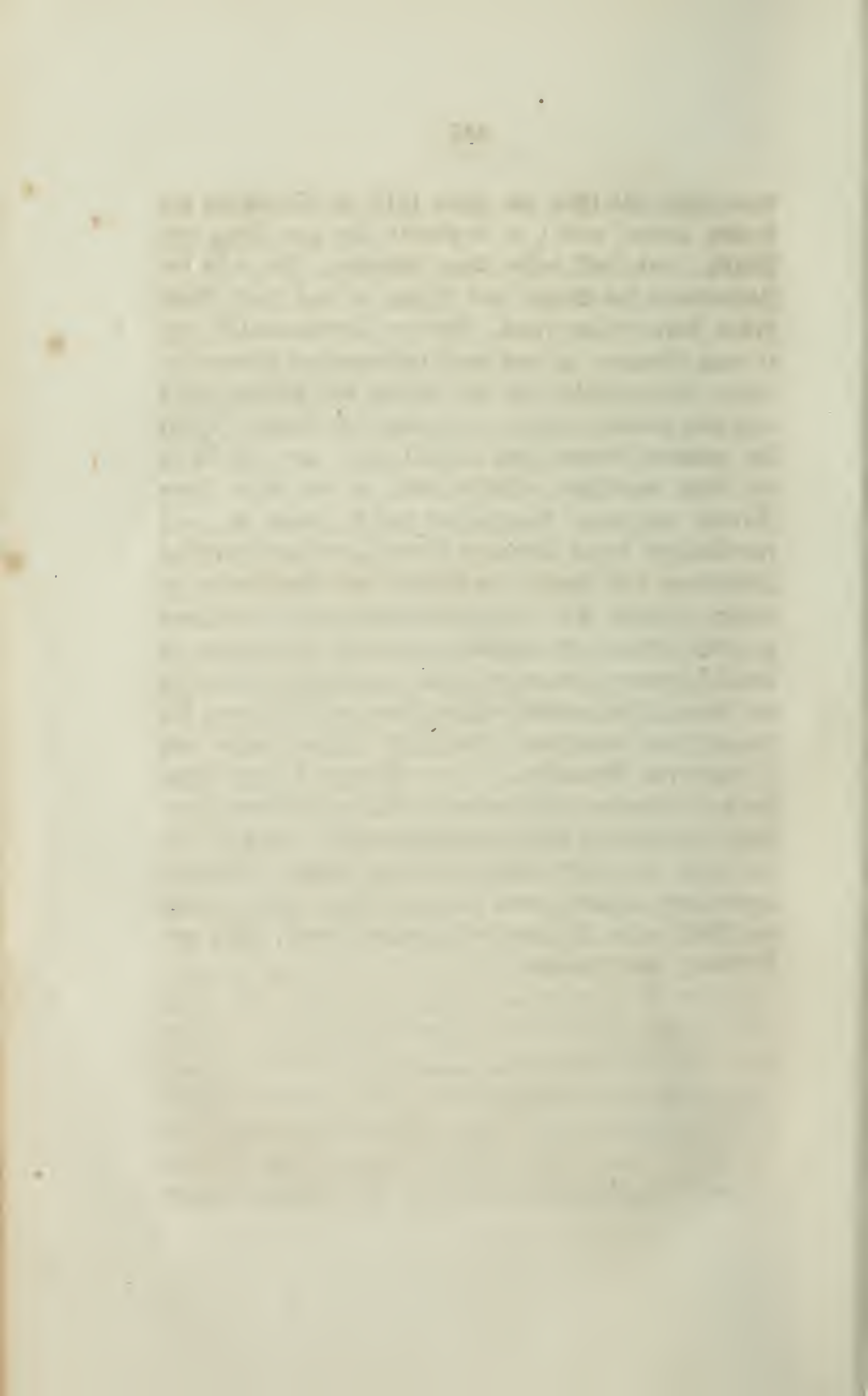
Nekrolog.

Am 23. Oktober, nach 10 Uhr Abends, endete nach langen und schweren Leiden der k. k. Kämmerer und Oberst in der Armee, Graf Johann Paar, im 59sten Jahre, in Folge der Ausbildung eines organischen Fehlers im Herzen, sein edles, dem Vaterlande und seinen Freunden und Angehörigen mit unerschütterlicher Liebe und Treue gewidmetes Leben. Graf Johann Paar, aus der fürstlichen Familie dieses Namens, war am 12. April 1780 in Wien geboren. Er trat am 1. Mai 1797 als Lieutenant in das Dragonerregiment Großherzog Toskana, damals Levenehr, und machte seit dieser Epoche alle Feldzüge gegen Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden mit, theils in der Truppe, nämlich als Oberlieutenant im Chevauxlegersregimente Baron Wernhard, damals Fürst Lobkowitz, und bei dem Infanterieregimente Erzherzog Rainer; als Rittmeister bei dem Chevauxlegersregimente Prinz Hohenzollern und als Major in den Infanterieregimentern König Wilhelm, damals Fürst Hohenlohe-Bartenstein, und Erzherzog Carl; theils als Flügel- und Generaladjutant bei Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, als Major, Oberstlieutenant

und Oberst vom Feldzuge 1812 bis zum Schlusse desjenigen vom Jahre 1815.

Schon als Lieutenant und Oberlieutenant bei vielen Streifzügen und Commanden mit Auszeichnung verwendet, wurde Graf Johann Paar im Jahre 1799 bei Verona und im Jahre 1800 bei Marengo schwer verwundet. Im Jahre 1805 bildete er mit seiner Schwadron die Arrieregarde des aus Tyrol sich zurückziehenden Armeecorps Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann. Im Jahre 1809, bei Regensburg, da er sich mit dem Reste seines Bataillons gegen die feindliche Uebermacht mit seltener Tapferkeit vertheidigte, wurde er zum dritten Mal schwer verwundet und fiel in Gefangenschaft. Aus Dijon, wohin er gebracht worden war, rief ihn der nach geschlossenem Frieden als Botschafter Sr. Majestät des Kaisers nach Paris gegangene General der Cavallerie Fürst Carl von Schwarzenberg zu sich und von diesem Zeitpunkte an war Graf Johann Paar dieses erhabenen Feldherrn steter Begleiter, durch die lebendigste Bewunderung an ihn gefesselt, durch die treueste Anhänglichkeit ihm ergeben bis in den Tod und bis über denselben hinaus. Er machte den Winterfeldzug 1812 in Rußland mit; er theilte die Anstrengungen und Gefahren des glorreichen Feldzuges von 1813; er erwarb sich im Feldzuge 1814 das Theresienkreuz durch den Sturm auf Dienville und die kühne Wegnahme dieses am Tage von Brienne so wichtigen Punktes; er zog beide Male, 1814 und 1815 an des Feldmarschalls Seite in Paris ein, und verhandelte und unterzeichnete im März 1814 die Besitznahme dieser Hauptstadt. So wie im Felde dessen treues, unverbrüchliches Werkzeug, so war er in der Heimath dessen treuer, innigst ergebener Freund. Er verließ des Feldmarschalls Kranken=

bette nicht, als schon im Jahre 1817 die Vorsehung den Helden darauf warf; er begleitete ihn nach Prag und Leipzig, und half dessen Auge schließen, als es in den Jahrestagen des Sieges von Leipzig in eben dieser Stadt sieben Jahre später brach. Mit der Todesnachricht ging er nach Troppau zu den dort versammelten Monarchen. Seine Anhänglichkeit an die Person des Feldmarschalls war eine wirkliche Liebe; er verließ den Dienst, so wie der geliebte Feldherr ihm entrückt war, und zog sich in die Stille mehrfacher Studien und in den Kreis seiner Freunde und seiner Angehörigen zurück, denen er, nach dem Verluste seines fürstlichen Bruders, mit der wärmsten Hingebung den Vater, den Freund und Verwandten zu ersetzen bemüht war. Die liebenswürdigste Hinneigung zu allem Edlen und Schönen, die regste Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen, eine unbestechliche Liebe für die Armee, eine unerschütterliche Treue der Gesinnung für Regent und Vaterland, die edelste Mildthätigkeit und Reinheit des Gemüthes, — ein würdiger Cultus endlich für das Andenken des theuren, so früh verblichenen Feldherrn bereicherten seine Zurückgezogenheit. Er starb wie ein Held, dem Tode ruhig ins Auge blickend. Vergangenheit und Zukunft gaben sich die Hände, um seinen letzten Stunden die Blüthen des gerechten Lebens, Trost und Hoffnung, darzubringen.



Graf Carl Clam-Martinitz.

Nekrolog.

Am 29. Jan. 1840 zwischen 6 und 7 Uhr Abends ist Graf Carl Clam-Martinitz, Sr. Majestät des Kaisers Generaladjutant, wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschalllieutenant und Chef der Militärsektion im Staatsrathe, nach kurzem Krankenlager, im 48sten Jahre seines ausgezeichneten Lebens verschieden.

Mit dem Feldzuge von 1809, diesem an Aufschwung und Hingebung für die Sache des Vaterlandes so reichen Jahre, begann Graf Clam seine militärische Laufbahn. Im Jahre 1812 trat er in die zweite Epoche derselben, diejenige seiner Zutheilung zur Person des damaligen Generals der Cavallerie, späteren Feldmarschalls Fürsten Carl von Schwarzenberg, dem er als Ordonnanzoffizier und dann als Flügeladjutant von den eisigen Feldern Volhyniens durch das wiedergewonnene Deutschland bis ins Herz von Frankreich folgte — eine Zeit und eine Stellung, in welcher er, weit über die Gränzen seines Wirkungskreises und seiner Jahre hinaus, Eigenschaften entwickelte, die ihn damals schon von seinem Feldherrn als eine der größten Hoffnungen des Kaiserstaates, als einen der Männer bezeichnen machten, in dessen Hände in

den Tagen der Gefahr Oesterreich die Kraft seiner Waffen vertrauend legen könne.

So jung und so hochgeachtet trat er im Jahre 1817 in die dritte Epoche seines Lebens, diejenige, wo die zwei wichtigen Elemente des Mannes, der berufen war, den Militär und den Staatsmann in sich zu vereinigen, ihre glänzende Ausbildung fanden: der praktische Dienst bei der Truppe und der diplomatische. Graf Clam wurde bald einer der tüchtigsten Obersten der Armee, und Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Hessen auf einer Sendung nach Rußland beigegeben, bewiesen seine Berichte den raschen tiefen Blick, den reichen Geist, den mächtigen Charakter, die ausgebreiteten Kenntnisse, so wie die Gabe praktischer Anwendung — ein Verein von Eigenschaften, die in dem an Gefahren und vielseitigen Berechnungen reichen Jahre 1830 den Grafen Clam in den Hofkriegsrath berufen, und ihm überdieß eine Sendung wichtigster Art nach Berlin anvertrauen machten.

Nach dem Tode weil. Sr. Majestät des Kaisers Franz beginnt die vierte Epoche dieses wichtigen Lebens. Graf Clam wurde von Sr. Majestät dem jetzt regierenden Kaiser zu Höchstdessen Generaladjutanten erwählt und ihm bald darauf die Leitung der militärischen Sektion im Staatsrathe übertragen. Was er in dieser Stelle geleistet, darüber gibt es in Oesterreich nur Eine Stimme, um seinem Verdienst Lob und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die allgemeine Theilnahme dieser Hauptstadt an dem Verluste, den Staat, Armee und Angehörige durch den Tod dieses Mannes erlitten haben, ist ein schmerzlicher, aber richtiger Beleg dafür.

Die fünfte Epoche — er war dafür berufen, und daß er es war, das ist seine Ehre, sein Ruhm. Die

Beschlüsse der Vorsehung haben ihn abberufen von diesem Schauplatze, wo er ein Muster eines treuen und unablässig thätigen Staatsdieners, ein strenger Held der Pflicht, ein Freund alles Edlen und Großen, ein glücklicher Gatte und beneidenswerther Vater dastand! — Die achtungsvolle Erinnerung an ihn steht in dem Herzen jedes Oesterreichers geschrieben.

Gelegenheitlich der Beerdigung des Grafen Clam-Martinitz.

Wien, 1. Febr. Das Leichenbegängniß des Grafen Clam hat heute stattgefunden. Die Erzherzoge, fast alle hohen Angestellten und Würdenträger, hunderte von Generalen und Offizieren wohnten demselben bei. Wer diesen feierlichen Trauerzug an sich vorüber wandeln sah, mußte sagen: Oesterreich hat einen schweren Verlust erlitten, einen von denen, die bis in die letzten Spitzen der Monarchie hinaus gefühlt werden. Das ist auch wirklich der Fall. In einer Monarchie von der Ausdehnung und der Jahrhunderte alten Schule der österreichischen stirbt zwar selbst in dem ausgezeichnetsten Mann kein unersetzlicher; aber es gibt für jeden Zeitpunkt auch besonders geeignete, aus den Ereignissen, welche die Gegenwart bedingen, gleichsam herausgewachsene Männer, mit denen die Verständigung nach allen Seiten hin so wie aus allen Richtungen her, leicht und völlig ist und welche für die Bedürfnisse des Augenblicks, wie schwer oder leicht diese seyen, mit ihrer ganzen Person einzutreten, neben dem äußern auch den inneren Beruf, das ist, Kraft, Muth, Einsicht uud Gewandtheit haben. Ein solcher Mann war Graf Clam. Er war in jeder Beziehung tüchtig; das

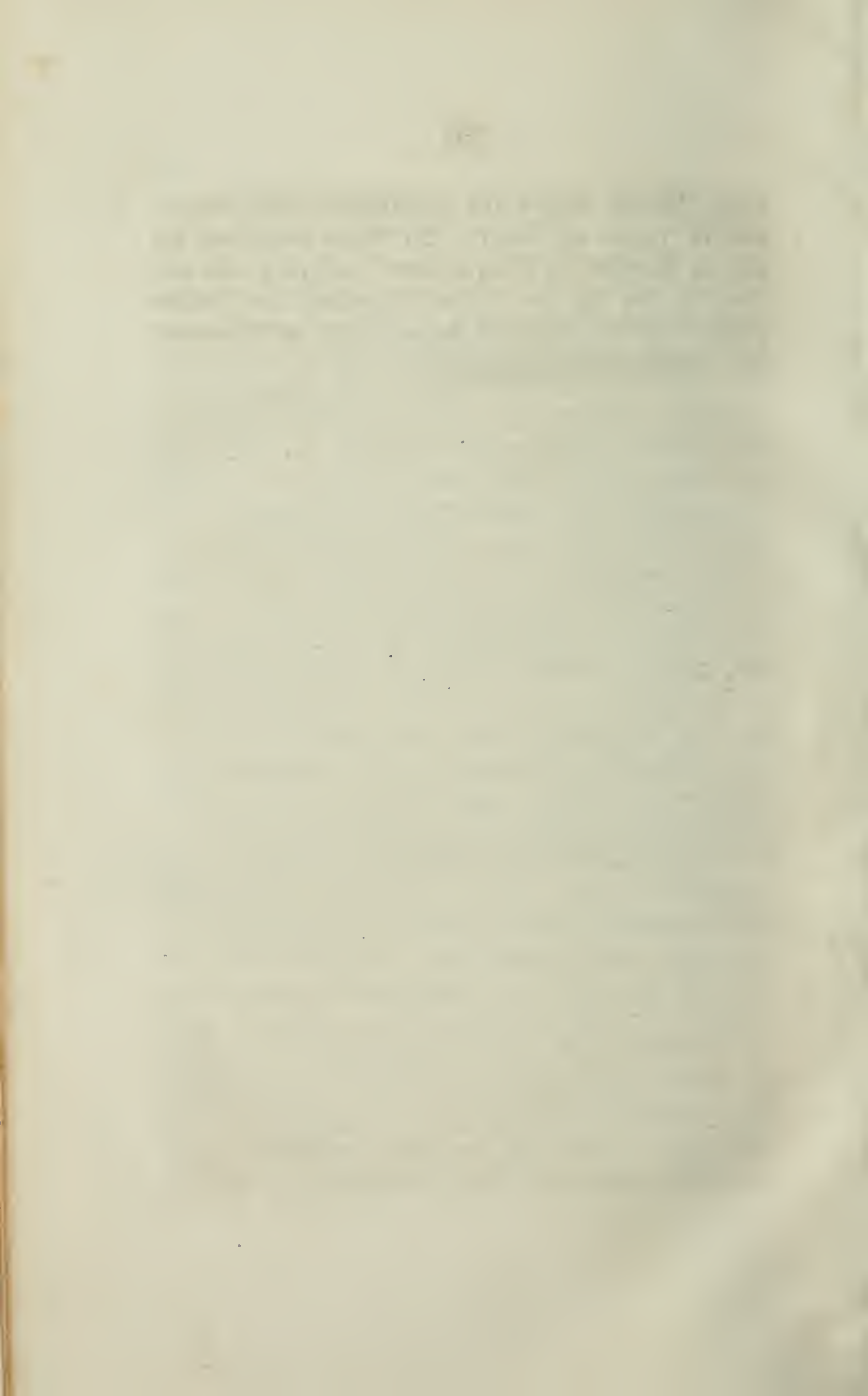
aber theilte er mit vielen. Er war durch seine Geburt, durch seine Anlagen, so wie durch die Ausbildung, welche Welt und Fleiß denselben gegeben hatten, zu einer der obersten und eingreifendsten Rollen im Kaiserstaate bestimmt; das mag er auch mit Manchem gemein haben. Was ihn aber auszeichnete, war die Gunst solcher vorbereitenden Umstände, die ihn für die gegebenen Verhältnisse nicht blos zum fähigen, sondern zum geeigneten Manne machten, und diese Gunst, die ein bescheidenes Gemüth allerdings nur als eine Gabe der Vorsehung aufnehmen wird, gab der Brauchbarkeit, dem praktischen Werthe des Mannes den entscheidenden, schwer ersetzbaren Gehalt.

Aufgewachsen als Militär an der Seite des Feldherrn, durch den die Vorsehung auf das Ueberzeugendste dargethan hatte, daß in wirklich entscheidenden Augenblicken Oesterreich der rechte Mann nie fehlt; durch die Schule der ungeheuern Ereignisse vom Jahr 1812 bis zum Jahr 1815 unter solcher Leitung und auf einem Wege gegangen, der ihn mit allem, was Europa an Männern und Kräften aufzubieten im Stande war, in nahe Berührung brachte; getrieben durch seinen Eifer, durch sein Bedürfniß nach gründlicher Forschung in die Bahn praktischen Dienstes, dann wieder durch das Vertrauen des ersten österreichischen Staatsmannes auf das Feld europäischer Geschäfte geführt; hingestellt endlich durch die Kraft der Ereignisse und durch den Bedarf der Monarchie im Jahre 1830 auf einen der Posten, wo er auf das für die Aufrechthaltung des europäischen Friedens unerläßliche Aufgebot der Streitmittel, und dadurch auf die Haltung des Kaiserstaats nach außen den größten und heilsamsten Einfluß nehmen konnte: so wurde er der Mann, dem nach

dem Tode Kaisers Franz der Beruf werden konnte, in diesem schweren Augenblick mitzuhelfen, der Verwaltung und dem Systeme des Cabinets den Triumph der in majestätischer Einfachheit und Ruhe fortschreitenden unerschütterten Bewegung sicher zu stellen, in dem die Stärke der Monarchie ihre volle Gewährleistung fand. Zum obersten Feldherrn oder zum obersten Staatsmanne berufen, war vor Grafen Clam die Bahn dazu unfehlbar aufgethan, als plötzlich vor dem noch jungen Manne das Grab sich öffnete und mitten in seinem Glück so wie mitten aus seinen Leistungen der Tod ihn abrief. Der Verlust wurde tief gefühlt in der Hauptstadt, und wird es tief in allen österreichischen Ländern werden, eine Erscheinung, nur in einer in allen ihren Theilen in sich so fest verbundenen Monarchie möglich wie die österreichische, auf welche das segenvolle Bild einer Familie im Großen noch seine volle Anwendung findet.

Die Vielseitigkeit des Grafen Clam und dabei die tiefe Rechtlichkeit und der ehrenwerthe Charakter jeder Seite an ihm, so wie sein hoher religiöser Siinn machen den Verlust dieses Mannes den verschiedenartigsten Menschen und Ständen schmerzlich. Der Soldat bedauert den heldenmüthigen Gefährten und den künftigen Feldherrn, der Staatsmann den erfahrenen, klugen gewandten Mann der höheren Geschäfte, der Weltmann den geistreichen, vielunterrichteten Gesellschafter, der Vater und Gatte den edlen, glücklichen, beneidenswerthen Vater und Gatten. Viele hatten sich gewöhnt, diesen Mann als eine der Stützen der Monarchie zu betrachten; viele liebten ihn um der Hoffnungen willen, die sie zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes auf ihn bauten. Hätten ihn Wünsche festhalten können auf diesem hohlen Boden der

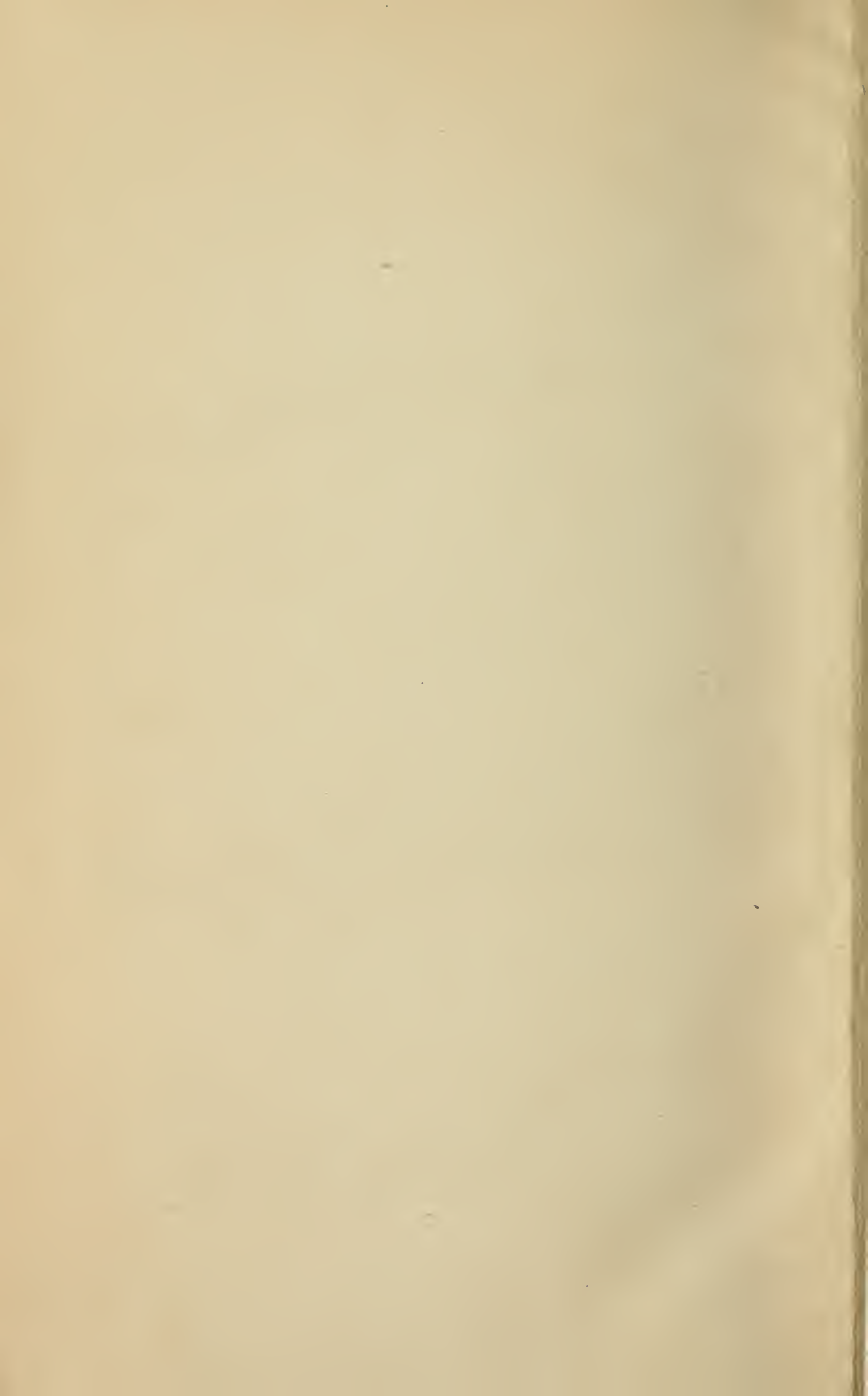
Erde, könnten Klagen ihn zurückführen unter uns, er lebte in Jugend und Kraft! Der Mann aber, über den man in Wahrheit das sagen kann, hat gewiß nicht umsonst, er hat sich und seinem Vaterlande zum Ruhme gelebt, und die allgemeine Achtung steht als Monument über seinem Grabe aufgerichtet.



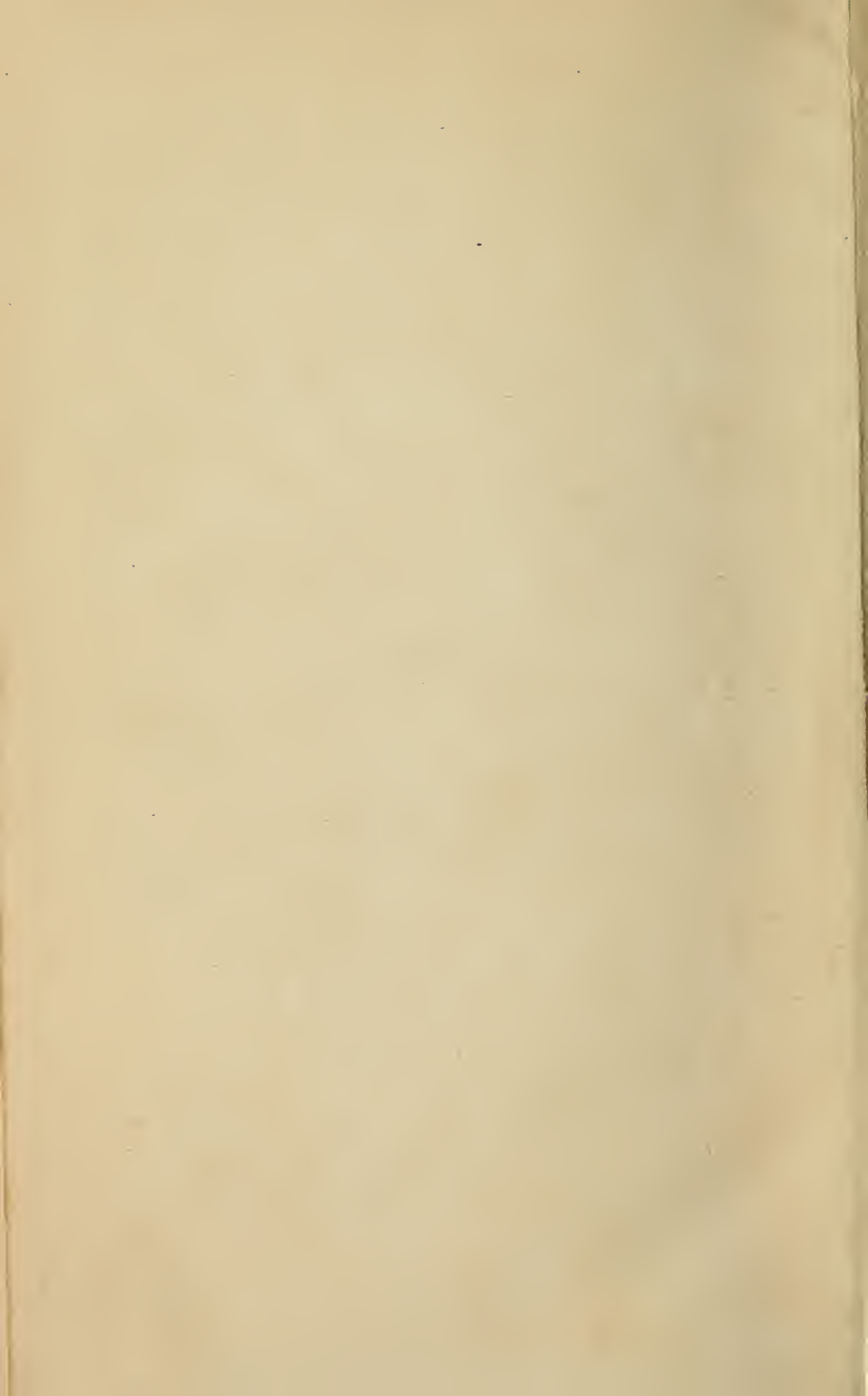
Druckfehler.

pag.	Zeile		statt:		lies:
pag. 51	Zeile	7	statt:	nach Masse	— lies: in dem Maaße
„ 56	„	letzte	„	zuließe	„ zuließ.
„ 89	beisetzen: (für die Vierteljahrsschrift bestimmt)				
„ 114	Zeile	13	statt:	immer unvorsichtiger	„ eine unvorsichtliche
„ 167	„	11	„	Scite	„ Seite
„ 168	„	3 v. u.	„	Ritalität	„ Vitalität.

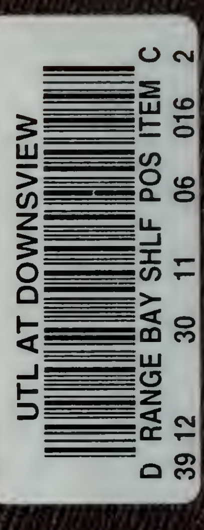









BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 11 06 016 2